

Mode und kultur

Norbert Stern

Mode und Kultur

von

Dr. NORBERT STERN

Mit farbigen Lichtdrucktafeln, Netz- und Strichätzungen nach Kunstwerken, Modekupfern, Zeichnungen und Photographien

DRESDEN - N.
Expedition der Europäischen Modenzeitung (Klemm & Weiß)

Band II

Wirtschaftlich-Politischer Teil

Inhalts-Übersicht

des II. Bandes

Wirtschaftlich-Politischer Teil

Vorwort zum II. Bande

Es gereicht dem Verfasser zur angenehmen Pflicht, an dieser Stelle Herrn Major *Rüber* und Herrn Hauptmann *Hildenbrand*, letzterem in ganz besonderem Grade, seinen Dank auszusprechen. Ihrem Entgegenkommen hat es der Verfasser zu danken, daß dieser Band noch im laufenden Jahre seiner öffentlichen Bestimmung übergeben werden kann, was zur Klärung der kommenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme in manchem Punkte beitragen dürfte.

Die vergleichsweise rasche Erledigung vorliegender Arbeit brachte es mit sich, daß manche Idee nicht so sorgfältig ausgesponnen werden konnte, wie der Verfasser es wünschte. Die verehrlichen Leser mögen dies nachsichtig entschuldigen. Waffendienst und Gedankendienst vertragen sich, besonders in Kriegszeiten, nicht immer in wünschenswerter Weise.

Aus den vielen, teils sehr interessanten Zuschriften, die dem Verfasser nach Erscheinen der ersten Bandes von »Mode und Kultur« zugegangen sind, ersieht er zugleich die Notwendigkeit und die gute Aufnahme seines Werkes. Es ist gar nicht nötig, daß die Leserschaft der Autors Meinung in allem gutheiße. Zum

Denken und Handeln soll das vorliegende Werk anregen, und dies besonders in einer Zeit, die so gebieterisch wie die gegenwärtige Zukunftsreformen auf verschiedenen Gebieten des Kulturlebens verlangt.

Neu-Ulm, Ende August 1915.

I. Kapitel

Im Wechsel der Moden

Wechsel in allem — Zeitlicher und individueller Modenwechsel — Sogar Naturvölker huldigen der Mode — Der übertriebene Modenwechsel als Symbol eines Kulturdefekts — Die wirtschaftlichen Vorteile eines gesunden Modenwechsels — »Pariser Modelle« — Die Mode als Großabnehmerin vieler Industrien und Gewerbe — Wie der Modenwechsel die Industrie und die Industrie den Modenwechsel beeinflußt — Die soziale Bedeutung der amerikanischen Schmuckfedernverbote: Frauenrecht gegen Frauenvorrecht — Ein zu rascher Wechsel der Moden hat Pfuscharbeit und Geschmacklosigkeit zur Folge — Frauen als Modesteuer!

Im Wechsel der Moden

Gibt es ein Ding unter der Sonne, das sich nicht änderte? der nicht dem Gesetze der Wechsels gehorchte? Ändert sich nicht im ewigen Rhythmus von Wachsen und Vergehen, von Steigen und Fallen, von Kommen und Verschwinden alles Bestehende? Und sorgt nicht der Wechsel dafür, daß unter jeder scheinbaren Gleichheit eine wohltuende Verschiedenheit herrscht?

Dem Wechsel scheint die Kraft und die Beharrlichkeit eines Naturgesetzes innezuwohnen. Dieser Ansicht war vor zweieinhalb Jahrtausenden schon Heraklit, als er den philosophischen Satz prägte: Alles fließt. Der Wechsel regiert auch die beweglichen Moden und die scheinbar feststehenden Trachten. Die Verschiedenheit der Länder, der Jahreszeiten, der Kulturströmungen, der Lebensbedingungen, der Berufe, Stände und Individuen trägt schon von allem Beginn an dafür Sorge, daß mannigfache Abwechselung in das Gepräge der menschlichen Kleidung getragen wird. Aber in all dieser wechselvollen Verschiedenheit kehrt doch immer ein Gleiches wieder. Die stofflichen Hüllen des Menschen mögen in ihrer Vielartigkeit ein noch so buntes Bild aufweisen, sie zeigen überall gewisse sich wiederholende Regelmäßigkeiten.

Diese *Gleichheit im Wechselnden* bietet etwas Reizvolles und Beruhigendes zugleich dar. Gebet Hunderttausenden von Menschen die Gelegenheit, aus einem Berge von Stoffen und Schmuckzieraten nach eigener Wahl sich das Material zu ihrer Kleidung zusammenzustellen, so wird sich der bunte Haufen bald in Gruppen auflösen, die in sich ungefähr gleich gekleidet sind. Denn gleiche Anschauungen, gleiche Gewohnheiten, gleiche Triebe, gleiche Temperamente, gleiche soziale Voraussetzungen suchen sich in der Regel auch eine gleiche Kleidhaut.

Jene beinahe metaphysische, das heißt mit Maß und Zahl nicht meßbare Kraft, die das Gleiche im Verschiedenen hervorbringt, trägt wiederum dafür Sorge, daß auch *Abwechslung im Gleichartigen* herrscht. Eine Standes- oder Landestracht mag, oberflächlich betrachtet, ein noch so gleichförmiges Kleidbild darbieten, die individuelle Verschiedenheit der Träger und Trägerinnen bringt es mit sich, daß keines der Kleider dem andern vollkommen gleicht. Und jede Mode nimmt trotz ihrer Uniformität so vielgestaltigen Ausdruck an, wie es Anhänger dieser Mode gibt. Tausend, die »gleiche« Tracht tragenden Oberbayerinnen stellen die tausendfältige Mode, den tausendfach umgestalteten individuellen Modus ihrer Tracht dar. Jede kleidet sich nämlich doch ihrer Eigenart entsprechend. Die eine Bäuerin kann keinen Geschmack an dem Brusttuch der Nachbarin finden, sie wählt ein anders geblümtes. Ihre Nestelung ist eine andere, das silberne Gehäng muß kostbarer sein, die Seide schwerer usw.

Gleichheit?! — Ihr werdet sie haben, rief ein französischer Staatsmann der Revolutionszeit seinen Mitbürgern zu, wenn man euch allen — die Köpfe gleichgemacht hat. Im Leben gilt das Wort: so viele Köpfe, so viele Sinne. Die Menschen wollen gar

nicht einander zum Verwechseln gleichen. Jeder sucht etwas anderes zu sein, einen anderen vorzustellen als sein Mitmensch. Jedermann hat seinen eigenen gestus, gustus und modus. Daher die Grad- und Rangabzeichen innerhalb des Gleichheitstrachten, daher die individuellen Unterscheidungsmerkmale auf dem Gebiete der Mode. Das Wesen des Modenwechsels liegt also in erster Linie im menschlichen und vorzugsweise im weiblichen Wunsche des *Anders-scheinen-Wollens* begründet. Die Massenkonfektion muß sich demnach gegen ein zwingendes psychologisches Kulturgesetz vergehen, wenn sie allzu schablonenhaft, allzu gleichmachend in ihren Kleidschnitten und -farben arbeitet.

Es scheint eine gewisse innere Wechselwirkung zwischen *zeitlichem* und *individuellem Modenwechsel* zu bestehen. Je größer der eine, desto geringer des andere, und umgekehrt. Das will sagen: wechseln die Moden zeitlich so rasch, daß sie von heute auf morgen ein anderes Gepräge annehmen, andere Stoffe verarbeiten, andere Schmuckzierate anbringen, dann ist gewöhnlich die kleidliche Verschiedenheit von Person zu Person eine geringe. Ändern dagegen die Moden nur sehr langsam ihr allgemeines Aussehen, dann wird dafür die individuelle Verschiedenheit eine desto auffälligere. Die Geschichte bestätigt dies an vielen Beispielen. Im Zeitalter der Trachten, also der zeitlich feststehenden Moden, da lebte und konnte sich der individuelle Gestaltungsgeist der einzelnen Frau voll ausleben. So einheitlich das Trachtenbild beispielsweise des Reifrocks sich auf den ersten Blick zeigte, so wies es doch so viele persönliche Varianten auf, als es geistreiche und geschmackvolle Trägerinnen fand.

Das Problem des Modenwechsels gewinnt in unseren Tagen wieder erhöhte Bedeutung. Das *große* Wort nimmt die schnell-

arbeitende großindustrielle Konfektion, die bisher ganz im französischen Banne stand. Sie fordert, daß das beschleunigte Tempo der Frauenmoden auch in Zukunft aufrechterhalten werde. Wer liefert weiterhin, so fragt sie, die vielen notwendigen neuen Modelle und Ideen? Ihr mit eurer deutschen Modereform? — Und sie zuckt die Achseln und schielt nach Paris, von dem sie auch nach dem gegenwärtigen Kriege ihr weiteres Heil erhofft.

Vorausgesetzt, wir wünschten den überraschen Wechsel der Moden beizubehalten, der das letzte Jahrfünft auszeichnete, dann wären wir wie bisher auch weiterhin auf Frankreich angewiesen. Die Franzosen sind uns nun einmal weit überlegen, wenn es gilt, neue, das Weltinteresse in Spannung haltende Ideen *rasch* in Stoffwerte umzusetzen. Diese Kunst haben sie seit Jahrhunderten ausgeübt und ausgebaut und sind darin zu einer gewissen Meisterschaft gelangt. Ob wir wollten oder nicht, wir müßten uns an Paris anschließen, denn der deutsche Geist der Gründlichkeit ist der gallischen Raschfertigkeit nicht gewachsen. Die deutsche Frau aber fände in dem raschen Kommen und Gehen ihrer Moden auch künftighin nicht die Möglichkeit, sich ihrem Wesen entsprechend zu kleiden. Der Maskencharakter ihrer von Paris diktierten Mode bliebe weiterhin bestehen.

Als feststehend dürfen die beiden Tatsachen angenommen werden:

1. *Verbleibt die Frauenmode bei ihrem raschen Wechsel, dann ist es nicht möglich, ihr jene individuell-geschmackliche, allgemein-künstlerische, material-solide und form-echte Note zu geben, die heute die Forderung vieler bildet.* Denn das Gute und Echte brauchen Zeit und Bestand der Materialgrundform, um sich darin einleben und ausprägen zu können.

2. *Sollen Kunst und Kunsthandwerk den ihnen angemessenen Anteil an der Lösung der Kleidfrage erhalten, dann ist es notwendig, daß sich zuerst so etwas wie ein einheitlicher Stil innerhalb der Frauenkleidung bilde, das will sagen, eine stoffliche Kleidgrundform, die den weitesten Spielraum für eine individuelle und zugleich modische Umgestaltung zuläßt.*

Die plastische Mode der engen Röcke war, wie wir im ersten Bande sahen, den Körperproportionen der Pariserin wohl ausgezeichnet angepaßt, aber für unsere Frauen taugte sie nicht. Deren ganze Eigenart verlangt nach einer weiten Kleidung mit breiter Basis, wie sie zur Zeit des wienerischen Biedermeierkostüms besonders schön vorherrschte.

Der Fremde, der sich in Paris ein objektives Urteil über den Charakter seiner Mode bilden wollte, war erstaunt über die Uniformität des Pariser Modenbildes. Eine Dame glich fast zum Verwechseln der andern. Oft konnte man meinen, alle diese Hunderte von eleganten Spaziergängerinnen hätten ihre Toiletten in einem und demselben Atelier arbeiten lassen. Die Pariserin besaß eben einen nur ihr eigentümlichen Kleidstil. In allen Moden bewahrte sie sich eine diesen übergeordnete Kleidtracht. Kurz: Paris hatte *seinen* Stil, und dieser entsprach dem anatomischen, physiologischen und psychologischen Charakter des weiblichen Paris. Was man auf den internationalen Vergnügungsstätten von Groß-Paris, vor allem auf den Rennplätzen zu sehen bekam, erwies sich als ein Mischmasch, der sich wohl echt pariserisch nannte, aber in der Hauptsache das Produkt amerikanischer und deutscher Modespekulanten war, die sich in Paris niedergelassen hatten, um von dorther ihre Moden zu »lancieren«.

Man hört oft sagen, »früher« sei die Mode viel zahmer und beständiger gewesen, als sie dies in unseren Tagen ist. Ja, während der schönen, »goldenen« Zeit, die im Gehirn idealisierender Romantiker je älter, je goldiger erscheint. Die Geschichte erzählt durch den Mund ihrer berufensten Dolmetscher, daß die Römerinnen und Griechinnen und noch weiter zurück schon gewisse biblische Völker dem raschen Modenwechsel huldigten. Die Art, sich zu frisieren, zu schmücken, zu salben, zu kleiden, nahm in jenen Zeiten Formen an, die an Kurzlebigkeit unsere heutigen Moden noch übertrafen.

Bei den *Naturvölkern* scheint es sich nach mancherlei Berichten von Weltreisenden um kein Haar anders zu verhalten. Hören wir, was Friedrich Ratzel über sie zu sagen weiß: »Von vielen Naturvölkern kann man sagen, ohne der Übertreibung beschuldigt zu werden, daß der größte Teil ihrer Gedanken und ihrer Arbeit auf die Verzierung ihres Körpers ausgeht. Diese Völker sind in ihren Kreisen größere *Modenarren*, als es die in der Kultur höchststehenden sind. Die Kaufleute, welche mit diesen einfachen Menschen Handel treiben, wissen, wie ungemein rasch die Moden bei denselben wechseln.«

Wohl haben beispielsweise die griechischen Frauen und Jungfrauen des fünften Jahrhunderts v. Chr. keinen eigentlichen Modenwechsel gekannt, nur eine allen gemeinsame Tracht. Diese Erscheinung findet ihren Grund in der nicht gerade beneidenswerten sozialen Stellung und öffentlichen Wertschätzung der verheirateten Griechinnen jener Zeit. Ihre Rolle in den Augen der Mannes war eine denkbar prosaische. Die Ehefrau sollte nur ihren Kindern und ihrem Hauswesen leben. Außerhalb der vier Wände der Frauengemaches, in der Öffentlichkeit, hatte sie nichts zu suchen.

Fremden Männerblicken durfte sie sich nicht zeigen. So wollte es die gute Sitte, die in der Münzwerkstätte das männlichen Geistes und Willens zum ungeschriebenen Gesetz geprägt worden war. Dieselbe Sitte fand es ganz natürlich, daß die Zunft der leichtlebigen Hetären sich aufs freieste bewegte. Diese Dämchen waren es denn auch, die den Geist der griechischen Mode bis zum letzten Hefenrest erschöpften. Später trat insofern eine Änderung ein, als nicht nur den Hetären, sondern auch den verheirateten Frauen von der Sitte das Recht eingeräumt wurde, sich öffentlich sehen und bewundern zu lassen. Es dauerte nicht lange, und ein unsinniger Modenwechsel, verbunden mit einem ebensolchen Luxusaufwand, rissen ein, die sicherlich mit dazu beitrugen, das griechische Volk zu entnerven.

Eine Veränderungssucht in Haarfrisuren und Kleidraffungen, wie sie grotesker selbst nicht das französische Rokoko wiedersah, war im Rom der Kaiserzeit an der Tagesordnung. Sowie eine neue Mode Allgemeingut der nächstniederen Klassen wurde, ward sie allsogleich von oben her verlassen und durch eine neuere ersetzt. Eine »Nouveauté« jagte die andere. Jede überbot die vorhergehende an Originalität und Absonderlichkeit. Die seltsamsten Blüten zeitigte dieser modische Sensationshunger der vornehmen Römerinnen. So galt es eine Zeitlang für besonders fein, an jedem Finger, mit Ausnahme des Mittelfingers, zwei edelsteinbesetzte, goldene Ringe zu tragen. Eine Modedame hatte also die Kleinigkeit von sechzehn Ringen an ihren schönen Händen. Nicht genug damit. Diese Garnitur von sechzehn Ringen, so bestimmte es die Mode, mußte mit jeder neuen Jahreszeit durch eine andere, gleichwertige ersetzt werden. Die Sommerringe waren leicht und klein gearbeitet, die Winterringe schwer und groß. (Matthias, Der menschliche Schmuck.)



Aus Le Moniteur de la Mode, 1846—47 Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.

In den neunzehn Jahren der Regierung Marc Aurels erschienen die römischen Damen in dreihundert verschiedenen Haarmoden. Die Gemahlinnen und Favoritinnen der Kaiser gaben den gesellschaftlichen Ton und die herrschende Mode an, die übrigen Frauen folgten dem oberen Beispiel. Die Modesucht artete dermaßen aus, daß sie selbst die bildende Kunst ansteckte. Die Künstler mußten nämlich die Porträtbüsten der vornehmen Römerinnen so anfertigen, daß die Haarfrisur mit jeder anderen Haarmode neu ausgewechselt werden konnte.

Daß auch das vielgepriesene deutsche Mittelalter seinen ausgesprochenen Modewechsel hatte, erzählen übereinstimmend die aus jener Zeit stammenden Chroniken. Wohl die angesehenste und ausführlichste ist die »Limburger Chronik«. Sie berichtet: »Wer heuer ein guter Schneider war, der taugt im nächsten Jahre nicht eine Fliege mehr.« Das gilt vom vierzehnten Jahrhundert. Die Herren und Damen haben sehr oft den Schnitt ihrer Kostüme gewechselt, so häufig, daß die Kleiderkünstler im ständigen Umlernen nicht mehr nachkamen. Das damalige Schneiderhandwerk muß also recht zahlreich vertreten gewesen sein. Eine Menge von Luxusgesetzen befaßte sich mit den wie Pilze emporschießenden neuen Moden der beiden Geschlechter. Eine andere Chronik berichtet denn auch, daß mit den Moden auch die Modeschneider von Jahr zu Jahr wechselten. (J. v. Falke, Geschichte des Geschmacks im Mittelalter.)

Zur Zeit Ludwigs XIV. schrieben die Chronisten: »Die Moden verändern sich unaufhörlich. Die Schneider haben größere Mühe, zu erfinden als zu nähen, und wenn ein Kleid das Leben einer Blume überdauert, dann gilt es als überlebt.« (Franklin, La Civilité. I.) Hören wie La Bruyère: »Kaum hat eine Mode eine

andere verdrängt, so wird auch sie schon wieder von einer noch neueren abgesetzt, auf diese wartet schon die nächstfolgende, und auch sie wird nicht die letzte sein.«

Unter Ludwig XVI. nahm dann der Modenwechsel Zeitmaße an, die der Wahnsinn zu befehlen schien. »Jede Woche«, berichtet Mercier im Jahre 1782, »sieht man eine neue Haubenform Mode werden.« Fast ebensoschnell änderten sich die Toiletten. Und erst die Frisuren der Damen! Die schon öfter erwähnten Brüder Goncourt schreiben darüber: »Der Coiffeur nennt sich einen ›Schöpfer‹ zu einer Zeit, da unter allen Moden die Mode der Haargebaude diejenige ist, die am raschesten altert. So schnell tut sie dies, daß Léonard (ein bekannter Haarkünstler) die Gewohnheit angenommen hatte, für ›gestern‹ ›ehemals‹ zu sagen.« Was eine Woche oder gar einen Monat zurück Mode war, galt als vollständig überlebt.

Die Kenntnis solcher Zustände läßt begreiflich erscheinen, was Georg Simmel in dem Satz ausspricht: »Je nervöser ein Zeitalter ist, desto rascher wechseln seine Moden.« Nicht mehr Schönheit und Geschmack bilden die obersten Instanzen. Die Sucht der Originalität, das allgemeine Haschen nach auffallenden Effekten wird zur Haupttriebfeder des ungesunden Modenwechsels.

Geistreiche Zeitalter neigen gerne zu Übertreibungen. Der geistgewappnete Witzmacher nimmt die Stelle des bedächtigen Weisen ein. Der launische Einfall verdrängt in der Mode den Feinsinn der harmonischen Abstimmung von Form und Stoff. Über die Schwelle des Witzigen drängen sich das Fürwitzige und das Aberwitzige. Zuletzt beherrscht der Wahnwitz die Sprache der Kleidung. Dann kommt es zu modischen Überraschungen, deren Anzahl, Geschmacklosigkeit und Taktarmut auf den ge-

sunden Menschenverstand ein schiefes Licht werfen. Das war im ausgehenden Rokoko der Fall. Ein Narrenhaus voll Ideen schlug sich um den vergänglichen Tagesruhm. Eine perverse Erotik vermischte sich mit den übriggebliebenen Resten eines imponierenden Kunstsinns. Goût war égoût und dégoût geworden. Der Geschmack wälzte sich in einer Kloake von Widersinn und Widernatur.

Ein zu *krasser Modenwechsel* bedeutet immer die Objektivation eines *Kulturdefekts*, mag dieser nun sozialer oder wirtschaftlicher Natur sein. In seinem »Tableau de Paris« schreibt Mercier über den unsinnigen Wechsel der Moden am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts: »Die Reize sind nicht mehr befriedigt, sondern abgestumpft, und an Stelle einer pikanten Abwechslung treten bizarre Aufwendungen, die nur den Ekel mit sich führen; das ist der Grund, warum alles wechselt, die Moden, die Trachten, die Sitten, die Sprache, ohne Sinn und immerfort.«

Charakteristisch ist, daß mit dem übertriebenen Modenwechsel gleichzeitig auch eine ausgeprägte Veränderungssucht auf anderen Kulturgebieten sich einzustellen pflegt. Was viele Erzeugnisse der Malerei, der Architektur, der Literatur, der Kunstwissenschaft, der Musik, der Tanzkunst und verwandter Gebiete des letzten Jahrzehnts anbelangt, so kann man sicherlich von ihnen nicht behaupten, daß sie zahmer gewesen seien als die gleichzeitigen Kleidermoden.

So wichtige technische Errungenschaften wie Presse, Telephon, Telegraph und Rotationsmaschine mußten naturgemäß für die schnelle Verbreitung der Moden außerordentliche Bedeutung erlangen. Sie ermöglichten unseren Modehäusern, auf dem raschesten Wege zu erfahren, was man in Paris an neuesten

Moden trug. Die glänzend vervollkommnete Vervielfältigungstechnik ermöglichte es den illustrierten Zeitschriften, die letzten Pariser Kleidmodelle, kaum daß sie entstanden, im Bilde zu bringen. Auf diese Weise gelangten schon nach kürzester Frist die Modellneuheiten vor das Auge eines hunderttausendköpfigen weiblichen Publikums.

Von geschmacklichem Nutzen konnte eine derartige kaleidoskopartige Vorzeigung der jüngsten Modeschöpfungen gewiß nicht sein. Die großen Richtungslinien der Mode, die in ihren Glanzzeiten stets festzustellen waren, mußten dabei verloren gehen. Einem krassen Individualismus waren Tür und Tor geöffnet. Die Schneider konnten «schöpfen», was sie wollten, die Frauen tragen, was sie für gut fanden. Wer in den großen Tageszeitungen die meisten Stimmen zu beeinflussen verstand — und darin war die Konfektion Meisterin —, der beherrschte den Modenmarkt und die Modeform. Es siegte die *Annonce*, aber beileibe nicht der *Geschmack*.

Vom *wirtschaftlichen* Standpunkte aus kann ein gesunder Wechsel in den Kleidermoden nur hochwillkommen geheißen werden. Ausgaben für die Mode sind Verdienstquellen der Handwerker und Arbeiter. Das Mehr an Geld, das Frauen für gediegene, echte und nach Bedarf kostbare Stoffe und Besatzteile aufwenden, kommt ebensowohl ihnen selbst zugute, als diese Summen andererseits wieder die Textilindustrie stärken und geschmacklich fördern. Wenn die Stoffabrikanten für ihre Erzeugnisse bessere Preise erzielen, dann ist es ihnen wiederum möglich, geschultere Arbeiter heranzuziehen, geübtere Musterzeichner zu beschäftigen, kostspieligere Experimente anstellen zu lassen. Denn dies alles, mit reichlichen Ausgaben verknüpft, gehört dazu, um die Mode qualitativ zu heben.

Es hat keinen Sinn, von der Textilindustrie zu verlangen, sie solle das Beste herstellen und zugleich die billigsten Preise berechnen. Sie kann entweder das eine oder das andere, niemals beides zusammen tun. Sie machte euch billige Preise, verfertigte aber auch ihre Waren diesen Preisen entsprechend. Sie wollte immer billiger fabrizieren und gelangte derart auf den Ausweg der Stoff- und Schmuck*imitationen*. Was ihr Frauen durch eure Mode wollt, das bekommt ihr auch. Seid dessen gewiß, denn Frauenmode war noch immer Stoff gewordener Frauenwille. Paris habt ihr ohne Bedenken die größten Summen für Toiletten hingelegt, wenn ihr *vermeintlich* echt französische Kleider euch anschaffen wolltet. Unterstützet ihr Konsumentinnen die deutsche Mode so, wie ihr seither die französische bedacht habt, und ihr könnt gewiß sein, eure Zukunftskleidung wird nicht nur ebenso schön, sondern viel anmutvoller euch erscheinen lassen als die vergangene Pariser Mode, der es doch nur darum zu tun war, euer Geld an sich zu ziehen, aber nicht, eure natürliche Reizkraft durch das Kleid zu heben.

Ein Beispiel für viele, von der Besitzerin eines angesehenen Modehauses in einem unserer ersten deutschen Weltbäder dem Verfasser selbst erzählt — «Sie wissen nicht, Herr Doktor, welche Schwierigkeiten es auf sich hat, gerade die vornehme deutsche Dame von ihrem Wahne zu heilen, nur Pariser Toiletten, das heißt, in Paris entworfene, gearbeitete und gekaufte Kleider, könnten elegant sein. Umsonst wende ich alle Mittelchen an, meine Kundinnen vom Gegenteil zu überzeugen. Sie verlangen durchaus von Paris stammende Modemodelle. Ich fahre also vor jedesmaligem Saisonbeginn nach Paris, lasse mir dort möglichst viel des Neuen zeigen, kaufe aber gewöhnlich nur ein Modell, um eben

ein solches gekauft zu haben. Im übrigen trage ich, soviel als ich kann, mit den Augen weg und mache mir meine Notizen. Zu Hause angekommen, lasse ich durch die Zeitungen bekannt geben, daß das Haus So-und-so nach Rückkehr seiner Besitzerin von Paris seine neuesten Kleidmodelle für die Kundschaft bereit hält. In Wahrheit bestelle ich mir womöglich schon von Paris aus nach meiner Wohnung auf die Stunde nach meiner Rückkehr alle Stoffe und Zutaten, die die »*Pariser Modelle*« ergeben sollen. Die Nacht nach meiner Ankunft arbeite ich mit meinen geschicktesten Arbeiterinnen durch. In kurzer Zeit ist die vollständige Kollektion Pariser Toiletten fertiggestellt. Sie gehen weg wie die frischen Semmeln. Mit den erzielten Preisen kann ich außerordentlich zufrieden sein. Unsere Damen *wollen* einfach belogen sein. Und dafür zahlen sie Summen, die ihnen für eine deutsche Arbeit unter deutschem Namen hinzulegen nie einfallen würde.«

Es ist notwendig, unsere Damen darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich nur selbst betrügen, wenn sie in Deutschland sogenannte echte Pariser Modelle um ein Mehrfaches ihres wahren Wertes bestellen. Und wenn sie in eigener Person nach Paris fahren, um ihre Modeeinkäufe an der Quelle zu machen, was dann? Dann geraten sie in ein deutsches oder österreichisches oder amerikanisches Modenhaus, das seinen Charakter hinter einem französischen Sprachverhang verbirgt. Denn von den vielen, vielen Pariser Weltmodehäusern sind nur einige ganz wenige wirklich französischen Ursprungs und arbeiten zudem noch mit fremden Hilfskräften. Die Poiret, Bechoff-David, Wagner, Paquin, Linker, Brandt, Bernard, Beer und wie sie alle sonst noch heißen mögen, sind gute oder schlechte Deutsche, wie man sagen will, und segeln

eben zum erfolgreicheren Kundenfang unter französischer Modeflagge.

Der Krieg hat uns allen, auch den Frauen, die Augen darüber geöffnet, wie notwendig es ist, daß ein Staat finanziell in jedem Augenblick so gut wie möglich gerüstet dasteht. Treibet vaterländische Wirtschaftspolitik, ihr Frauen, indem ihr nicht nur jetzt, sondern für alle Zukunft einheimische Modeerzeugnisse bevorzugt und verlangt! Damit veranlaßt ihr die Konfektions- und feinen Maßgeschäfte, ihre Erzeugnisse deutsch zu nennen. Den vielen Textilfabrikaten, die seither von Deutschland und Österreich nach dem Auslande wanderten, um von dort, mit einem fremden Stempel versehen und um das Doppelte verteuert, wieder zu uns zu kommen, erspart ihr den doppelten Weg und euch doppelte Kosten, wenn ihr sie unter richtiger Herkunftsbezeichnung verlangt.

Von mancher Seite aus ist der Wunsch laut geworden, die Frauen möchten nicht mehr so viel wie ehedem für ihre Kleidung ausgeben. Wir können uns diesem Verlangen nicht anschließen. Es würde wirklich schlecht um Handel, Gewerbe und Industrie stehen — dieser Meinung sind wir mit Heinrich Klemm —, wenn die Menschen und insbesondere die Frauen die Mode vernachlässigten. Die Mode ist und bleibt der mächtige Impuls für das Handwerk, für Fabrik und Heimarbeit, für alle schönen Künste. In seinen »Polizeibetrachtungen über die Moden« sagt I. H. G. von Justi: »Nichts kann den inneren Verbrauch des Landes mehr vergrößern und den Umlauf der Waren lebhafter gestalten als die öftere Abwechslung der Moden.«

Es berührt ganz eigentümlich, wenn man noch hier und dort einem geringschätzigen Urteil über die Mode begegnet. Der Be-

treffende hat sicherlich kaum einen Begriff davon, wie tief das Kleidwesen unser Industrie- und Wirtschaftsleben beeinflußt. Die Mode setzt die großen Tuch- und Seidenfabriken in Nahrung, sie bringt den vielen Woll-, Baumwoll-, Leinwand-Spinnereien und -Webereien lohnende Aufträge, sie beschäftigt die Stickerei- und Spitzenmanufaktur, nimmt den Textilmaschinen-, den Nadel-, Scheren- und Nähmaschinenfabriken ihre Erzeugnisse ab, sie versorgt die Gold- und Kunstschmiede mit Aufträgen, ebenso die Silberarbeiter, die Juweliere, die Posamenterien. Die Mode beeinflußt das Uhrmachergewerbe, sie ist Großabnehmerin der Fabriken für künstliche Blumen. Ebenso verdanken die Blumengeschäfte der Mode sehr viel. Die Schmuckfedernindustrie ist vollständig von der Mode abhängig und damit ein beträchtlicher Teil der Vogelzucht. Ähnliches gilt von der Jägerei. Tausende von Jägern finden reichen Verdienst, solange die Mode gewisse Tierpelze bevorzugt. Die Schafzucht, die Seidenraupenzucht liefern ihre Erzeugnisse an die Mode ab. Nicht zu vergessen sind die Schuh-, die Schirm-, die Handschuh-, die Hutfabriken, -gewerbe und -geschäfte, die doch allesamt von der Mode leben. Lieferanten der Mode sind ferner die Kartonagenfabriken, die feinen Papiergeschäfte, die Luxuslederindustrie, die Knopf- und Stahlwarenfabrikation, die Fächer- und Puderindustrie. Die Friseure und Masseure könnten nicht bestehen, wenn die Mode nicht diese oder jene Frisur oder Barttracht vorschriebe und den Damen nicht zur Vorschrift machte, ihren Körper aufs sorgsamste zu pflegen.

Weiterhin sind an der Mode direkt beteiligt die mächtige Konfektionsindustrie, eine Unmenge von Modewerkstätten und kunstgewerblichen Anstalten. Die Mode bedeutet das tägliche Brot für ein Heer von Zeichnern, Malern, Entwerfern. Sie be-



Aus La Mode, 28. 1836, 3. Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.



Aus Le Moniteur de la Mode. 1867–68 Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin

schäftigt Schnittmusterinstitute, Redaktionen und Druckereien. Was würden die Verleger von Zeitschriften und Zeitungen sagen, wenn eines Tages die einträglichen Modeinserate fehlen würden? Die Mode kultiviert das vornehme Plakat und die geschmackvolle Plakatschrift. Sie ist das einzige Erwerbsfeld der Schneider und Schneiderinnen, der Modistinnen und Näherinnen, ebenso Hunderttausender von Heimarbeiterinnen. Fabrikanten, Handwerker, Arbeiter, Künstler, Schriftsteller, Verleger, Händler, Vermittler, sie alle haben ihren mehr oder weniger großen Anteil an der Mode und ihrem Wechsel. Aber auch die Möbelindustrie ist naturgemäß eng mit dem Modegewerbe und Modewechsel verknüpft. Denn Kleider und Zimmereinrichtungen haben überall, wo sie auf ihrer kunstgewerblichen Höhe standen, den gleichen Geschmack und Stil verkörpert. Schließlich sind Mode und Fremdenindustrie so vollkommen miteinander verwachsen und voneinander abhängig, daß die eine kaum ohne die andere leben kann. Das beweisen die Fremdenzentralen der Seebäder und eleganten Städte, in denen es zum guten Ton gehört, seinen persönlichen Geschmack und Besitz in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen.

Wir sehen also, die Mode ist eine Angelegenheit von eminenter wirtschaftlicher, sozialer und verkehrstechnischer Bedeutung. Eine Änderung ihrer Stoffe oder Formen muß notgedrungen viele andere wirtschaftlich-industrielle Gebiete beeinflussen, indem diese zeitweise entweder gelähmt oder in ihrer Produktion gestärkt werden. Wir wollen hier ein Beispiel dafür anführen, wie scheinbar fernliegende Gebiete eine Mode zu berühren vermag. Die vergangenen Jahre brachten für die eleganten Damen die Mode, kleine Hündchen in Riesenmuffen spazieren zu tragen, ähnlich wie es in den Jahren 1675 bis 1683 der Fall war. Diese Gepflogenheit tat dem

Handel und der Aufzucht großer Hunde merkbare Einbuße, wie uns ein Hundezüchter versicherte. Die einstigen vierbeinigen Begleiter der vornehmen Dame, die schattischen Schäferhunde und die russischen Windhunde, kamen ganz einfach außer Mode, und das winzige Bologneserhündchen hatte die Ehre, grande mode zu sein.

Die große Mechanische Weberei in Zittau verteilte im Geschäftsjahre 1911/12 eine Dividende von 6 Prozent gegen eine solche von 10 Prozent im vorhergegangenen Jahre. Diesen Gewinnrückgang hatte vornehmlich der Übergang vom weiten zum engen Frauenkleid auf dem Gewissen. In dem vom Aufsichtsrat für das Jahr 1910/11 herausgegebenen Geschäftsbericht lesen wie: »Durch die Mode der engen Röcke und Kleider und die dazu verwendeten vielerlei Stoffe, die außerhalb unserer Fabrikation liegen, ist der Gesamtverbrauch in Damenkleiderstoffen ganz wesentlich zurückgegangen, was sich namentlich in der letzten Saison in allen Textilbranchen bemerkbar machte.«

Wenn im Jahre 1914 die Mode des Frauenkleides wieder eine Neigung zur größeren Stoffülle zeigte, so mochte daran die allgemeine Unzufriedenheit der Webereien, Spinnereien, Seiden- und Tuchfabrikanten mit den stoffarmen engen Röcken mitgewirkt haben. Die Industrie ist öfters Urbeteiligte am Modenwechsel. Mit ihr sind es aber auch die kulturellen, sozialpolitischen, künstlerischen Bestrebungen, die wichtigen Zeit- und Tagesereignisse, die einen bedeutsamen Einfluß auf die Andersgestaltung der Mode ausüben.

Wenige ahnen wohl, welche außerordentlichen Werte gewonnen werden oder verloren gehen, wenn es beispielsweise heißt: man trägt in diesem Winter keine Samtstoffe, nur Seiden-

gewebe! Manche Samtfabrik kann durch dieses einfache Dekret ihren Betrieb schließen müssen oder muß auf Vorrat, d. h. mit totem Kapital arbeiten. Das gute oder schlimme Schicksal Zehntausender von Arbeitern wird für längere Zeit durch den Wechsel einer Mode entschieden. Industrien gehen ein, andere tun sich mit vollen Segeln auf, wenn eine neue Mode erscheint. Als einst die Mode den Reifrock brachte, bedurfte das Kleidgewerbe ungeheurer Mengen von Fischbein. Ein derartig großer Bedarf ließ in Holland eine Aktiengesellschaft mit 600 000 Gulden Grundkapital erstehen, die es sich zur Aufgabe machte, das nötige Fischbein herbeizuschaffen. Diese Gesellschaft setzte eine mächtige Schar Walfischfänger in Brot, dadurch wieder hob sich der Bedarf an Fischerbooten. So zieht eine modische Änderung eine ganze Reihe von wirtschaftlich-industriellen Verschiebungen hinter sich her.

Oft sind es Umstände geringfügiger Art, von niemandem vorausgesehen, die eine Mode beeinflussen oder gar hervorrufen können. Als die Damen mit ihren langen Hutnadeln den schönen Schrecken aller Theaterbesucher, Trambahngäste und Reisenden bildeten, sahen sich die Behörden infolge der unaufhörlichen Klagen des Publikums bald gezwungen, gegen die gefährlichen Hutspieße einzuschreiten. Das Tragen der ungeschützten Hutnadeln wurde von der Polizei kurzerhand verboten. Entweder mußten die Frauen auf ihre Nadeln verzichten — und das taten sie nicht gern —, oder es mußte ein schlauer Kopf auf die Idee kommen, *Nadelschützer* herzustellen und sich patentieren zu lassen. Das geschah denn auch. Im Elsaß tat sich eine Hutnadelschutz-Fabrik auf, die sogleich reich mit Aufträgen versehen war. So hatte die Mode der großen Hüte, unterstützt von Polizeiverordnungen, eine eiserne Mode ins Leben gerufen. Und so ruft

fast eine jede neue Kleidermode auf verwandten Nebengebieten mehr oder minder bedeutende Umwälzungen hervor.

Auch gewisse *soziale* Gegensätze können dazu beitragen, eine bestehende Mode von Grund auf zu ändern oder sie gar unmöglich zu machen. Als im Jahre 1913 durch das *amerikanische Einfuhrverbot von Schmuckfedern* jeder Art die kostbaren Reiher- und Straußfedern sich von dem einträglichen Modemarkt des neuen Weltteils ausgeschlossen sehen, mußte die Mode wohl oder übel dieser neugeschaffenen Tatsache Rechnung tragen. Sie tat es, indem sie an die Stelle der Federnmode die Hutmode der Tüllgarnierung und Seidenbandknotung setzte

In einem großen Irrtum dürften all jene befangen sein, die der Meinung sind, aus ethischen Gründen hätte die Regierung der Vereinigten Staaten das Schmuckfedernverbot diktiert. Die Amerikaner sind nicht empfindlich, wenn es sich um nutzbringende Geschäftsangelegenheiten handelt. Das beweist die gerade in ihrem Lande unerreicht ausgebreitete Jagd auf Pelztiere aller Art, das beweist ihre systematische Ausnützung und Auspressung der menschlichen Arbeitskraft, das beweist aber namentlich, wie wir ergänzend hinzufügen, ihre beispiellos unmoralische Art, mit der sie durch riesenhafte Waffen- und Munitionslieferungen an unsere Gegner den menschenmordenden Völkerkrieg vom sicheren Port des materiell interessierten Zuschauers aus nähren und verlängern

Die Triebfeder des amerikanischen Federneinfuhrverbots liegt tiefer als in dem sogenannten Mitleid mit den Reihere und Straußen, sie liegt in der eigenartigen Vormachtstellung der arbeitenden Amerikanerin begründet. Dieses scheinbar ethischen Motiven entspringende *Federnverbot* bekundet nichts mehr und nichts weniger

als den *Augenblickssieg der arbeitenden Amerikanerin über die nicht arbeitende*, den Triumph der Biene über die Drohne.

Der Konkurrenzkampf der Frauen untereinander ist um kein Haar weniger scharf als der der Männer. Wenn er nicht so laut und kriegerisch sich austobt wie dieser, so ist er darum um so erbitterter und schärfer. Doch verläßt er nur selten die Formschranken des gesellschaftlichen Übereinkommens. Wie kann die berufstätige und berufspflichtige Amerikanerin so teure Schmuckstücke wie echten Reiher und Paradies tragen, wenn sie den Tag über in ihre Arbeit eingespannt ist? Solche kostspieligen Moden sind nur für jene Plutokratinnen geschaffen, die über die nötige Mußezeit verfügen, um ihre eleganten Federn auch in einer ihnen angemessenen Umgebung zu zeigen. Nun ist nicht nur Geld gleich Zeit, sondern auch Zeit gleich Geld. Es prunken also, wenn wir so sagen dürfen, die reichen amerikanischen Nicht-Arbeiterinnen mit ihrer frei verfügbaren Zeit. Sie plakatieren ihr Zeithabe als ein im vorwärtshastenden Dollarika hochgewertetes *soziales Vorrecht*.

In einem republikanischen Gemeinwesen, wie dem der Vereinigten Staaten, wo die Frau eine so bedeutende, männerbeherrschende Rolle spielt, mußte diese öffentliche Zurschautragung besonderer *Klassenvorrechte* (durch die Trägerinnen der feinen Federn) auf den anderen Teil des weiblichen Geschlechts verletzend, demütigend, neiderregend, zur Gegentat auffordernd einwirken.

Die seltenen Federn auf den Hüten und Frisuren der reichen Amerikanerinnen übten etwa die gleiche Wirkung aus wie die purpurnen Mäntel und golddurchwirkten Kleider im absolutistischen Alt-Europa. Die einstigen Kleiderverordnungen weltlicher Natur

richteten ihre Spitze fast ausnahmslos nach unten. Im republikanischen, femininen Amerika sehen wir das Umgekehrte eintreten. Logischerweise. Das Schmuckfedernverbot wandte sich *gegen die oberen Zehntausend!* Es war Protest und Sieg zugleich der *Frauenrechtlerinnen gegen die gesellschaftlich bevorrechteten Frauen!*

Wir werden noch öfters sehen, daß der Kampf und Wechsel des Frauenmoden meist den Streit und die Wechselerfolge von sich befehdenden, irgendwie politisch gearteten Ideen im Bilde des gerade vorherrschenden Zeitkleides widerspiegeln.

Was amerikanischen und englischen Suffragetten recht war, mußte es noch lange nicht unseren Frauen sein. Wir hatten keinen politischen Grund, das amerikanische Schmuckfederverbot nachzuahmen. Zugegeben, daß diese Frage einige Afrikaforschende und Tiergartendirektoren von Namen lebhaft interessieren mußte. Der deutsche Staat jedoch besaß keinen Rechtstitel, der Frauenmode in Verbietung eines ihrer schönsten und von jeher angewandten Schmuckelemente Zwang anzulegen. Auch in diesem Punkte, wie so oft, waren es die Franzosen beiderlei Geschlechts, die ihren sicheren geschmacklichen und politischen Standpunkt vertraten. Sie ließen den Amerikanern verkünden, wenn in einer gewissen Zeit des Frankreichs Modegewerbe schädigende Schmuckfederverbot von seiten des amerikanischen Regierung nicht aufgehoben würde, sähen sie von einer Beschickung der Weltausstellung in San Franzisco (1915) ab.

Bei einer *zu rasch* sich abnützenden und wechselnden Mode überwiegen die Schäden die Vorteile. Schon Friedrich Theodor Vischer hat in seinem netten Schriftchen »Mode und Cynismus« der Meinung Ausdruck gegeben, man könne nicht Gewänder mit

dem edlen Schmucke echten, kostbaren Metalls tragen, wenn mindestens alle Jahre gewechselt sein müsse. Die Kindersucht des Neuen bedeute den Untergang jeder schönen Form. Was hätte Vischer erst gesagt, wenn er Zeuge all der wechselvollen Übertreibungen der letzten Frauenmoden gewesen wäre?

Mit dem übertriebenen Wechsel der Moden können nur Leute einverstanden sein, denen nichts daran liegt, wenn mühsam zusammengetragene Kulturwerte geschmacklicher und sozialer Art verloren gehen, wenn das Oberflächliche auf Kosten des Gediegenen triumphiert. Vor lauter Neulernen und Umlernen kommen die kleinen und großen Modewerkstätten nicht mehr dazu, sich in den Schönheitswillen einer Modeform richtig einzuleben. Die Feinarbeit in der Mode muß sich in dem Maße der oberflächlichen *Pfuscharbeit* nähern, da das Tempo der Mode sich beschleunigt. Ist dieses durch den hastigen Vorwärtsdrang einer modischen Großindustrie endlich an einem Punkte angelangt, wo es nicht mehr rascher geht, dann tritt das ein, was wir unlängst noch hatten: das Modekleid, ehedem eine peinlich genaue Präzisionsarbeit, nimmt *lose Formen* an. Die industrielle Nachschaffung von *losen Moden* erfordert viel weniger Zeit und Genauigkeit als die Arbeit einer gutsitzenden Kleidung. Man machte es insbesondere durch die schlappigen Blusen der letzten Zeit den Schneidern und Schneiderinnen, aber vor allen Dingen der Konfektion möglichst bequem, die schnell, allzuschnell aufgekommene neueste Modesilhouette ohne besondere Mühe herzustellen. Die Frau war der betrogene Teil. Ihre Kleider nahmen an Arbeitsaufwand ab, stiegen aber gleichzeitig beträchtlich im Preise. Der einzelnen Frau machte man vor, die »Façon« müsse besonders bezahlt werden. Es lebe die Façon! . . .

Jener Mode, die zu rasch ihre Formen und Stoffe wechselt, kann die Schönheit nicht mehr als Führerin dienen. *Das Auffallende muß* herbei, damit bei der kurzen Lebensfrist der einzelnen Moden eine jede genug psychologische Reizkraft hentze, um das Interesse der männlichen Welt immer wieder auf sich zu lenken. *Das Raschwechselnde hat naturlogisch gröbere Sinnenreize notwendig, um beachtet zu werden, als das langsam und stetig Wechselnde.* Bei letzterem genügt nämlich schon die Änderung einer Kleinigkeit, um die Toilette andersartig erscheinen zu lassen, während im schnellen Wechseltempo gleich das ganze Kleid ein anderes Gepräge erhalten muß, damit die Änderung sich überhaupt bemerkbar mache. So treibt ein Keil den andern.

Schließlich hielten gewisse tonangebende Modeschöpfer es gar nicht mehr für notwendig, etwas Schönes herzustellen. Ihr einziges Sinnen und Trachten ging darauf hinaus, Neues, »Noch-nicht-Dagewesenes« darzubieten. Von den Gefühlswerten der Mode, wie sie in echt künstlerischen Zeitaltern verstofflicht wurden, ging einer nach dem andern verloren. An ihre Stelle rückten die *intellektuellen* Werte. Die Suche und die Sucht nach Neuem tyrannisierte allmählich — dem Gesetze der psychologischen Übertreibung gehorchend — ihre kleidschöpfenden Individuen so sehr, daß es gewisse Schneider allmählich geschmacklos fanden, geschmackvoll zu arbeiten. Und sie zeigten noch obendrein in ihren Modeschauen diese ihre Ansicht frei und frech.

An welchen Ufern des Uferlosen sollten derartige Gepflogenheiten endlich landen? Konnte es denn so weitergehen, wie es in der Mode vorwärts und abwärts ging? Durfte die Frauenwelt, die Hände untätig im Schoß, euch fernerhin zusehen, wie die Haute Couture sich hrüstete, die Schneider seien nicht mehr



Aus Le Moniteur de la Mode, 1844–45   Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin

für die Damen da, sondern die Damen für die Schneider? Feingefühl, Geschmack, gesunder Menschenverstand, Wirtschaftlichkeit, Frauenmut, Frauensitte, Frauenkunst! tretet hervor aus eurer Zurückhaltung! zeiget der Mode, daß sie sich noch auf eure Mithilfe verlassen kann, wenn es gilt, sie und euch vor einer schmählichen Entartung zu bewahren! Eine Verbesserung des traurig armen Modenbildes der jüngsten Gegenwart kann aus den Kreisen der Frauenwelt, der selbstschneidernden Frauenwelt, und nur aus ihnen heraus, zur Möglichkeit und Tat werden.

Weniger Wechsel, mehr Kunst! weniger Blendmittel, mehr Echtheit in Material und Arbeit! das sind die Forderungen, die jede Frau von Geschmack und innerer Vornehmheit an die Mode zu stellen berechtigt ist, die Forderungen, an deren Verwirklichung sie mit allen Kräften arbeiten sollte. Zu ihrem ureigenen, materiellen und ideellen Vorteil und Vorzug. Die allzuschnell wechselnde Mode kann keine Mode der Feinheit und Eleganz sein. Ihr kurzes Leben führt sie im Nu vom Kindheitsstadium zum Greisenalter. Schlimm ist es um eine Mode bestellt, deren neuestes Modell die Frau schon am ersten Tage, da sie es an sich trägt, mit der bangen Sorge erfüllt: *Wie lange noch?*

Wie lange noch? — Und die Toilette, die ihr da als dernier cri bewundert, ist veraltet! Wie lange noch? — Und die neuere Robe wird ebenfalls dem Urteilsspruch »passée!« verfallen! Wie lange noch? — Und das dritte, das vierte neueste Kleid wird gealtert, veraltet sein! Wofür hat dann das viele Geld zu diesen Moden gedient? Nur zu dem sehr vergänglichen und oberflächlichen Ende, einigemale öfter des Jahres als die Freundin sagen zu können: »ich trage das *Aller*neueste!« Wieviel wirklich Gutes, Vornehmes, Geschmackvolles, Echtes hätte man für diese dem *Nur-Wechsel* ge-

opferten Summen anschaffen können! Legen Sie sich doch, meine sehr verehrten Leserinnen, diese Fragen zurecht, und die Mode, diese *unpersönlichste* aller Mächte, diese in Ihnen selbst *urpersönlichste* aller gestaltenden und wollenden Kulturtriebe, die Mode wird Ihnen Dank wissen. Sie wird durch Ihr schönes und edles Beispiel hindurch Anhängerin nach Anhängerin des Vernunftgemäßen, des Geschmack- und Würdevollen werben.

Die Wirkung aller Eleganz bestand von jeher in ihren *einfachen* Mitteln. Zu dieser schönen und ruhigen Einfachheit zu gelangen, setzt allerdings fleißige Übung und sorgfältiges Studium voraus. Schnell wechselnde Moden sind die größten Feinde wahrer Eleganz. Sie ertöten den Sinn für das Echte, sie fördern den Hang nach dem Scheinhaften und Oberflächlichen. Hören wir, was eine so geschmacksichere Autorität wie die führende Pariser »*La Mode*« aus dem Jahre 1830 über dieses Thema sagt: »*Die vornehme Mode ist ihrer Natur nach unveränderlich, sowohl die Mode der feinen Modehäuser, als auch die des feinen Publikums. Mit Verachtung sieht sie auf die sich jagenden Neuheiten herab, die nur geschaffen sind, um der Eitelkeit einer besonderen Klasse von Frauen zu frönen.*«



Aus Les Modes Parisiennes 1852 Lipperheide'sche Kostümbibliothek Berlin

II. Kapitel

Industrie-Eleganz

Konfektionierte Eleganz — Antike und moderne Kleidung — Eleganz und Persönlichkeit sind unzertrennlich — Deutschen Namen für deutsche Art — Die Wortmaske »Paris« — Die Raschlebigkeit unserer Zeit Mitverantwortliche für die Konfektionsmängel — Wirtschaftliche, soziale und ästhetische Nachteile der Massenkonfektion — Paris und die deutsche Konfektion — Handwerk gegen Kleidindustrie — Gehobene Eleganz — Das Kleid der Oberflächlichkeit erzieht auch zur Oberflächlichkeit — Je schlappiger desto vornehmer — Amtliche Bemängelung der Konfektion — Konfektion gegen Konfektion — Maßarbeit gegen Massenarbeit.

Industrie-Eleganz

Der Geschmack eines Volkes ist immer von dem ihm Nächstliegenden, von seiner Kleidung, ausgegangen. Dort, wo nicht peinliche Sorgfalt auf die persönlich gestaltete Kleidung verwendet wurde, lag auch der Geschmack in allen anderen Dingen darnieder. Wie kann ein feiner Sinn für das Schöne eines Stadtbildes, die Harmonie einer Hausfassade, das Zusammenpassende einer Wohnzimmereinrichtung sich heranbilden, wenn der Sinn für das Bild, für die Fassade, für den Schmuck des eigenen Ichs fehlt, nicht geweckt wird oder im Verkümmern begriffen ist?

Eine so mächtige Größe, wie sie die deutsche *Konfektion* darstellt, hat sicherlich ihre wirtschaftliche Berechtigung. Es müssen zwingende Gründe gewesen sein, die der Konfektion erlaubten, sich zu einem solch starken Wirtschaftsfaktor heranzubilden, daß sie heute fast das gesamte Gebiet der Mode beherrscht. Fern liegt es uns, diese mit einem großen Risiko arbeitende und bedeutende finanzielle Werte schaffende Organisation der Konfektions-Industrie *an sich* bekämpfen zu wollen. Aber wir haben es uns nun einmal zur Aufgabe gemacht, die Kräfte und Methoden der Mode zu untersuchen, und so können wir nicht umhin, auf das Bedenkliche so mancher Konfektionspraktiken hinzuweisen.

Wir dürfen nicht weiter tatenlos zusehen, wie die Konfektion um des lieben und gewinnbringenden schnellen Kleidwechsels willen unbarmherzig soziale und ästhetische Werte über Bord wirft, deren Verlust und Verzicht uns den Spott der ganzen geschmackskundigen Welt zugezogen hat. Mit den Fingern deutete man vom Auslande her auf unsere geschäftige Kleidindustrie, die anstatt mit großem Können mit großen Worten und Schriftzügen aufwartete. Die Massenkonfektion scheute nicht einmal davor zurück, das Persönlichste, die *Eleganz, zu industrialisieren.*

Darin liegt ein krasser kultureller Widerspruch. Menschen, denen die persönliche Kultur der Kleidung nicht nur ein leeres Schlagwort bedeutete, wollten von einer konfektionierten Eleganz auch bisher nichts wissen. Es war der größte Fehler der Massenkonfektion, daß sie sich auf ein Gebiet begab, das sie rein gar nichts anging. Mit ihren nur auf das Äußerliche zurechtgestutzten Manieren mußte sie ins Stolpern geraten, sobald sie sich auf das vornehme Parkett wagte. Mit anderen Worten: solange die Massenkonfektion sich mit der Herstellung einer losen Zweckkleidung beschäftigte, leistete sie Befriedigendes, ja Hervorragendes. Im Bereiche der Sportkleidung, der Arbeitskostüme aller Art, der Mäntel, der Wäsche tat die Konfektion ihre vollen Dienste. Aber sowie sie daran ging, auch die Repräsentations- und Gesellschaftskleidung herzustellen, verfiel sie von einer Lächerlichkeit in die andere. Massenherstellung und Kleidkultur, Schablone und Gesellschaftsanzug sind nun einmal Paare, die so wenig zusammenpassen wie Affe und Pfau.

Bis es zur Massenherstellung der Konfektionsware kam, mußten viele Jahrhunderte den Zeitstrom hinabfließen. Zuerst hingen sich die Menschen ihre primitive Kleidung in Form von einfachen Fellen

und Blätterschürzen um den Körper. Dann behängten sie sich mit allerlei Schmuckzieraten, die sie dem gesamten Naturreich entnahmen. In ihre Haut kerbten, auf ihre Haut malten und zeichneten sie die Formen ihrer ersten Kunststriche und Geschmacksempfindungen. Regelmäßige Figuren und wohlgefällige Farbenverbindungen trugen zur ornamentalen Belebung des Körpers bei. Erst vergleichsweise spät kam die Kunst der Flachsspinnerei und Wollweberei auf.

Nach die alten Griechen und Römer trugen ungenähte, nur drapierte Kleidung. Das kunstsinnige Auge der Hellenen duldete es nicht, daß der Körper sich in ein Röhrensystem steckte, das aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt wurde. Man wollte noch nichts von Schneidern wissen. Die Kunst der Raffung des einfachen Stoffkleides sollte den Kulturgrad ihres Trägers dem Fremden und dem Bekannten verraten. Ein Stück Wallstoff war dem klassischen Altertum das ABC der Kleidung, aus dem es, in immer anderer Variierung, eine Kleidsprache voll Geschmack und Adel zu schaffen wußte.

Das war noch individuelle Mode, als *ein* Stück Stoff, jeden Tag andersartig zurechtgelegt, ein neuartiges Kleid ergab. Da war das Kleid noch eigenes Geisteskind, und die Seelensprache seines Trägers verkündete sich in ihm. Der Wechsel der Moden war vielleicht nicht weniger groß als heute, aber in wenigen Stoffen, mit wenigen Mitteln wurde er erreicht. Das von seinem Träger oder einem seiner formgewandtesten Sklaven in Falten gelegte Kleid entsprach in allem der Bewegungs-, Haltungs-, Charakter- und augenblicklichen Stimmungsart seines lebendigen Inhalts. Es bildete sein getreues Ich-Echo. Und deshalb muten uns die griechischen und römischen Kostümbilder, wenn wir



Putzzimmer einer vornehmen Römerin. Aus dem im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienenen Werke „Falke, Hellas und Rom“

ihnen hier und dort auf Tempelfriesen und Vasenmalereien begegnen, so wundervoll künstlerisch, natürlich und persönlich zugleich an.

Sobald Näherei und Schneiderei aufkamen, die die ein für allemal *festsitzenden* Kleider im Gefolge hatten, verschwand mehr und mehr die Kunst der persönlichen Drapierung. Sie wurde ersetzt durch die andere Kunst der Herstellung des fertigen Kleides. Nun galten weniger die Kleid-*Träger*, denn die Kleid-*Schneider* als Künstler. Damit hatte sich eine, wir dürfen beruhigt sagen: *die* bedeutendste Wandlung der Kleidung vollzogen. Die Kleidfassade, die sich der frühe Mittelalter schuf, war im Gegensatze zu der bloß gesteckten Kleidung Roms eine fest-*geheftete*. Der Träger, vordem der Meister seiner Kleidung, sank stufenweise zu deren Instrument herab. Er hatte sich dem Eigenwillen der Kleides zu fügen: er mußte es so tragen, wie es kraft seiner Länge, Farbigkeit, Steifheit oder Reichheit getragen werden wollte, um nicht unschön zu wirken. Die Sitte der Fürsten des Mittelalters, einander reiche Kleider zum Geschenk zu machen, illustriert denn auch mehr als Worte es vermögen, die individuelle Bedeutungslosigkeit, zu der der Prunkkleid namentlich herabgesunken war. Ein beliebiger X. oder Y. konnte dieses Schaustück tragen, es war und blieb die theatermäßige, unpersönliche Kulisse. Erst als die Steifheit der Stoffe nachließ, begann das Persönliche in der Kleidung wieder seine Rechte zu beanspruchen.

In der beseelten Individualität ihrer Kleidung hat es die italienische Renaissance am weitesten gebracht. Es ist eine Freude, diese prächtigen Seelenspiegel, Kostüme genannt, zu betrachten, wie sie uns in den zeitgenössischen Bildnissen der florentinischen und venezianischen Maler erhalten geblieben sind. Später waren es namentlich nordische Künstler wie Rubens und Van Dyck, die

die männliche und weibliche Eleganz des Kleidbildes in formvollendeter Art wiederzugeben wußten. (Siehe Tafeln 7 und 8.) In dieser Kunstepoche lebte nicht nur in Architektur und Plastik, sondern auch im Stoffe der Kleidung der Geist der Antike wieder auf. Die Männer kleideten sich damals so sorgfältig und gut wie die Frauen. Die Kunst war eben allen Materialien, allen Geschlechtern und Berufen gemeinsam, wie sie es stets ist, wo sie für das Volk und aus dem Volke geschaffen wird.

Im Rokoko triumphiert der französische Geist. Aber während die Kleidung eine imponierende Kunsthöhe erreicht, bleibt ihr, als Ganzes gesehen, doch etwas Unpersönliches, Steifes, Abgezirkeltes anhaften. Die Damen des Rokokos hatten sich das reiche *Detail* der Kleidung gewählt, um daran ihre Bedürfnisse, Stimmungen, Impulse, Ideen, Wünsche und Launen auszubilden. Schleifchen, Rüschen, Bänder, Farben, Blumen, Puder, Schminke bildeten die Worte, Seufzer und Triller, in denen das Herz sich aussprach. Also selbst hier fehlte, trotz der architektonischen Strenge des Reifrockes, nicht das persönliche und gefühlsbetonte Element der Kleidung. Es fehlte überhaupt nie, solange Kleider-Angelegenheiten zugleich wichtige Ich-Angelegenheiten bedeuteten.

Wo die Kleidkultur auf der Höhe ihrer Aufgabe stand, wo das Kleid der Frau durch seinen Linienadel und seine Farbenschönheit Sinn und Herz erfreute, wo die Mode ihr größtes Ansehen besaß, da galt das kategorische Machtwort: eine Kleidung, die nicht nur etwas verdichten, sondern etwas wirklich vorstellen soll, muß *Handwerkssache*, muß Angelegenheit der persönlich schaffenden Frau sein. Schablonenmäßige Kleidung war nirgends möglich, wo die Frau ein lebendiges Interesse zeigte, ihrem Geschmack ein stoffliches Betätigungsfeld zu sichern.



P. P. Rubens. Bildnis der Helene Fourment.
St. Petersburg. Eremitage.
Phot. F. Bruckmann A.-G., München



A. van Dyck. Genofeva von Urphe, Herzogin von Croi.
München, Kgl. Pinakothek. Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Wie steht es aber heute um unsere Kleidfrage? Nicht zum besten, müssen wir bekennen. Seit einer Reihe von Jahren nahm unter Führung der Massenkonfektion die industrielle Herstellung der Kleidung immer umfangreichere Formen an. Wenn es in dem Maße wie bisher weiterginge, ständen wir in absehbarer Zeit vor der betrüblichen Tatsache, daß nur noch in Ausnahmefällen die weibliche Kleidung handarbeitlich und individuell hergestellt würde. Dem muß vorgebeugt werden. Unserer Frauenwelt müssen die großen sozialen Schädigungen vor Augen geführt werden, die sich ergeben, wenn man es der Maschine und der Schablone überläßt, die Kleidform der Gesellschaft zu bestimmen. Wir führen im folgenden eine Reihe der angedeuteten Nachteile der Massenkonfektion an.

Aus *nationalen* Rücksichten, sowie aus Gründen der hohen Leistungsfähigkeit unserer Textilindustrie müssen wir darauf dringen — und es sind in dieser Hinsicht schon die ersten Schritte getan —, daß die Konfektion, die fast ausschließlich deutsche Stoffe und in Deutschland hergestellte Besatzteile verwendet, auch einen *deutschen Namen* trage und vorwiegend deutsche Bezeichnungen für ihre Erzeugnisse wähle. Seither segelte sie, unter Verleugnung ihrer Nationalität, unter fremder Flagge.

Wenn das *sonst so* wortbereite Paris zu vielen grotesken Übertreibungen unserer einheimischen Konfektion schwieg, so tat es dies, weil hier wirklich Schweigen Gold bedeutete: das Gold für den Götzen Namen, und dieser Name hieß eben »Paris«. *Pariser Mode* nannte die deutsche Konfektion ihre Produkte, trotzdem alles am Konfektionskleide bis auf den Faden herab in Deutschland hergestellt, in Deutschland an deutsche Frauen ver-

kauft wurde! An jeder Krause aus noch so minderwertigem Material, an jeder Bluse mußte die Bezeichnung »Nouveauté de Paris« oder »Dernier cri« angebracht sein. Wir meinen, ein solches Tun einer derart mächtigen Organisation wie der deutschen Konfektion kann nicht ganz einwandfrei genannt werden.

Es gibt nicht nur Kleider, sondern auch Worte, die Masken sind. Ein solches Wort war seither »Paris«. Welch ein Unfug wurde mit diesem Namen getrieben! Warum diese Verheimlichung des wahren Herkunftsortes der Konfektion? Warum so mutlos, wenn es galt, einer Sache die richtige Bezeichnung zu geben? Warum so keck und laut, wenn man die *Wortmaske »Paris«* der Sache, Konfektion genannt, umgebunden hatte? Die Vertreter der Konfektion wissen den Grund dafür: hinter der Maske »Paris« ließ es sich freier austollen, ließ es sich leicht auf Geschmacks Kosten sündigen. Paris wurde die Verantwortliche genannt für die vielen unverantwortlichen Übertreibungen der weiblichen Kleidung.

In Paris selbst saßen eine Menge von deutschen Konfektionären, die durch Dick und Dünn mit ihrer deutschen Vettern Modewünschen gingen. Die deutschen Frauen aber waren so einfältig, sich vormachen zu lassen, man trage im geschmackskundigen Paris wirklich solches Zeug, wie es die Konfektion als echt pariserisch auf den Markt brachte. Es waren zwischen Berlin und Paris ein Schwindel und eine Schieberpraktik gang und gäbe, die handelsmoralisch sich das Äußerste erlaubten. Wir dürfen den Pariser Modehäusern nur dankbar sein, wenn sie in Zukunft das deutsche Element so gut wie möglich ausschalten; denn nur auf diese Weise gelangen wir dazu, eine vergleichsweise Unabhängigkeit auch auf dem Gebiete der Mode zu erzwingen. Die

Konfektion, die so wenig nach eigenen Originalideen zu arbeiten verstanden hatte, wird nach dem Kriege darnach trachten, ihre Pariser Verbindungen wieder aufzunehmen. An unserer, aus den geschmackskundigen Schneiderwerkstätten hervorgehenden Mode ist es, der Konfektion zu beweisen, daß sie mit der Zeit auch ohne Paris auszukommen vermag.

Wir sind uns genau bewußt, was wir sagen, wenn wir jene Konfektion, die nur Oberflächenwerte verarbeitet, einen *Kulturschädling* nennen. Eine Kleidindustrie, die jeden Eigenwert ertötet, die den schnellsten Wechsel hervorruft, die die billigsten Stoffe verwendet, die das Ungleichartigste zusammenstellt, eine Industrie, die das alles systematisch treibt, aller höheren Rücksicht bar arbeitet, darf nicht erstaunt sein, wenn sie eines Tages eine gründliche und allgemeine Abfuhr erfährt.

Wir gehen nicht so weit, einzelne unter den Großkonfektionären für das Treiben einer ganzen Industrie verantwortlich zu machen. Der Verfasser weiß sehr wohl, daß es unter ihnen ausgezeichnete Kenner des guten Geschmacks gibt, die auch den Wunsch und Willen besitzen, bestehende Schäden so gut wie möglich auszumerzen. Aber leider wursteln noch zu viele Vertreter der Konfektion in unverantwortlicher, altgewohnter Weise fort, unbekümmert um die geschmacklichen und sozialen Schäden, die sie mit jedem Tage neu anrichten. Das goldene Kalb ist ihnen anbetungswürdiger, als es die goldenen Regeln des guten Geschmackes sind.

Wir wollen nicht anklagen, ohne zu rechtfertigen. Es liegt im ganzen Charakter unserer schnellfertigen Zeit begründet, daß sie allmählich zur Raschheit in allen Dingen, also auch zum raschen Satthaben in Dingen der Mode, erzogen worden ist. Die

Nachrichten fliegen mit Blitzeseile durch die Welt. Kaum sind die größten unter ihnen verhallt, da erwartet das Publikum schon wieder neue. Und es darf sie erwarten, denn Telephon und Telegraph machen die Meilensteine von Zeit und Raum zuschanden und setzen einige Male im Tag das Allerneueste in den Redaktionsräumen der Tageszeitungen ab. Eisenbahnen, Automobile und Luftschiffe lachen auf den langsamen Fußgänger herab. Und die neuesten Moden, die im Rapidfluge — in Form von Notizen, Berichten, Aufsätzen und Bildern — die geschäftigen Tages- und Wochenblätter durcheilen, an den Augen von Millionen von Leserinnen vorbei, scheinen der langsamen Modepuppe der Rue Saint-Honoré aus dem achtzehnten Jahrhundert zuzurufen: in dem Zeitraum, da du einst von Paris aus mit Postwagen und Segelschiff nach Deutschland, Italien, Spanien und England reistest, sind wir schon längst als versteinerte Trachten in unseren Altertumsmuseen eingekehrt.

Die *Raschlebigkeit unserer Zeit*, die Steigerung des modernen Verkehrs, die Hurtigkeit unserer Vervielfältigungstechnik haben sich auch dem Modengetriebe mitgeteilt. Diese Tatsache dient zur Verteidigung der übergeschäftigen Konfektionsindustrie. Aber ihre so klugen Regisseure, die doch über ganze Bibliotheken der schönsten Kostümwerke verfügen, mußten unbedingt wissen, welche Verheerungen sie anrichteten, indem sie aus dem Buche der Trachten ziemlich wahllos ein *Feuilleton der Tagesmode* zusammenschnitten. Denn letzteres ist die Konfektion.

Aber im Gegensatz zur stilistisch gut geleiteten Tageszeitung führt die Konfektion eine saloppe Sprache. Es zänkelt unter dem vornehmen Glanze der falschen Seiden, und es schnarrt unter dem Singsang der lockenden »echten Pariser Modelle«. Der gute

Ton nimmt eine verdächtige Klangfärbung an, wenn er im Konfektionsgetriebe zu Stoff wird. Und der sichere Takt gerät ins Stottern, sobald er im Schablonenkleid Dienst tun soll. Es muß eben in der Konfektion selbst etwas nicht in Ordnung sein, wenn die Schönheit krummlinig und farbentaub und sittenblind aus so vielen ihrer Kleider herausschaut.

Daß die Heranzüchtung der Massenkonfektion bedeutende *wirtschaftliche* Schäden mit sich brachte, das sah man in den Konfektionskreisen selbst ein. Der darin sich mehr und mehr zuspitzende Konkurrenzkampf hatte derartige Formen angenommen, daß der einzelne einfach *mitmußte*, ob er wollte oder nicht. Manches alte, solide, mit diesem hastigen Treiben der Neuzeit nicht einverstandene Modenhaus größeren Stils mußte sich schweren Herzens dem veränderten Geschäftsprozeß anpassen. Wo es dies nicht tat, erlitt es entweder starke Verluste, oder es mußte gar seine Tätigkeit einstellen.

Das solide Modengeschäft von einst wandelte sich in der Großstadt zum Modenkaufhaus um, und das Modenkaufhaus wiederum trat in Verbindung mit dem Großwarenhaus. So ist es kein Wunder, wenn unter den Händen eines mächtigen, von Großbanken gestützten Großkapitals sich eine Mode innerhalb der Mode heranbildete, die ebensolchen *Stapelcharakter* annahm, wie so viele ihrer Mitgegenstände aus dem Warenhaus.

Unsere Konfektion brüstet sich damit, daß sie jährlich Waren im Werte von über 90 Millionen Mark ausführe. Das ist eine gewiß nennenswerte Summe. Aber fraget Weltreisende wie einen Dr. Georg Schweinfurth oder einen Dr. Carl Peters, ob wir wirklich mit dieser Stapelkleidung uns Ehre bei den fremden

Völkern eingelegt haben. Das geschmackskundige Ausland, wir wollen uns darüber keiner Täuschung hingeben, lehnt einmütig die Erzeugnisse unserer Konfektion ab. Es sind vornehmlich geschmacklich ungefestigte Kleinstaaten, denen eine relativ billige Kleidung willkommen ist, die etwas gleichsieht. Ganz undenkbar, daß an Kulturstätten, wo man die Kleidung als Geschmacks-Befähigungsausweis des einzelnen wertet, die Konfektion auch nur ein Stück ihrer oberflächlichen Ware verkauft.

In dem Maße, als die sorgfältig und überlegt arbeitende Mode Fabrikcharakter annahm, wuchs die *Spekulation* innerhalb der Konfektion ins Unmäßige. Die Konfektion lebte ja geradezu davon, daß sie auf die schnellste Weise das Pariser Modell verhundert-, verzehntausendfachte. Es mußte in einem wahnsinnigen Tempo gearbeitet werden, wenn die neuen Modelle herauskamen, denn einige Tage hinter dem Konkurrenten zurück, und das »Geschaft« war mißglückt. Rücksichten geschmacklicher Natur konnten unter solchen Umständen nicht allzuviele genommen werden.

Der Großbetriebscharakter unserer Konfektion steigerte das Risiko an unter Umständen nicht absetzbaren Kleidern, und dieses Risiko mußte sich bezahlt machen. Es hing für die Konfektionäre also viel davon ab, die kommende Pariser Mode rechtzeitig zu »wittern«. Um sich nun von den Launen einzelner Pariser Schneider frei zu machen, trafen die großkapitalistischen amerikanischen und deutschen Konfektionäre mit jenen gewisse, für beide Teile günstige Vereinbarungen. Oder aber, die Konfektion setzte ihre Vettern nach Paris, unter französischer Firma, wenn es ein wenig anging, und man bestimmte zusammen die kommende »Große Pariser Mode«. Es war wirklich kein Wunder, wenn die Pariser sich

mit der Zeit über den deutschen Einfluß innerhalb der französischen Mode bitter beklagten.

Die Zukunft wird rasch bestätigen, was wir hier sagen. *Die deutsche Konfektion* — nicht die deutsche Mode! — *braucht Paris auch weiterhin.* Sie wird mit allen Mitteln und Mittelchen, offener und versteckt-diplomatischer Natur, nachzuweisen versuchen, daß wir Deutschen nun einmal ohne Paris nicht auskommen können. Wer das glauben will, der mag es tun. Wir stellen uns auf die andere Seite. Die Konfektion benötigte Paris schon deshalb, weil sie von dort eben ganz und gar abhängig war. Sie begründete den Ruf Poirets und den Paquins. (Jenes u. W. ein ursprünglich galizisches, dieses ein deutsches Geschäft.) Dank ihrem tiefgreifenden Einfluß auf die Presse machte die Großkonfektion jenes Haus berühmt, das sich ihren Wünschen in besonderem Maße fügte.

Daß die deutsche Modereform, die nach Beginn der Krieges einsetzte, scheiterte, hätte die Konfektion gar nicht ungerne gesehen. Etwas vorschnell erinnerte sie an das Modefiasko nach den Jahren 1814 und 1871. Bestrebungen zur Hebung des Geschmackes und der Selbständigkeit deutscher Frauen beurteilte sie abfällig. Den Gedanken, daß unsere individuell arbeitenden Modewerkstätten berufen seien, in erster Linie an der Reformierung der Kleidfrage mitzuhelfen, tat die Großkonfektion mit einem mitleidigen Achselzucken ab. Doch sie wird von Tag zu Tag eines besseren belehrt und muß einsehen, daß die Mode nicht nur eine großindustrielle, sondern auch eine großsoziale Frage der Gegenwart und Zukunft darstellt.

Das Modehandwerk, das berufen wäre, die Konfektion in Schach zu halten, befand sich, von vergleichsweise wenigen Aus-

nahmen abgesehen, bisher in keiner beneidenswerten Lage. Das soll nun anders werden. Eine immer größere Kette von Städten schließt sich der von Frankfurt ausgehenden, wirklich großzügigen Modereform an. Überall begrüßt und fördert man den Gedanken, daß das Modeproblem nur handwerklich gelöst werden könne. Auch das Weltmoden-Problem, und es ganz besonders. Es hilft der Konfektion nichts, gegen diesen Zeitwillen sich anzustemmen. Denn so mächtige Tatsachen wie den großen Völkerkrieg und das große Völkerbesinnen kann auch sie nicht ungesehen machen. Sie füge sich also organisch in den deutschen Modegedanken ein, nicht mit dem Hinterhalt: nach dem Kriege spinnen wie unsere Pariser Fäden ja doch weiter! Wir sind der vollkommenen Überzeugung, daß auch die Konfektion in Zukunft auf ihre Rechnung kommen wird, wenn sie die Talmi-Eleganz der scheinfeinen Kleidung überhaupt beiseite läßt und sich wieder ihrem ursprünglichen Schaffensgebiete zuwendet.

»*Billig*« nennt sich die Konfektion. Und sie ist es auch, oberflächlich betrachtet. Bedenkt man jedoch, wie rasch ein Konfektionskleid sich abnützt, wie schneller noch es seine Form verliert, wie bald die Frau es satt hat, dann bekommt diese Billigkeit ein verdächtiges Aussehen. Die Konfektion hat es allerdings fertiggebracht, daß auch der bescheidene Geldbeutel am Wechsel der Mode teilnehmen kann. Die fabrikmäßige Vertausendfachung desselben Originalmodells ermöglichte es ihr, das einzelne Kleid vergleichsweise wohlfeil abzugeben. Aber auch die Konfektion kann nur verbilligen, indem sie verschlechtert: das Material, den Schnitt, den Ausputz, die Verarbeitung. So kann das Billige unter Umständen sehr teuer zu stehen kommen.

Die Konfektion liebt es, ihre neuen Modelle als künftige »*große*« Mode anzukündigen. Mit einer gewissen Berechtigung, wie wir zugeben müssen. Das Großkapital liefert ihr die notwendigen Stützen, die Großstadt die nötigen Massen, der Großbetrieb ermöglicht ihr die gleichzeitige tausendfältige Nachahmung des Originalmodells, der Großvertrieb sichert ihr die Großabnehmer in Form von Groß-Warenhäusern, und nicht zuletzt sind es die Großzeitungen der Großstadt, die in großen Lettern die Großen Verkaufstage der Groß-Konfektion ankündigen. Für den Begriff »*groß*« können wir auch »*Masse*« setzen, doch das klingt weniger gut.

Auf *sozialem* Gebiete sehen wir die Großkonfektion ebenfalls so manche Wirkungen hervorbringen, die den Sozialpolitiker beunruhigen müssen. Zugegeben, sie hat in ausgezeichneter Weise die *Psychologie der modernen Massenseele* erfaßt und verstofflicht. Die Bedürfnisse, welche die Konfektion suggerierte, die Stoffwerte, die sie diesen Bedürfnissen anzupassen wußte, die Modegegenstände, die *sie* lieferte, lassen deutlich das intime Verständnis der Konfektion für die gerade vorherrschenden Zeitideen und -strömungen erkennen. So ist die Konfektion durch ihre gleichmachende, schablonenmäßige, industriell hergestellte Uniformität zur *Mode jener Massen* geworden, die entweder keine Zeit finden oder zu träge oder zu unbemittelt sind, sich eine hübsche Kleidung nach Maß anfertigen zu lassen, resp. selbst zu schneidern. Konfektion ist also Herdensache. Zwischen ihr und der eigentlichen *Mode* besteht insofern ein unüberbrückbarer Gegensatz, als die *Gesellschaftsmode* an das *Einzel-Ich*, die *Konfektion* dagegen an das *Massen-Ich* sich wendet.

Die Konfektion liefert *fertige Ware*. Darin besteht ihr Unsegen. Fertige Kleider sind nichts anderes als Kleidfutterale. Fertige Kleider gehören in das Kapitel *Tote Mode*. Fertige Kleider erziehen ihre Abnehmerschaft zur geschmacklichen Trägheit. Fertige Kleider sind der Ausdruck einer gewissen Unkultur. Fertige Kleider erziehen mit Sicherheit ein Schablonenmenschentum.

Bisher galt der Grundsatz, daß das Kleid zum Menschen gehört, wie etwa seine Sprache und seine Schrift. Das Schöne an einer individuell gearbeiteten Kleidung ist ja gerade, daß sie ausspricht und andeutet, was ihr Inhalt an Vorzügen geistiger und leiblicher Art aufzuweisen hat. Wo jedoch stellt die Konfektion einen natürlichen Zusammenhang zwischen Kleid und Sitte, zwischen Gewand und Geschmack, zwischen äußerer Hülle und innerem Charakter her? *Zu fertigen Kleidern werden Menschen gesucht!* Das Belustigende dieser Sache ginge noch hin, wenn nicht die bitterernste Frage denkende Köpfe beschäftigen müßte: wo soll der weibliche Geschmack Betätigung finden, wenn nicht an der Eigenkleidung? Gegen diese aber zieht die Konfektion mit allen ihren Waffen zu Felde.

Die fertige, auf den äußeren Schein von Eleganz zurechtgestutzte Konfektionskleidung macht es zwar dem Dienstmädchen möglich, auf den ersten Blick die Dame zu spielen. Die Arbeiterin, das Lehrmädchen, das Nähmädchen, die Verkäuferin, sie alle »gewinnen« vermöge der Kulisse der Konfektionskleidung einen Grad von Scheinnoblesse. Aber wer zieht denn einen Nutzen aus solchen Spiegelfechtereien und Vorspiegelungskünsten? Die derartige Kleider tragen, oder die sie für bare Münze nehmen? Trägt eine solche Massen-Scheineleganz nicht vielmehr dazu bei, eine gewisse Unwahrhaftigkeit im Volke großzuziehen und zu verallgemeinern?

Das billigste Kleidchen, aber für den Körper, den es schmücken soll, und nur für ihn eigens hergestellt, kann eine ausgezeichnet ästhetische Wirkung hervorbringen. In Dingen des Geschmacks entscheidet ja nicht das Vielscheinende, sondern das Zusammenpassende. Ein malerisch geschlungener Schal (siehe Tafeln 2 und 3), ein kokett gebundenes Schleifchen, ein anmutvoller Gang, ein natürliches Wesen, das sind die wahren Perlen aller Kleidung. Sie verfehlen nirgends ihren guten Eindruck. Aber eine fertig fabrizierte Kleidhaut, die ohne Rücksicht auf ihre besonders geartete Trägerin hergestellt wurde, kann unserer Ansicht nach keine Werte außer rein finanziellen hervorbringen.

Von den *seelischen Werten der Kleidung* scheint die Konfektion nichts zu wissen oder besser: nichts wissen zu wollen, und damit verstößt sie gegen den Geist und die Kultur aller Kleidung. Man hält uns immer wieder vor, die erwerbstätige Frau beispielsweise finde nicht mehr wie ehedem die notwendige Zeit, um ihren Kleidbedarf nach eigenen Angaben herstellen zu lassen. Ist das richtig? Verrät eine derartige Behauptung nicht ihren Ursprungsort und ihre Absicht? Ist es jemals einem Herrn von einigem Geschmack eingefallen, aus Mangel an Zeit seinen Schneider aufzugeben und sich fertige Kleidung anzuschaffen? Man zähle doch einmal jene Konfektionäre und Konfektionärsfrauen zusammen, denen für den eigenen Gebrauch die Konfektionsware gut genug ist, die sie dem Publikum so wortgewandt als hochelegant anzubieten wissen.

Eine auf raschen Wechsel eingestellte Konfektion sucht naturgemäß möglichst viele Volksschichten für sich zu gewinnen, um bei einem Minimum an schöpferischem Aufwand ein Maximum an Nutzen zu erzielen. Sie hat viele Frauen dahin gebracht, das

Nach-der-*Mode*-gekleidet-sein dem *Gut*-gekleidet-sein vorzuziehen Bedenken diese aber auch, daß das Mehr-scheinen-wollen ein erhebliches Schauspieltalent voraussetzt? Es scheint in den wenigsten Fällen so zu sein, denn oft genug begegnen wir einer aufgetakelten Eleganz, die zu ihrem lebendigen Inhalte in schiefer Richtung steht und ihn in ein schiefes Licht setzt.

Diese *Zwiespältigkeit von Kleid und Wesen*, von Blendfassade und Ich bringt eine andere hervor: die Sucht, das sozial mehr zu gelten, was man in seiner Kleidung an Mehr vorgibt. Daraus ergeben sich wiederum manche unsauberen Verhältnisse, die in unseren Großstädten zur Gewohnheit vieler geworden sind. Das Berufseinkommen des Mannes, die Bedürfnisse der Wohnung, Nahrung und Kindererziehung erheben hier und dort zwar eindringliche Vorstellungen gegen eine allzu verpflichtende Theaterkleidung, aber in den meisten Fällen müssen sie sich dem Zwangswillen der über die Verhältnisse hinausdeutenden Kleidung fügen. Es entstehen jene seelischen Unstimmigkeiten und familiären Unzufriedenheiten, wie sie die Großstadt-Psychologie in mannigfachster Art und Abstufung aufweist. Das unehrliche Kleid macht mehr Männer zu Hochstaplern und mehr Frauen zu Dirnen, als man gemeinhin weiß.

Man verkennt bei uns den Charakter und die automatische Zwingkraft der Kleidung noch viel zu sehr, weil bis heute noch keine Philosophie der Kleidung ausgearbeitet worden ist. Die Ideen, die Begriffe, die Rechte, die Sitten, die Naturerscheinungen, die geschichtlichen Ereignisse, sie alle haben ihren Sokrates und ihren Aristoteles gefunden. Die Regeln der Kleidung vagabundieren noch planlos umher. Und so kommt es, daß besonders mit der weiblichen Kleidung in Hinsicht auf Modenwechsel

und Form eine unerhörte Willkür getrieben wird, deren schädigende Kulturwirkungen gar nicht zu überschätzen sein dürften.

Eine Industrie-Eleganz, wie sie sich heute breit macht, geht allmählich auch jenen auf die Nerven, die sich bisher soviel wie gar nicht um die Mode bekümmert haben. Den *konfektionierten Snob* der Großstädte, diese kulturelle Sumpfpflanze niedrigster Ordnung, gilt es auszurotten. Gegen den verlogenen Kult des oberflächlichen Kleidscheins sich zu wenden, ist geradezu Pflicht all jener, die sich berufen fühlen, durch Wort und Tat am Gebäude der Kultur mitzuhelfen.

Massenkleidung und Persönlichkeitsausdruck! — Es gibt leider noch keine Schutzgesetze für die Vergewaltigung von Begriffen. Solche Zwitterbegriffe können nur wieder Zwittererscheinungen hervorrufen, und der waren all jene Pseudo-Elegants männlicher und weiblicher Art, die der Welt glauben machen wollten, mit billigen Imitationen ließe sich der Gentleman und die Lady erreichen.

Die wohlfeilen Surrogate der Schönen und Kostbaren mögen vielleicht einer Zeitforderung entsprechen. Aber ausgemerzt sollten Täuschungen und Fälschungen werden, die durch die Großsprecherei des Reklamewortes und die Unwahrhaftigkeit der Materials anderes zu sein vorgeben, als sie in Wirklichkeit sind. Die gefälschte Seide nenne sich also gefälschte Seide und nicht Seide schlechtweg.

Den gemieteten Equipagen, der gemieteten Dienerschaft, dem gemieteten Tafelservice zur prunkvollen Repräsentation entspricht voll und ganz die *geliehene Eleganz*. Die Konfektion leiht und verleiht sie wirklich, wenn auch nur auf Tage. Denn die Konfektionsherrlichkeit nimmt gewöhnlich ein schnelles Ende. Die unvermeidlichen Falten, die Oberflächlichkeit der Nähte, der Einfallen

der Stoffe, die kleinen, aber störenden Unregelmäßigkeiten am weiblichen Kleide, im Neuzustande noch sorgfältig zurechtfrisiert und glattgebügelt, beginnen nur zu bald, die vorgemimte Eleganz zu verspotten. Es entstehen kleidliche Unmöglichkeiten, wie sie ja zu Tausenden zu sehen sind. So enden die Posten »hochelaganter Konfektion«, »fein-feiner Konfektion«, und wie sie uns sonst noch im Anzeigenteil der Tageszeitungen feinsprecherisch entgegentreten.

Die Konfektion muß überall da aus Groteske streifen, wo sie ihr eigentliches Gebiet verläßt und in fremdes Handwerk pfuscht. *Eleganz* kann zwar die Konfektion wohl auf kurze Zeit vorspiegeln, aber niemals echt und je länger, je weniger zum Ausdruck bringen. Ein tadelloser Maßanzug dagegen, allen Eigentümlichkeiten seines Trägers gerecht werdend, von solidem Stoffe und gediegener Arbeit, mag noch elegant wirken, wenn schon Jahre über ihn hinweggegangen sind. Das einmal Teure ist auch heute noch geldsparender als das oftmals Billige. Wir erinnern uns gerne an ein hübsches Erlebnis. Zu einem reichen Russen, in München wohnend, kam sein deutscher Freund freudestrahlend, er habe soeben einen Gegenstand außerordentlich billig gekauft, worauf der russische Millionär zur Antwort gab: Mein Freund, *ich* bin nicht so reich, um billig kaufen zu können!

Die Konfektion, so sagt man, *»erspart«* den Frauen, und namentlich jenen, die in Berufen tätig sind, Zeit und damit Geld Wir sind der von vielen geteilten Ansicht, daß manche Frauen, die sich gewohnheitsmäßig ihre Kleidung fertig kaufen, ihre »übrige« Zeit Beschäftigungen zuwenden, die mit Häuslichkeit wenig zu tun haben. Sehen Sie sich, meine verehrten Leserinnen und Leser nur genau das Nachmittagspublikum der großstädtischen Massen-

cafés an! Hier treffen Sie die Hauptabnehmerinnen der fertigen Konfektion. Kino, Café und andere oberflächliche Nachmittagsunterhaltungen zeigen deutlich, wo die Zeit hinkommt, die man, des Selbstschneiderns überhoben, durch den Ankauf von Konfektionskleidung spart.

Die Konfektion, das Kleid der Oberflächlichkeit, erzieht auch zur Oberflächlichkeit. Zu allen Zeiten gehörte zur Hausarbeit der Frau die Schneiderarbeit. Frauen, die sich selbst mit der Herstellung ihrer Garderobe beschäftigen, wenn auch schließlich nur beratend, üben unaufhörlich ihren Geschmack. Zu diesem Zwecke müssen sie Form- und Farbenprobleme studieren, und damit erhalten und verfeinern sie ihre natürliche Fähigkeit, auch andern Dingen des Lebens ihren Geschmack aufzuprägen. Um ihre Kleidung tätig besorgte Frauen bereiten dem Manne in der Regel ein geschmackvolles, trauliches Heim. Daß aber letzteres für den Zusammenhalt des ersten Kleinstaates im Großstaate, für die Geschlossenheit der Familie, viel zu bedeuten hat, werden alle jene bestätigen müssen, die im Kreise ihrer Familie eine gute Erziehung und Geselligkeit genossen haben. Wir möchten an dieser Stelle unserer großstädtischen Frauenwelt die Tatsache vor Augen halten, daß viele unserer deutschen Fürstinnen die Hausschneiderei sorgfältigst pflegen. Eine eigene Mode kann nur von dort ausgehen, wo sie zur mittätigen Sache der gesamten Frauenschaft wird.

Was man der Konfektion vom sozialen Standpunkt aus noch vorwerfen muß, das ist ihre *Rücksichtslosigkeit* gegen die herrschende Sitte. Unbedenklich wirft sie moralische Werte hinter sich, wenn es gilt, eine neue Mode durchzubringen. Bedenkenlos nimmt sie von den Tummelplätzen der Pariser Kokottenwelt, von den Renn-

plätzen in Longchamps und Auteuil, Moden, die das Bizarrste darstellen, was Perversität ersinnen kann, und preist diese Modelle als »feinste Pariser Mode« der deutschen Frauenwelt an!

Was soll man zu »Pariser Modellen«, wie wir sie auf Tafel 9 und 10 bringen, und wie sie hier und dort getragen wurden, sagen? Schreibt, die ihr sie traget, gleich den Preis eurer Einwilligung darauf, dann weiß das Publikum wenigstens genau, wohin sie gehören. Die Konfektion war es, die das Hemd zum äußeren Kleid werden ließ. Sie war es auch, die den Hosenrock schon in vielen Hunderten von Exemplaren angefertigt hatte, um die Frauenwelt mit diesem orientalischen Trachtenstück zu beglücken. Wenn es nach ihr ginge, würde bald die ganze weibliche Gemeinde den Anschein einer Gesellschaft von Freudenmädchen darbieten.

Auch in *ästhetischer* Hinsicht weist die Konfektion manche bedenklichen Mängel auf.

Vollendete *Form* ist die erste Anforderung an jede elegante Kleidung. Gerade diese Form mußte sich durch die Konfektion eine starke Vergewaltigung gefallen lassen. Fabrikmäßig hergestellte Dutzendkleidware kann nur oberflächlich verarbeitet sein. War das Kleid ein wenig getragen, dann bildeten sich Falten, Spannungen und Zerrungen, die störend wirkten. Das sah allmählich jede Frau ein. Was tat die Konfektion? Um das Auge an eine gewisse *Formnachlässigkeit* zu gewöhnen, veranlaßte die in Paris gebietende Konfektion die Mode, eine saloppe Schlodderigkeit anzunehmen. So haben wir die *Mode der losen Schlapphei*t bekommen, wie sie seit einer Reihe von Jahren sich bemerkbar macht. Körperproportion? Körperform? Harmonie der



Phot Aux 100 000 Estampes. Paris, 1914



Photo Talbot, Paris 1914

Linien? Exaktheit der Nähte? — Pah! Nebensächlichkeiten! Je schlappiger, desto vornehmer! So ließ die mächtige Konfektion durch ihre Organe verkünden. Und das weibliche Publikum, das unselbständige, nahm diesen modischen Imperativ für bare Münze. Es kamen die weiten, bauschigen, nachlässigen Blusen auf. Man brauchte auf den Schnitt keine Sorgfalt mehr zu verlegen. Die ungelernteste Heimarbeiterin konnte derartige Machwerke im Handumdrehen anfertigen. Und die Schneiderinnen wurden gezwungen, konfektionsmäßig zu arbeiten. Muß unter solchen Umständen nicht, so fragen wir, der im Kleidgewerbe tätige Geschmack mit der Zeit vollständig verkommen?

Daß sich die Konfektion das Studium der *Farben*werte besonders angelegen sein ließ, wird niemand behaupten wollen, der offenen Auges durch die Straßen ging. In den gleichen schematischen Formverhältnissen und Schnitten wurde Rot mit Grün, Gelb mit Blau, Ocker mit Violett zusammengewürstelt. Um die Monotonie der schablonenmäßig gleich zugeschnittenen Stoffe etwas zu heben, vertauschte man ganz einfach die Farben! Gäbe es eine Geschmackspolizei, sie hätte die Hälfte dieser Konfektionsmachwerke konfiszieren müssen.

Es konnte nicht anders kommen, als daß die Konfektion kunstfeindlich wirkte, dieselbe Konfektion, die sich heute noch brüstet, *sie* mache die Weltmode. Wir bezweifeln sehr, ob die nach fremden Ländern ausgeführten Massenkonfektionswaren unserem nationalen Ansehen nützten. Ihr zugestandener wirtschaftlicher Vorteil wurde um ein Mehrfaches durch den geschmacklichen Nachteil überwogen. Die Konfektion besonders trug daran schuld, daß man in Paris alles, was einen minderwertigen Geschmack verriet, als *»goût allemand«* bezeichnete. Nur natürlich. Denn die

formkundigen Pariser mußten den Kopf schütteln, wenn die deutschen Konfektionäre Modelle bestellten, die vor allen Dingen eine billige Nachahmung gewährleisten sollten. Auf die Form kam es weiter nicht an. »Die deutschen Frauen tragen es ja doch!« — Solche Praktiken mußten einen gewissen *Verruf* der deutschen Kleidung und damit der Deutschen zur Folge haben. Wer weiß, wie sehr die Kultur im Banne französischen Wesens und Urteils stand, kann ermessen, wie sehr die Massenkonfektion zur Schädigung unseres nationalen Ansehens beitrug.

Gegen die *Unechtheit des Materials*, das die Konfektion vorzugsweise verarbeitete, haben Berufenere als wir Einspruch erhoben. Wir nennen da vor allen Dingen Friedrich Naumann und Friedrich Kleinwächter. Daß man auch in den Kreisen der Konfektion selbst auf deren Schaden allmählich aufmerksam geworden ist, mögen die lesenswerten Bemerkungen beweisen, die wir der Zeitschrift »Deutsche Konfektion« entnehmen. In einem Aufsatz »Massenproduktion und Qualitätsware« vom 4. Juni 1911 heißt es:

»Die deutschen Geschäftsleute sind leider zum *großen* Teil Zahlenfanatiker, die über dem augenblicklichen Erfolg die Zukunft völlig vergessen. Kommt heute ein neuer Artikel heraus, so stürzen sich sämtliche Konkurrenten auf denselben, um ihn in schlechter Ausführung nachzuahmen . . . . Da das gegenseitige Unterbieten der Fabrikanten eine Schraube ohne Ende bildet, so dauert es gewöhnlich nicht lange, bis der Artikel als *Schund* beim Publikum in Verruf kommt.«

In seinem Jahresberichte von 1910 weist das *Königl. Bayerische Konsulat in Dresden* darauf hin, daß »namentlich in manchen Zweigen der Textilindustrie sich oft mit außerordentlicher Schnellig-

keit die Umwandlung eines Artikels vom Qualitäts- zum Massenartikel vollzieht, ein Prozeß, der naturgemäß auf die Preisbildung bestimmend einwirkt.» Hauptsächlich — so lesen wir in dem genannten Artikel weiter — dürfte hierbei die Modenwarenbranche ins Auge gefaßt sein, in welcher *das schnelle Verhunzen der Qualitäten enormen Schaden* im Gefolge hat. Man beklagt sich in unserer Branche über die Unberechenbarkeit und den unaufhörlichen Wechsel der Mode. Wenn wir aber die Frage aufwerfen, *wer an dem schnellen Modenwechsel schuld trägt* so mussen wir eingestehen, *daß weniger Paris als vielmehr unsere eigene deutsche Mode-Industrie der schuldige Teil ist.* Alles, was Paris herausbringt, wird sofort in billigster Ausführung nachgeahmt und als Massenartikel auf den Markt geworfen. Infolgedessen ist jedes Dienstmädchen sehr bald in der Lage, als billige Duodezausgabe seiner Herrin umherzulaufen, und letzterer kann man es nicht verdenken, wenn sie schleunigst nach einer anderen Mode Umschau hält . . .»

Wir können es uns nicht versagen, noch weitere Stellen aus dem vortrefflichen und die Dinge mit richtigem Namen nennenden Aufsatz der »Deutschen Konfektion« zu zitieren

»Obgleich die deutschen Konfektionshäuser gute Kunden der Pariser Modellateliers sind, sehen letztere deren Bestellungen mit recht gemischten Gefühlen entgegen, wissen sie doch genau, daß die betreffenden Modelle bald mit allerhand Variationen als Massenware auf dem Markt erscheinen, was selbstverständlich das Ende dieser Mode bedeutet . . . Wir Deutschen sind im Auslande als »*Qualitätenmörder*« verschrien. Dort ist man nicht Zahlenfanatiker und setzt lieber 100000 Mark mit 50 Prozent, als 1 Million mit 5 Prozent Nutzen um . . . Dabei zieht niemand aus dieser Ten-

denz nach unten einen dauernden Nutzen . . . Der *Schund*, der beispielsweise häufig anläßlich der »*Weißen Wochen*« verkauft wird, ist trotz der niedrigen Sensationspreise immer noch zu teuer; denn für den Gebrauch ist das Zeug einfach untauglich. Durch die *stetigen Qualitätsverschlechterungen* ist *ein unsohder Zug* in unser Geschäftsleben gekommen, der das Publikum nur mißtrauisch macht.

Ein großer Teil unserer Industrie ist nun einmal auf Fabrikation von Massenware eingerichtet und kann von dieser nicht abgehen, da sie sein Lebenselement ist. Eine Umwälzung ist hier nur schwer herbeizuführen. Immerhin sollte man auch in Deutschland allmählich zu der Einsicht gelangen, daß die Herabsetzung der Qualitäten weder im Interesse der kaufmännischen Allgemeinheit noch der Industrie liegt.«

Hier wird einmal mit erfrischender Deutlichkeit ein Krebsschaden aufgedeckt, an dem zu ihrem großen Nachteil die deutsche Mode leidet. Die Qualitätsverschlechterung, die außerordentliche Verbreitung einer minderwertigen Konfektionsware haben es so weit gebracht, daß unsere Frauenwelt sich in dem Modechaos gar nicht mehr auskannte. Von allen Seiten her schreit es auf sie ein: *man* trägt dies! . . . Welcher »man«? Paris trägt solche Dinge, wie sie die Konfektion bei uns zeigt? Nein, nicht ein einziges der bekannten Boulevard-Dämchen würde sich in Erzeugnisse stecken, die gewisse Konfektionskreise wider besseres Wissen als »pariserisch« und »totschick« auszugeben beliebten.

Es war begrüßenswert, daß man anfing, auch an unseren höheren Landesstellen sich die Gepflogenheiten der Konfektion etwas näher anzusehen. So hat das Königlich Preußische Materialprüfungsamt in Berlin-Lichterfelde in seinem vorletzten Jahresbericht gegen

einen Teil der Textilindustrie den offenen Vorwurf des *unlauteren Wettbewerbes* und der Übervorteilung der Verbraucher erhoben. Man habe in jenen Kreisen immer besser gelernt, »dem Ersatzstoff das Aussehen und die Oberflächenbeschaffenheit der Edelware zu geben«. Der genannte Jahresbericht sagt dann weiter: »In die Industrie zieht ein Wettkampf aller gegen alle ein, Treue und Glaube werden auf eine sehr geringe Stufe herabgedrückt; der anfangs gewonnene Nutzen wird vermindert und schließlich Ansehen und Kredit des Landes auf dem Weltmarkt untergraben. Diese Umstände führen dann schließlich dahin, daß alles nach Umkehr ruft und sich gegen den anfangs geduldeten und großgezogenen Wettbewerb auf ungesunder Grundlage wendet.«

Diese männlich-offenen Ausführungen von Prof. Dr. Martens, dem Direktor des obengenannten Instituts, haben die Ältesten der Berliner Kaufmannschaft zu einem Protest an den Handelsminister veranlaßt. Darin lesen wir folgenden eigentümlichen Satz: »Im übrigen legt das Publikum heute mehr Gewicht auf gefälliges Aussehen als auf Haltbarkeit. Durch die Benutzung von Surrogaten wird keiner getäuscht, da jeder erfährt, ob er einen reinen Stoff oder eine Mischung vor sich hat.« Mit vollem Recht schreibt darüber in ihrem Handelsteil die angesehene »München-Augsburger Abendzeitung«: »Der Konsument wird erstaunt die Behauptung vernehmen, daß »jeder erfährt, ob er einen reinen Stoff oder eine Mischung vor sich hat«, das erfährt er nicht selten erst *hinterher*. Das Königl. Materialprüfungsamt hat sicherlich seine *Beschwerden nicht ohne Grund* erhoben, und diejenigen, die seine Kritik angeht, sollten sie sich im eigenen und im Interesse der ganzen Industrie, der sie angehören, zu Herzen nehmen.«

Die Konfektion kann ihrem Wesen nach nichts anderes als eine *Bastardmode* sein. Sie lebte von Unterschiebungen. Sie nannte Eleganz, was mit einer solchen ganz und gar nichts mehr zu tun hatte, sobald man dem Konfektionsgebilde ein wenig unter die Oberfläche sah. Sie war die in die Praxis umgesetzte Philosophie des *Ungefähr*. Mit Hilfe von Fabriken, Maschinen, Arbeiterspezialisten vervielfausendfachte sie ein und dasselbe Originalmodell. Äußerst schnell muß dieser Prozeß vor sich gehen. Denn die allerneueste Mode verblühte so schnell, *sollte* ja auch rasch wieder unbrauchbar gemacht werden, damit die Lust, der Wunsch, der Ruf, der »Schrei« nach einer neuen Mode möglichst bald wieder in den weiten Kreisen der Frauenwelt wach wurden . . .

Diese Schnellarbeit einerseits, die schablonenhafte Herstellung andererseits trugen schuld daran, daß die Konfektion auch an sich schöne Moden in einer Weise veroberflächlichte und entgeistigte, die gegen alle Regeln des guten Geschmackes und der guten Sitte verstieß. Den Vorwurf einer Kultursünderin können wir der Massenkonfektion also nicht ersparen. Sie ist zu radikal in ihren Maßnahmen, zu geschmacksunsicher in ihren Erzeugnissen, zu uniformierend in ihren Kleidern, zu rücksichtslos gegen Individuum und persönlichen Charakter, zu armlich unter ihren blendenden, nur für das Auge berechneten Glanzstoffen, als daß sie sich nicht von Grund aus reformieren müßte.

Daß die Mode ein Kind ihrer Zeit ist, haben wir schon früher betont. Dieselbe Kulturepoche, die in der Malerei den oberflächlichen *Impressionismus* und konfusen Expressionismus hervorgebracht hat, mußte auch auf dem Gebiete der Mode die Kunst und Methode des oberflächlichen und oberflächlichsten Scheines zeitigen. Von ferne, da wirkte das Konfektionskleid

schließlich als Bild. Nur durfte man ihm nicht zu nahe treten, denn dann bot sich dem Auge manch unerfreuliches Bekenntnis von Unfertigkeit und Unmanier dar. Auch die impressionistische Mode mit Namen Massenkonfektion dürfte eine Mode innerhalb der Mode gewesen sein. Mit der Erkenntnis ihrer vielen Mängel wächst sicherlich in unseren Frauenkreisen die Abneigung gegen Kleider, die nicht sind, was sie zu sein vorgeben.

Die geschmackvollen unter den Konfektionären — und es gibt deren eine ganze Menge — scheinen das Unzuträgliche der »feinen« Fertigkleidung selbst einzusehen. In ihren Arbeitsräumen fangen sie seit einigen Jahren schon an, Maßarbeit mit Konfektionsarbeit zu verbinden. Das sind erst recht Halbheiten. Die Eleganz meidet Stätten, in denen es nach Schablone riecht. Vielleicht modelt sich die Konfektion noch weiter um und wendet sich ganz der Maßarbeit zu. Dann allerdings wäre es in erster Linie notwendig, daß sich ein anderer Name für den eines »Konfektions«-Geschäftes einstellte.

Die geistlose *Massenarbeit* muß durch eine geschmackvolle *Maßarbeit* ersetzt werden. Nur auf diese Weise ist eine großzügige, hohen kulturellen und politischen Nationalgewinn versprechende Verselbständigung unserer Mode denkbar. Die seitherige *Konfektion* muß als *Fendin der neuen Modereform* betrachtet und gewertet werden, und dies ihrem ganzen Charakter nach. Eine Mode, wie wir sie im Auge haben, muß Handwerkssache sein, muß der Persönlichkeit in allem Rechnung tragen, muß die gleiche Echtheit in Wort und Stoff beweisen. Eine solche Mode muß von A bis Z klug durchdacht, Takt- und Geschmacksdokument in einem sein. Nur Pfuscharbeit kann den schnellen Modenwechsel vertragen, ja sie benötigt ihn geradezu.

Weist das Kleid der Frau wieder, wie in seinen besseren Tagen, eine größere Gediegenheit und Ruhe in allem auf, *dann* erst hat es Sinn, daß Textilindustrie und Gewerbe die kostenreichsten Versuche zur Herstellung erlesener Stoffe anstellen und die kunstreichsten Kräfte zur geschmacklichen Überwindung das verschiedenen Schönheitsprobleme beschäftigen. Unter einer zu rasch wechselnden Mode schafft jede Kunstbemühung für die Katz. Denn Gediegenheit und Geschmack brauchen Zeit. Sowohl Stoffabrikanten als auch Modehäuser, Schneiderwerkstätten und Besteller von Geschmack haben alle Ursache, eine *mäßig wechselnde Mode* herbeizuwünschen. Was der eingeschränkte Wechsel an Weniger bringt, das schafft die Erhöhung das Qualität von Stoff und Verarbeitung an Mehrverdienst. Eine Mode aber, die ein bedächtiges Zeitmaß einhält, bildet das wirksamste Mittel gegen die hypernervöse Konfektion. Sie lebt vom schnell sich Abnützenden, und deshalb bekämpft sie das Ruhig-Gediegene als langweilig. Besser, ein Modezweig wandelt sich zum Besseren, als daß unter seiner Tyrannei der Geschmack eines ganzen Volkes einer chronischen Verbunzung entgegengeht.

Welcher Art von Kleidung wird die Zukunft gehören: dem Konfektionskleide oder dem Kleide der sorgfältigen gewerblichen Handarbeit? Das kommt ganz darauf an, in welchem Sinne sich unsere Großstädte weiter entwickeln. Macht die Entgeistigung des kulturellen Lebens in ihnen weitere Fortschritte, verödet das großstädtische Frauengemüt in dem Maße weiter, wie bisher, dann wird es der Massenkonfektion nicht allzu schwer fallen, sich ihren Abnehmerinnenkreis zu erhalten und zu vermehren. Bringt jedoch der gegenwärtige Krieg, was er verspricht: ein Zurück zur Natur und zur Kultur!, ein neuerliches Sich-besinnen und eine

Veredelung des Frauen- und des Familienlebens, dann wird auch das Kleid wiedes an dem seelischen Regenerationsprozeß seines Inhaltes teilnehmen. Der Einsichtige findet mit diesen Fragen eine ganze Reihe anderer Zeitaufgaben kausal verknüpft. Wir hoffen bestimmt, daß die deutsche Frauenwelt sich an der weltbedeutenden Lösung des kommenden Kulturproblems beteiligen wird. Sie tat dies immer und vornehmlich durch das Instrument ihrer Mode, die nie aufhörte, eine kulturelle Zwingmacht ersten Ranges zu sein.

III. Kapitel

Paris und seine Mode

Paris und seine Regisseure — Physiologie der Pariser Mode — Die Pariserin — Das Geheimnis ihres Schicks — Die französische Mode im Dienste der Kunst — Meister der Modegravüre — Das ungeschriebene Recht der Frau — Der Abstieg der Pariser Mode — Die Werbekraft des Geschmacks — Frauenmacht und Frauenrecht — Weltmode und Weltkultur

Paris und seine Mode

Es ist notwendig, daß wir uns über die Umstände klar werden, die Paris zu seiner Vormachtstellung in der weiblichen Mode verholfen haben. Dabei dürfen wir uns keiner Vogelstraußpolitik schuldig machen, die sich gegen das Gute an anderen verschließt. In sachgemäßer Wahrheit nennen wir die Dinge, wie wir sie an Ort und Stelle antrafen. Wir werden nach wie vor, mit philosophischer Objektivität, die natürlichen Vorzüge der Pariser Mode vorbildlich nennen und ihre unserem Wesen fremden und unangepaßten Eigentümlichkeiten als nachteilig verwerfen.

Noch vor kurzem führten so ziemlich alle Gedankenwege die zum Ziele das weibliche Kostüm hatten, nach dem Rom der Frauenmode, und das war Paris. Dort verloren die Ideen an Schwerkraft, dort gewannen die Dinge an Grazie und die Menschen an geistiger und körperlicher Biegsamkeit und Schmiegsamkeit. In Paris war kein engherziges Philistertum denkbar. Langeweile und Eintönigkeit kannte man dort nur vom Hörensagen. Es herrschte also das richtige Milieu, in dem sich die immer erfindungs- und abwechslungsreiche Frauenmode heimisch fühlte

Paris, das muß ihm der Neid lassen, ist in jeder seiner alten Straßen lebendige Geschichte, geschichtlich gefärbte Gegenwart. Die Siege Ludwigs XIV., die historisch denkwürdigen Daten und Taten der Revolutionszeit, die Eroberungszüge des Korsen, die guten und schlimmen Epochen der monarchischen und der republikanischen Regierungen, all diese geschichtlichen Abschnitte haben sich in denkwürdigen Gebäuden, Denkmälern und öffentlichen Plätzen, dem Auge der Gegenwart erkennbar und lesbar, verewigt. Da Paris stets und allein Frankreich verkörperte, so erzählt uns seine Architektur sozusagen die Geschichte des ganzen Landes in der Ewigkeitssprache des Steines und Marmors, aber auch — vergessen wir das nicht — im Bilde der stoffgewordenen Frauenmode.

Unsere Achtung dem *vergangenen* Geiste Frankreichs, der in großzügiger Weise das Bedeutende der französischen Volksgeschichte zum bleibenden Kunstausdruck brachte. Weniger Achtung dagegen können wir dem neuzeitlichen Paris entgegenbringen, das auf dem Kulturboden seiner mächtigen Vergangenheit Raubbau trieb und die bedenklichsten Mittelchen nicht scheute, um die Welt noch an seinen alten Glanz glauben zu machen.

Paris, deine Berühmtheit und Begehrtheit verdankst du vor allem deinen Dichtern. Was du in den Steinen deiner vornehmen Bauten geschildert hast, das haben sie mit Tinte geschrieben, und ihre Bücher trugen deinen vaterländischen Stolz über alle Flüsse und Meere. Deine erfolgreichsten Politiker waren deine Schriftsteller. Sie haben das Thema »Mensch« und »Frau« in einer Weise dramatisiert und in Szene gesetzt, wie es eben nur das glänzende Ancien-Paris zu tun vermochte. Zwischen den heitersten Lichtseiten und den dunkelsten Schattentiefen hetzten sie die mensch-

lichen Gegensätze in knappstem Raume aufeinander los. Das ergab seelische Spannungen, wie sie den Sinnen einst die römischen Kampfspiele boten. Der blendende Luxus jagte die hohläugige Not, das schleichende Laster kämpfte gegen den aufrechten Stolz. So liebte es die romantische Phantasie der romanischen Naturen und schließlich die Einbildungskraft der durch keine Nationalschranke getrennten Welt. Paris, du hast dir beizeiten die Große Welt kulturell gesichert. Deine Mode vervollständigte nur, was deine Wortkünstler in Schrifttum und Diplomatie vorbereitet hatten.

Auch im heutigen Paris Theater, Komödie, Tragödie, Pose, Posse, Farce, gespielt und gelebt, wohin dich Besucher der Fuß trägt und das Auge leitet. Auf den öffentlichen Brettern wickelt sich ein Stück wirkliches Dasein ab. Und das Theater des Scheins und Scheinenwollens, das Theater des Vorspiels und der Vorspiegelung erstreckt seine Reichweite bis in die intimsten Räume der Wirklichkeit hinein. Paris spielt sein Leben sich selbst vor. Es ist Schauspieler und Spielschauer in einem.

Paris trug von jeher stark feminine Züge. Das Weibliche beherrschte das öffentliche Leben, schrieb Sitte und Takt vor, repräsentierte die Vorrechte des Standes und die Regeln des Anstandes. In Paris mußt ihr den Frauen gefallen, die Frauen für euch gewinnen, sonst habt ihr keinen Einfluß auf die von ihnen regierten Männer, ihre Ideen und Entschlüsse. Es ist etwas ganz Eigenartiges um das Geschlecht der Pariserinnen. In unnachahmlicher Grazie, in fester Selbstbeherrschung und bündiger Rollensicherheit zeigen und verbergen sie ihr Ich, je nach Absicht. Ein stereotypes, beinahe maskenhaftes Lächeln, durch Schminke und Puder kunstvoll unterstützt, in raffinierten Kleid- und Toilettenkünsten seine Helfer findend, verbirgt jede Leidenschaft und Leiden-

schaftlichkeit. Die Pariserin hält sich fest im Zügel, und darum hält sie ihre Welt in Schach. Ein Naturgeschöpf wie alle ihre übrigen Schwestern, wird sie zwar von denselben Trieben und Gefühlen wie sie regiert, tut aber alles, um die fordernde Natur an ihrem physiognomischen Durchbruch zu verhindern. Und so verkörpert sie durch ihre durchdachte Sitte und Mode und Etikette hindurch das äußerste Ende einer raffinierten, den Sinnen schmeichelnden Zivilisation.

Paris galt lange als die zivilisierteste Stadt des Erdrunds. Was von der Dunkelkammer des menschlichen Daseins zum Lichte des klaren Wortes, der überzeugenden Geste, der formschönen Haltung, der einnehmenden Stimme, der werbenden Kleidung drang, das fand seit Jahrhunderten an der Seine seine liebevollste Pflege. Eine ebenso allgemeine wie stark ausgeprägte *Selbsterziehung*, durch formkundige Berater ständig unterstützt, wußte sich bald zum gesellschaftlichen Vorbild aller Welt zu machen. Mit den Manieren gingen immer die Moden. Und so wurden mit den einen gleichzeitig die andern zum Leitmotiv des gesellschaftlichen Tones. Die Vorherrschaft der Seinestadt auf modischem Gebiete verdankt ihre langjährige Wirksamkeit also keinesfalls einem zufälligen Umstande, sondern sie ist und war von jeher in der *Formüberlegenheit des dortigen sozialen Menschen* begründet.

Man sagt dem Pariser Volke nach, es besitze ein ganz besonderes Talent »pour les riens«. Das mag stimmen, wenn man *riens* mit Feinheiten übersetzt, wie sie nur der Frauensinn oder das Künstlerauge eines vollwertigen Malers zu sehen und zu schätzen weiß. Dieses Auge duldet beispielsweise nicht, daß eine Naht an feinen Seidenstoffen mit der Maschine genäht sei. Es betrachtet als bare Unmöglichkeit eine Dame, die sich mit einer

fertigen Kleidhaut überziehen läßt. Dieses Auge verlangt von der Nadel der Schneiderin, daß sie aufs genaueste jede noch so kleine unangebrachte Falte zu vermeiden weiß. Es mustert die Knopfreihen an den Toiletten mit demselben scharfen Blick, mit dem ein preußischer General die Reihen seiner Soldaten unter dem Kommando »Stillgestanden!« durchläuft.

Die Schilderung des französischen Wesens, die Jakob von Falke vor 25 Jahren geb. ist auch heute gültig: »Der französische Geist wird erfinderisch, aber nur in dem Sinne, daß er aus allem, was sich ihm darbietet, sofort etwas Neues und Besonderes zu machen weiß, und so ist er imstande, der Welt fort und fort etwas zu bringen, was neu und überraschend erscheint. So macht seine Erfindungsgabe den Eindruck, als sei sie unerschöpflich, als gebäre sie neue Formen, neue Motive in unaufhörlichem Wechsel, während es doch nur in den meisten Fällen die glückliche Gabe der Assimilierung ist. Aber es ist die Gabe, das Geheimnis, wenn man will, mit welchen Frankreich bisher an der Spitze des Geschmacks einherzuschreiten vermocht hat, mit welchen es die Moden geleitete und den Absatz seiner Kunstarbeiten sich gesichert hat.«

Dieses Talent: das Fremde ohne langes Besinnen zum Eigenen zu machen, ist glückliche Naturgabe des Parisers. Aus den Trachten der Altzeit nimmt er hier etwas, dort etwas und gibt es für »echt pariserisch« aus. So kommt es, daß das spanische Bolerojäckchen nicht von seinem Heimatlande aus, sondern von Paris her zur Mode wurde. Ähnlich erging es dem türkischen Schal, dem englischen Jakett, dem russischen Kittel, dem japanischen Kimono, der bulgarischen Stickerei, dem persischen Turban,

dem deutschen Reformkleid. Erst in Paris erhielten sie die Modetaufe und den Stempel der Internationalität, ohne welchen bis vor kurzem kein Nationalkostüm Weltmode werden konnte.

Schon zu Ludwigs XIV. Zeiten haben die klugen Pariser dafür Sorge getragen, daß ihr Name als Bekleidungskünstler zu einer kosmopolitischen Selbstverständlichkeit wurde. Und die *Regierung* tat ihr Möglichstes, um dem Pariser Mode-Prestige alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Sie wußte wohl, welch ungeheurer Wirtschaftsfaktor die Mode ist. In Frankreich gehörte es zur Tradition, daß sich von den Königinnen herab bis zur kleinen Schauspielerin jede Dame von Geschmack in den Dienst der Mode stellte, um mit jedem Tage von neuem zu beweisen, daß Paris seinen Ruf als Geschmacks- und Modezentrale auch verdiente.

Sogar der bärbeißige Friedrich Theodor Vischer mußte ohne Einschränkung zugeben, daß den Parisern ein Schick, ein Etwas, ein Talent des Eleganten gegeben sei, wie keinem Volk, und daß uns die Leichtigkeit fehle und des gewisse Schwebende, was der Franzose und noch mehr die Französin allem zu geben weiß. »Es ist etwas Hanswurstiges im französischen Blut, ein Rabelaisgeist, der auch dem Frechen einen Teil seines Stachels nimmt, so daß es mehr noch zum Lachen als zum Zürnen reizt. Bei uns wird das Alles schwer, erdig, stoffartig, wird bleierner Ernst und fordert den Ernst des ungetäuschten Urteils heraus.«

Eine reizlose Mode, wie sie hie und da in Deutschland sich schon durchzusetzen suchte, gewinnt so wenig Anhängerinnen, wie eine ungesalzene Suppe Anerkennung findet. Paris, die Atmosphäre der schmackhaften Würze in allem, die Stadt des gepfefferten Witzes, des prickelnden Geistes, des beißenden Sarkasmus,

ist auch die natürliche Heimat jener nervenkitzelnden Mode, wie sie leichtlebige Großstädte so sehr bevorzugen. Dieselbe Natur, die die feinsten Gewürze und die schmackhaftesten Weine zeitigt, dieselbe Natur bringt auf dem gleichen Boden auch die feinreagierenden Menschen und Sinne hervor. Humus, homo und humores sind aus gutem naturwissenschaftlichen Grunde auch etymologisch enge miteinander verwandt. Und »Geschmack« kommt von »schmecken«. Es besteht also in Paris ein gewisser *physiologischer* Naturnährboden der Mode, dessen Existenz zu verleugnen zwecklos wäre.

Mit seiner feingeistigen Intelligenz, seinen versteckten Witzen, seinen halblauten Anzüglichkeiten, seinen fein maskierten Sinnenangeln wußte Paris, solange es auf der Höhe der Bekleidungskunst stand, der Frauenmode stets etwas Angriffslustiges und Abwehrbereites, etwas Suchendes und Fliehendes, kurz, etwas Lebendiges zu geben. In der klassischen Zeit der Pariser Mode war es immer Richter Geschmack, der die Zensur über die Kleidsprache ausübte. Daß seine Herrschaft dem versteckten Dirnentum gegenüber nicht selten versagte, lag mehr in den Freiheiten der Halbwelt als in dem Charakter der Mode an sich begründet.

Wir haben gesagt, die Pariserin schauspielere der Welt gerne etwas vor. Dabei hilft ihr getreulich ihr Kleid. Zum Kampfe gegen die ewig neidischen Frauenblicke und zum Turnier wider die immer hungrigen Männerherzen muß es mit seiner Besitzerin stets bereit sein. Die Pariserin weiß, daß sie gesehen, beobachtet, kritisiert wird. Keinen Augenblick vergißt sie dies. Und so trifft sie kein Augen-Blick in der geringsten Unordnung an, solange sie sich vor dem Zuschauerauge der Welt bewegt. Von der Frisur angefangen, bis zum stets tadellosen Stiefelabsatz

herab befindet sich alles auf dem »Qui-vive!« Für die Pariserin gibt es keine Kleidsurrogate, nichts, das nicht echt wäre. Sie weiß, daß es lächerlich wäre, in einer konfektionierten Pseudo-Eleganz der Welt als nachahmungswürdiges Vorbild voranleuchten zu wollen.

Kein Zweifel, daß eine derart eingehende Beschäftigung mit dem Äußeren des lieben Ichs zur Veroberflächlichung erzog. Nur in großen Zeiten war es den Menschen gegeben, Kleid und Persönlichkeit derart miteinander in Einklang zu bringen, daß keines das andere stark übertönte. Auch auf der Höhe ihrer Entwicklung hatte die Pariser Mode stets etwas Formelhaftes, vielleicht allzu Konventionelles an sich. Die Kleidetikette beherrschte das Individuell-Auszeichnende, ganz im Gegensatz zur italienischen Renaissance, da Kleidausdruck und Persönlichkeitscharakter sich genau die Wage hielten. Diese etwas schablonenmäßige Form besonders der Frauenmode teilte sich auch der Sprache und poetischen Literatur mit. Mit anderen Worten: die Förmlichkeit des Gesellschaftskleides zwang die Menschen zugleich zur Form in allen übrigen Dingen.

Mit dem Aufblühen der großen Kauf- und Warenhäuser, wie Printemps, Louvre, Dufayel, Galeries Lafayettes in Neu-Paris hat sich eine bemerkenswerte Umbildung innerhalb der Mode erkennbar gemacht. Diese Häuser beherrschen das *Massenpublikum* der vielen kleinen Mädchen und Frauen und damit deren Geschmack und Mode. Jedes Haus besitzt seinen tausendfältigen Kreis an Kundinnen. Ist nun eine neue Mode so weit vorbereitet, daß das Warenhaus seine Zubehörteile zehntausendfach besitzt, dann verkünden Plakate und Zeitungen, daß vom so und so vielten ab die neue »große Mode« zu sehen ist.

Da strömen sie nun hinein, all die kleinen Nähmädchen und anderen weiblichen Wesen, um sich mit wenig Geld und viel Behagen die Kleinigkeiten zusammensuchen und zusammenzustellen, die notwendig sind, um dem lieben Ich seine neue Kleid-Inszenierung zu geben. Es ist unglaublich, was an Schicken da alles für die Kleinigkeit von zwanzig oder gar zehn Franken angeschafft wird. — Mehr hat selten ein Mädchen auszugeben, das wie eine Midinette in der Regel nicht über drei Franken den Tag verdient.

Man beobachte diese beweglichen Geschöpfe, wenn zum Beispiel das neue Modell für den Sommerhut erschienen ist. Da drängen sich alle, die jung sind und jung scheinen möchten, um vor einem der vielen Spiegel ihre Schmuckkunst zu betätigen. Zwanzig Hutformen werden nacheinander aufgesetzt. Eine jede wird gedreht und gebogen, nach rechts, nach links, nach vorn, nach hinten. So lange wird probiert, bis ein zufriedenes Lächeln verkündet: der Hut sitzt! Die das Gesicht überschneidende Linie, die zur Figur passende Form ist gefunden. Der gewünschte Effekt der Kecken, Schönen und Schicken hat sich eingestellt. Der Hut »stimmt«, er befindet sich im Einklang mit dem Persönchen. Jeder Charakterologe käme bei diesem unterhaltenden Schauspiel auf seine Rechnung.

Ist die zusagende Hutform in ihrer besten Wirkung genau ausstudiert, dann geht es in der gleichen Minute zur Auswahl der Hutgarnitur. Ein Band nach dem andern, rasch zu einer improvisierten Schleife gedreht, wird an den Hut gehalten. Das Auge prüft mit kennerischem Blick so lange, bis auch diese neue Harmonie hergestellt ist. Soll eine Feder den Hut schmücken, dann erfährt sie die verschiedensten Stellungen und Lagen. Sie wird hin und her gerückt, gerade aufgerichtet, kokett schief an-

gesetzt, man probiert es mit dem Niederhängen, zuerst etwas gegen vorn, dann auf der Seite, dann hinten, dies alles so lange, bis das Gleichgewicht von Hut und Köpfchen und Man-will-etwas-vorstellen hergestellt ist, so genau hergestellt ist, daß das seltsame Ding »Schick« wieder einmal neue Tatsache geworden ist. Ein bißchen mehr Neigung, und das Ganze würde einen frechen Eindruck machen; ein wenig mehr gerade, und es erschiene steif, gemessen. Beides paßte nicht zum Wesen der Pariserin. So ein ganz klein wenig, nicht meßbar, nur fühlbar wenig, wird das Gleichgewicht von Hut und Kleid und Körper verschoben. Dadurch kommt ein Gebilde zustande, das etwas eigenartig Bewegungsvolles darstellt. Eine kleine Unruhe, eine unruhige Kleinigkeit macht sich bemerkbar. Das unscheinbare *Detail*, mit dem die Pariserin die ruhige Harmonie ihrer äußeren Erscheinung zu einem schwankend-schwebenden Bilde verwandelt, bildet das Geheimnis des Pariser Schicks.

Ist dieser *Pariser Schick*, von dem man so viel zu erzählen weiß, etwas Angeborenes, etwas Anerzogenes? Beides dürfte wohl der Fall sein. Jahrhunderte haben verfeinert, was die Natur schon vorbereitet hatte. Ein gewisser Sinn für das Abgerundet-Feine ist nun einmal dem französischen Volke und ganz besonders den Parisern Natursache. Unaufhörlich wurde dieser Sinn von außen her neu erweckt, ermuntert, geübt, verschärft, verfeinert und verallgemeinert.

Kunstsinnige Könige und Königinnen, gekrönte und ungekrönte, Königinnen von Rechts und von Herzens Gnaden haben sich von jeher eine Ehre daraus gemacht, das Bild des toten und lebendigen Paris seiner höchsten künstlerischen Vollendung entgegenzuführen. Hervorragende Architekten, Maler, Kunsttischler, Goldschmiede,

Kupferstecher, Zeichner und Kleidkünstler, unterstützt von Gelehrten, Dichtern, großen Schauspielern und einflußreichen Frauen von Geschmack, haben sich in einer Weise um den Ruhm ihres Landes verdient gemacht, die unserer aller Nachahmung würdig ist. Die *Kunst* — das wußten sie alle —, wenn sie nur einigermaßen ihre *große* Aufgabe erfaßt, kann der *Politik ausgezeichnete* Pionierdienste leisten. Die Kunst des Farbenbildes so gut wie die Kunst des Kleidbildes.

Paris, die luxuriöseste Stadt, wußte die Anziehungskraft seines verschwenderischen Reichtums ausgezeichnet zu verwerten. Mit magnetischer Macht zog es aus allen Ländern jene Fremden an sich, die mit Anstand sich des Überflusses ihres Wohlstandes entledigen wollten. Paris bot den Sinnen, den edlen und den weniger edlen, eine Welt dar, die staunenswert auch für den Verwöhnten war.

Frankreich und seine Hauptstadt verdanken ihren *Frauen* unermeßlich viel. Sie haben aus den Maßstäben des Großen, Umfangreichen und Schweren heraus mit zarter Hand die Kunst in das Gebiet der zierlichen Form hinübergeleitet. So kam es, daß man schließlich keinen kleineren und größeren Gegenstand mehr zu sehen bekam, der nicht seine schönen Proportionen aufwies und nicht sein Kleid mit Anmut trug. Vergessen wir nicht, daß es auch in unserem eigenen Lande vornehmlich die Frauen waren, auf deren Wunsch und Anregung, nach deren Bedürfnis die klassische Kunst der schönheitsfrohen Reformationszeit ihre erlesenen Kleider, Tafelgeschirre, Nippsachen, Porzellane, Trinkgefäße und übrigen Zier- und Gebrauchsgegenstände schuf.

Wie im alten Hellas zu Phidias' Zeiten, wie im Deutschland Dürers, so umschloß die französische Kunst mit Franz I. alles,



Antoine J. Duclos nach A. de St. Aubin. Der Ball (Ausschnitt). Mit Erlaubnis des Kgl. Kupferstichkabinetts, Dresden.



P. A. Martini, nach Moreau: Palastdame der Königin. Aus Gurlitt: »Das französische Sittenbild«. Mit Genehmigung des Verlages Julius Bard, Berlin

was mit Hilfe von Meißel und Griffel und Pinsel und Stift und Nadel sich an Stoffen in beseelte Form umsetzte. Die eine Kunstgattung beeinflußte stetig die andere, ihr neue Motive zutragend, von ihr neue Anregungen empfangend. Die Architektur lernte vieles von der Mode. Die Mode wiederum ging bei der Malerei und Plastik der Antike in die Schule, lernte aus den persischen Teppichen die wundersamen Farbenakkorde des Orients zusammenstellen, aus den griechischen Skulpturen die erlesenen Stoffdraperien nachahmen. Die Mode stellte sich ganz in den Dienst der bildenden Kunst. Ihre Meisterwerke wurden zugleich, indem große Maler sie verewigten, zu Musterschöpfungen der Malerei. Und die Künstler wetteiferten miteinander, das Bild der Frauenmode und der Frau vollendet schön zu schöpfen und zu kopieren. Es entstand in Paris eine neue Kunstgattung: die *Modegravüre*, der schwarz-weiße und farbige Kupferstich.

Fast ausnahmslos hatten diese mit einer Feinheit sondergleichen gezeichneten Bilder die Frau zum Gegenstand, eigentlich gesagt, die Dame, die große Dame, die in Mode, Sprache und Sitte den Ton für die gesamte gesellschaftliche Welt angab. Man meine nicht etwa, die berühmten Pariser Kupferstecher hätten sich in den Sinn gesetzt, *Moden entwerfen* zu wollen. Nichts lag ihnen ferner als dies. Die Janinet, Nikolaus und Robert de Launay, Lavreince, Laurient, Audouin, Dupréel, Massard, Helman, Goderfroy, Girardet, Moreau le Jeune, die François, La Blon, Demarteau, Bonnet, Debucourt, Sergent, Alix, Chapety gaben in ihren Stichen charakteristische Szenen aus dem gesellschaftlichen Leben, diskrete oder indiskrete Einblicke in die Liebesnester des Ancien Régime.

Auch Maler wie Philippe de Champaigne, Nicolas de Largillière, Hyazinthe Rigaud, François le Moyne, Lancret, Tocqué, Vanloo,

dann vor allem das glänzende Dreigestirn Watteau, Boucher und Greuze hatten nie die Absicht, der Mode Vorschriften geben zu wollen. Sie folgten ihr vielmehr, indem sie mit den Juwelen einer auf der Höhe stehenden Kleidkunst ihre Gemälde schmückten. Kein Zweifel, wo so viele und hervorragende Künstler sich der Frau zur Verfügung stellten und miteinander wetteiferten, das Hohelied der Frau mit allen melodiösen Mitteln ihres Geschmackes zu vertonen, da mußte die gesamte Kunst den Charakter des Feindurchdachten und vor allem des peinlich Durchgearbeiteten annehmen.

Im alten Frankreich hatte die Frau das Protektorat über die schönen Künste übernommen. Und diese statteten ihr ihren Dank ab, indem sie alle Schönheiten der Farben- und Formenharmonie dem weiblichen Bildnis einverleibten. Auf diese Art entstanden jene vielen erlesenen Modebilder, die mit Recht das Entzücken der gesamten kunstliebenden Welt bildeten. Auf den Tafeln 1 bis 5 zeigen wir eine Reihe derartiger Kabinettstücke der weiblichen Bekleidungskunst.

Schöne und geistreiche Frauen wie eine Madame de Pompadour, eine Maria Leczinska, eine Marie Antoinette haben durch ihren guten Geschmack die Kunst ihres Landes um ein Bedeutendes gehoben. Von Marie Antoinette existieren allein gegen 400 Porträts, in die sich in der Hauptsache Leclerc, Boze, Dumont, Duflos, Le Beau und namentlich Janinet teilen. Einer Künstlerin vom Range der Vigée-Lebrun sollte es vorbehalten bleiben, die prächtigsten und psychologisch besterfaßten Bildnisse der kunstliebenden Österreicherin zu schaffen. (Siehe Tafel 13.) Was Feinheit und Eleganz zu geben hatten, atmen diese Bilder wieder. All diese Tausende von Kupferstichen und Gemälden, zu deren Entstehung mittelbar oder unmittelbar die Frau Anlaß gab, stellen eine Moden-



Vigée-Lebrun, Marie-Antoinette, Königin von Frankreich. Paris, Louvre.
Mit Erlaubnis des Verlages Braun & Cie. Nachf., Dornach i. E.



Vigée-Lebrun. Louise-Marie-Adelaide de Bourbon, Herzogin von Orleans. Museum zu Versailles. Mit Erlaubnis des Verlages Braun & Cie. Nachf., Dornach i. E.

und Sittenschilderung ihrer Zeit der, wie sie an Vollständigkeit und Lebendigkeit nicht wieder erstand.

Die Frau, die Pariserin kann stolz auf ihre Künstler sein. Kein Vorzug an ihr, der im Bilde der Kunst nicht seine Würdigung erfahren hätte. Frau, Kunst und Künstler bildeten je von jeher eine engverbundene Dreiheit. Wo die Frau in der Kunst fehlte, da schritt diese auf tönernen Füßen. Sie gibt den »Takt« und »Ton« in allen Dingen an, die das schöne Gleichmaß der formvollen »Gemessenheit« zur Voraussetzung haben.

Der Pariser weiß wohl, welche Schuld und Schuldigkeit ihn den Frauen seiner Stadt verpflichtet. Nichts ist ihm zu teuer, wenn Madame es wünscht. So schön, wie es die Verhältnisse nur immer zulassen, soll Madame gekleidet und geschmückt gehen. Denn Madame noch viel mehr als Monsieur übt die Repräsentation des Hauses, des Vermögens, der gesellschaftlichen Pflichten aus.

Der Pariser kokettiert mit dem Besitze seiner Frau. Ist sie auch schließlich nicht gerade schön von Gesicht, so verfügt sie doch über genügend geschmackliches Talent, um ein Gemälde aus sich zu machen. Schönheitswerte haben die Eigentümlichkeit, herzerfreuend zu wirken. Niemand weiß dies besser als die Pariserin. Man muß ihr das Kompliment machen, daß sie unablässig bestrebt ist, den Diegen und Formen und Gesten und Worten und Kleidhüllen Schönheit zu verleihen. Wir sprechen hier von der Ur-Pariserin, nicht von jenen Auch-Pariserinnen zweifelhaften Ursprungs und Charakters, wie sie heute die Boulevards und die Tingeltangel anfüllen.

Es ist ein großer Irrtum, das in der Pariser Konfektionspresse sich marktschreierisch wichtigmachende Parisertum für echt zu

halten. Was viel Rauch erzeugt, brennt schlecht; und was allzu lärmend sich kundgibt, muß etwas Verbergenswertes übertönen. Das ist diesseits und jenseits des Rheins in gleicher Weise der Fall. Das lautgepriesene Paris hatte mit dem eigentlichen Paris soviel wie nichts zu tun. Dieses verhielt sich still und kam daher nicht zu Wort in einer Zeit, da eine allzu geschäftige und geschäftliche Ich-Reklame den Namen des großsprechenden Hauses in fausthohen Buchstaben in die Zeitung setzen und in mannshohen Worten in Flammenschrift an die Wände der nächtlichen Häuser malte. Die Pariserin vornehmer Art wehrte sich aufs entschiedenste dagegen, mit jenen Pariser Damen verwechselt zu werden, die ihren klingenden Namen mißbrauchten, um laute Reklame für irgendein fabrikähnliches Modenhaus zu machen. In Paris lebt heute noch eine weitverzweigte aristokratische Gesellschaft, der nichts verhaßter ist als die moderne republikanische Lautheit mit ihrer Zwillingsgefolgschaft von Korruption und Prostitution.

Jene Pariserin, die durch ihren Schick sich Weltberühmtheit eroberte und alle Welt in ihren Bannkreis zog, stirbt mehr und mehr aus. Noch gibt es ja in der französischen Hauptstadt eine große Anzahl von Frauen, die über ein hervorragendes Kleidtalent verfügen. Aber der Pariser Schick, wie er noch zu Gavarnis Zeiten unverfälscht in die Erscheinung trat, ist gegenwärtig reichlich verwässert. Paris hat sich das Ausland über den Kopf wachsen lassen. Es sträubte sich zwar mit Händen und Füßen gegen die Verunreinigung seiner einst mit Recht bestaunten Kleidkunst. Aber es wird nichts helfen. Die Schwächen und Laster einer entartenden Republik haben noch überall den Tod des Schönen und Echten herbeigeführt. Und die Politik haßt noch

immer die Eigentümlichkeit, die Mode in ihren Wurzeln zu beeinflussen. Deshalb wird auch bald der Tag kommen, an dem es von der Pariser Mode heißt: schön *gewesen!*

Noch birgt Paris eine solche Fülle von Geschmackswerten in jeder Form, daß das Auge unwillkürlich von seiner in Schönheit getauchten Umgebung beeinflußt und erzogen wird. Noch lebt in Paris eine Männerwelt, die für die Vorzüge weiblicher Schönheit außerordentlich empfänglich sich zeigt. Und nicht zuletzt ist es der alte Ruf, die schickest gekleidete Frau der Welt zu sein, der die Pariserin immer wieder neu ermuntert, den vielen vornehmen Fremden gegenüber zu beweisen, daß dieser Ruhm kein leerer sei. Aber der Höhepunkt der Pariser Mode ist schon seit langem überschritten. Das beweist u. a. der Umstand, daß die Massenkonfektion mit Hilfe der *großen* Pariser Warenhäuser und einer allzu leichtfertigen Presse in der Seinestadt die Modeparole der Tages zu kaufen wußte.

Aus nichts kommt nichts. Man glaube nicht, daß die Pariserin ihren Schick so ohne weiteres aus dem Ärmel schütteln durfte. Dieser Schick stellte das ästhetische Ergebnis einer unaufhörlichen Geschmacksbetätigung dar. Es war das Bestreben der weiblichen Bekleidungs*kunst*, die Schönheitswerte *jeder* Form und Art in die Sprache des Persönlichen und Stofflichen umzusetzen. Die klassischen Bauwerke, die Meisterwerke der Malerei und Bildhauerkunst, die kunstgewerblichen Erzeugnisse, die Kupferstiche und nicht zu vergessen die vielgestaltigen Farben- und Formenwunder der immer schönen Natur, sie alle lieferten dem schönheitsuchenden Auge eine unerschöpfliche Fülle von Anregungen.

Das Auge der Pariserin ist ständig auf der Suche nach diesem Schönen. Der reiche Faltenwurf einer gotischen Figur am Portal

der Kirche gibt ihr willkommenen Anlaß, eine bemerkenswerte Raffung am nächsten neuen Kleide anzubringen. Die Pariserin ist eine fleißige Besucherin ihrer stets geöffneten und *eintrittsfreien (!)* Gemäldegalerien und Kunstmuseen. Selten, daß ihr Auge sich nicht etwas besonders Feinsinniges gemerkt und es sofort in Beziehung zu ihrer eigenen Gestalt gebracht hätte. Das Antike wird ein wenig frisiert, modernisiert und variiert, und siehe da! das »Original« eines besonders hübschen Kleides ist fertig. Es wird bestaunt, besprochen, von andern nachgeahmt, einmal, öfter, regelmäßig. Die Trägerin erhält in kurzer Zeit den Ruf, über einen besonderen Schick zu verfügen. Spielt diese formgewandte Dame eine gewisse gesellschaftliche Rolle, sei es als Angehörige einer ersten Bühne, sei es als Trägerin eines bekannten Namens, dann ist sie bald zum Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit von seiten der großen Modezeitschriften und Modehäuser geworden. Ihre Toiletten kosten sie dann in der Regel nichts mehr. Es ist folgendes Wirtschaftsverhältnis eingetreten: die geschmackvolle Frau verwertet ihren Kunstsinn, indem sie ihre wertvollen Anregungen für wertvolle kleidliche Fertigarbeiten eintauscht. Besitzt eine derartige Dame neben ihrem Geschmackstalent noch die journalistische Gabe, das gefundene Schöne mit den Tagesforderungen der Mode einerseits und mit den Forderungen des klassischen Kunstbildes anderseits in Einklang zu bringen, dann darf sie in Paris auf goldklingende Erfolge rechnen.

Die durch ihren Geschmack und durch ihren erlesenen Kundinnenkreis gleich bekannte Inhaberin eines führenden Frankfurter Modehauses erzählte dem Verfasser folgendes: Als die genannte Dame im Louvre zu Paris die besonders schöne Ornamentierung einer kostbaren Spitze nachzeichnete, tat neben ihr ein einfacher



Aus Les Modes Parisiennes, 1844. Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.

Arbeiter genau das gleiche. Dasselbe Spitzenmuster diente hier als Vorbild zu einem Kleidschmuck und dort als Vorlage zu einer Türschloßverzierung. Der zeichnende Arbeiter war nämlich ein Kunstschlosser.

Es gibt gar kein Kunstgebiet, aus dem die geschmackvolle Frau sich nicht Anregungen zu ihrem Kleide holen könnte. Bedenke sie doch, welche Menge von kostbaren Schönheitswerten geradezu darauf warten, im Frauenkleide künstlerisch verwertet zu werden. Welch treffliche Erzieherin wird eine kunstsinnige und formkundige Mutter ihren heranwachsenden Kindern sein! Mit welchem Reichtum an geschmacklichen Maßstäben und Werturteilen werden Kinder in die Welt treten, denen schon frühzeitig der Sinn für das Harmonische geweckt und gebildet wurde! Und welch große Schuld wird das Vaterland an eine Frauenschaft abzutragen haben, die durch die Weltwerbekraft des Schönen, also durch die Formpolitik des eigenen Geschmacks mit dazu beiträgt, das Weltansehen des eigenen Landes zu heben!

Darin haben die Pariserinnen Unschätzbares ihrem Staate geleistet. Sie wurden aber auch von einer Männerwelt unterstützt, die sich Zeit nahm für die eigene Frau, die nicht in ihren Geschäften vollständig unterging, die nicht des Abends totmüde nach Hause kam und keine Interessen mehr für die kleinen Angelegenheiten der Frau zeigte. Wenn ihr Männer die Frauen vernachlässigt — das beweist die Kulturgeschichte mit strengster Logik —, dann vernachlässigen die Frauen eure Staats- und Volkskultur! Es war eine der großen Kultursünden des allzu rastlos vorwärtsschreitenden Deutschlands, daß es in Vernachlässigung des weiblichen Bedürfnisses nach einer gewissen Feinheit der Lebens- und Geschmacksform die Frauenwelt zwang, in Berufe einzutreten,

Arbeitsdienste zu leisten, die ihrer körperlichen und seelischen Eigenart nicht nur keineswegs entsprachen, sondern strikte entgegenliefen.

Und es war vielleicht der unbewußte Gesamtwille einer formliebenden internationalen Frauenwelt, von Paris und seiner Mode regiert, der Kräfte unterstützte, die zum gegenwärtigen Weltkrieg gegen Deutschland führten. Das Weib lehnt sich gegen die Fesseln auf, die eine allzu krasse Verindustrialisierung und damit Veroberflächlichung der tieferen Kulturwerte der Natur und Entwickelung des weiblichen Geschlechtes geschmiedet hat. Und die Mode, die von Paris ausgehende Weltmode machte sich, wie so oft, zur Trägerin des größten frauenpolitischen Gedankens und Zwiegwillens. Sie benützte den Ehrgeiz, das diplomatische Talent, den Namen und den Kleidgeschmack hervorragender Frauen, um die zögernden und verantwortungsreichen Männer an den verschiedenen Staatsrudern zum vereinten Handeln gegen uns zu zwingen.

Die Pariser Mode sammelte unter einem Hut, unter einer Kleidmode alles, was an gleichen Frauenwünschen sich in der Welt der Gesellschaft regte und aufbäumte. Deutschland, du hast zu deinem großen Schaden den Weltwillen des weiblichen Geschlechtes verkannt und seinen Kleidausdruck übersehen. Auch die Frau steht gegen dich im Felde, vor allem die schöne und elegante Frau der internationalen Gesellschaft, als Vertreterin ihres ganzen Geschlechtes.

Umgebet die Frau wieder mit dem Glanze, den ihr in den Blütezeiten eurer Kultur um sie gewoben habt! Eure Kunst stelle sich in ihren Dienst! Wecket, fördert wieder all die guten Eigenschaften, die in der Frau lebendig werden, wenn sie die Wirtschaft des eigenen Hauses besorgen, die Schönheitswerte der bildenden und schmückenden Kunst persönlich gestalten und das Edelmaterial

des heranwachsenden Geschlechtes als Mutter und Erzieherin nach den Regeln des feinen Taktes und den inneren Vorschriften der tiefen Herzensbildung formen darf! Ihr habt den Frauen mit fortschreitender Schablonisierung eures großstädtischen Kultur- und Geisteslebens vieles des zu ihrer Selbständigkeit Notwendigen genommen. Ersetzt es ihnen wieder! Duldet nicht, daß nach wie vor Paris mit seiner Mode die Fürsprecherin der internationalen Frauenwelt weiter bleibe! Auch die großzügigsten wirtschaftlichen und industriellen Maßnahmen müßten versagen, wenn es gilt, Paris von seinem Modethron zu stürzen, solange die Modefrage nicht als Frauenfrage gelöst würde.

Gebet der Frau, was der Frau ist: die seelische Kulturherrschaft! Schmücket sie mit dem Glanze eurer Taten, eurer Namen und Titel! Gebet ihr die Repräsentation des Hauses in die Hand! Vertrauet ihr die Jugendzeit und Herzensbildung eurer Volkszukunft! Lasset sie über Takt und Ton im gegenseitigen Verkehr unter euch richten und entscheiden! Gebet den Frauen ihr Recht als Weib, als Gattin, als Huterin von Kultur und Sitte, als Förderin jeglicher Geschmacksform! Und ihr werdet weder Frauenrechtlerinnen in eurem Staatswesen sehen, noch Frauen, die den Wunsch haben, in corpore mit den Staatsaufgaben des Mannes sich zu befassen. Jenen einzelnen Frauen aber, die durch besonderen Geist und hervorragende Klugheit sich öffentlich auszeichnen, gebet das Recht und die Ehrerbietung, die alles Überragende verlangt.

Wer das große Glück hat oder gehabt hat, eine gute und kluge Mutter zu besitzen — und dessen darf sich die überwiegende Mehrzahl rühmen —, der muß eine instinktive Dankbarkeit dem ganzen weiblichen Geschlechte gegenüber fühlen. »Die Mütter« bilden in ihrer Gesamtheit das einschneidendste Volks- und Kultur-

ganze, das die Natur für ständig erschaffen hat. Nicht hach genug können wir die Lasten und Mühen bewerten, die die Mütter im Dienste des menschlichen Geschlechtes, des Staates und der Kultur ständig ertragen: ohne Murren, ohne Selbstüberhebung, als Selbstverständlichkeit.

Paris hat es übernommen, die Kulturforderungen des gesellschaftlichen Teiles des weiblichen Geschlechtes der ganzen Welt in seiner Kleidsprache zum Ausdruck zu bringen. Darin liegt *die kulturelle Größe der einstigen Pariser Mode begründet* Paris hat wir keine andere Stadt der Erde die weibliche Seele verstanden und sich zu ihrer Weltfürsprecherin gemacht. *Paris war der Anwalt der einflußreichen Frauenwelt*, die, der Mühe und Sorge harter Arbeit enthoben, sich ihren Platz an der Kultursonne sichern wollte. Aber das republikanische Paris hat seine Mode-Tradition vergessen. Statt zum Verwalter der Frauenrechte, machte es sich zum Marktschreier des Kokottentums. Es verletzte damit gerade diejenigen weiblichen Kreise, deren Sache es ehedem mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht vertreten hatte.

Wer tritt an die Stelle von Paris? Welches Volk will von vornherein die Gewähr geben, Ritter und Anwalt des echten Frauentums, gleichgültig welcher Nationalität, für alle Zeiten zu sein? Ich denke, wir Deutschen sind vollauf dazu berufen und befähigt. *Nur* wenn wir die Mode zu unserer eigenen Kulturangelegenheit machen, wenn alle an der Mode beteiligten Kreise ein für allemal dem dekadenten Paris der Gegenwart die Gefolgschaft versagen, dann werden wir jene großen Triumphe einheimsen, die mit dem Monopol der Weltmode kausal verbunden sind. Anregungen, ganz gewiß, kann und soll uns Paris auch



Circassienne, Vue par devant. Nach einem alten französischen Modekupfer

fernerhin geben. Aber die besten Anregungen hat es uns schon längst in seinen vorbildlichen, der Zahl nach fast unbegrenzten alten Modekupfern geliefert.

Es geht um die *Autorität gegenüber der Frauenwelt*, es handelt sich um die fast bedingungslose Gefolgschaft aller kosmopolitischen Damen, wenn es gilt, der Weltmode einen neuen Weltthron zu geben. Oder glaubt man, die vielleicht mächtigste Kulturinstanz des weiblichen Geschlechtes — *die Weltmode* — ließe sich durch einfache industriell-wirtschaftlich-kunstgewerbliche Maßnahmen ohne weiteres stürzen? Diese Meinung könnte nicht rasch genug abgetan werden.

Wir hören schon hier und dort den Einwand: »Ein Zeitalter, ein Volk, das den Frauen ganz besondere Rechte einräumt, wird es nicht etwa selbst allzu frauenhaft werden?« — O nein! Wir räumen dem weiblichen Geschlechte nur jene Vorrechte ein, die ihm von Natur aus gebühren, die ihm jede künstlerisch und kulturell großzügige und großartige Zeit als Selbstverständlichkeit gewährt hatte. Wir wollen in diesen Vorrechten, von allen einflußreichen Geistern anerkannt, auf lange Zeiten hinaus das *Gegengewicht* schaffen, um unseren männlichen Industrialismus mit seinen materiellen Nebenerscheinungen nicht ins allzu Rücksichtslose ausarten zu lassen. Wir wollen die Autorität des weiblichen Geschmackes und Taktes, seine Sicherheit in den Dingen des täglichen Lebens wieder festgesetzt wissen. Wir wollen dieses Sicherheitsventil aller Kultur um keinen Preis missen. Wir alle, die wir uns der fortschreitenden Materialisierung der Kulturwerte mit allen Kräften entgegenstemmen.

Das Paris des Ancien Régime hat seine Mode nicht nur als Kleidangelegenheit aufgefaßt, sondern als *hochpolitisches Welt-*

Kulturamt. Darin wurzelt die Größe und die Weltzwingkraft seiner allherrschenden Kleidmacht. Französische Königinnen haben die Mode regiert und damit die Frauenwelt, die Kulturwelt in ihrem überlegenen Sinne gelenkt. Das reklamesüchtige Neu-Paris hat gründlich zerstört, was seine Muhme mühsam aufgerichtet hat. Es ist über seinen eigenen Fallstrick gestürzt, indem es der männlichen Industrie-Mode, Konfektion genannt, die Vertretung, besser gesagt: die Übertretung der in der Mode zur Sprache kommenden internationalen Frauenrechte überließ. Aus Verwaltern wurden Vergewaltiger der Frauensache. Die Frau sah sich der Kokottenmoral, der Dirnenkleidung ausgeliefert. Sie protestierte. Es half ihr nichts. Das alte, feine Paris mußte sich überstürzen, überleben. Ein neuer Geist, eine andere Welt werden künftig den Weltton und den Weltthron der Mode zu bestimmen haben. So gewiß die Geschichte Sinn und Gesetz kennt.

IV. Kapitel

»Los von Paris!«

Kulturpolitisches — Der »Deutsche Werkbund« und die Mode — Warum die Pariser Mode die Pariserin am besten kleidet — Paris und »Paris« — Deutsch-Paris — Die übermäßige Pariser Modekonkurrenz als Förderin der Damenmode — Weg mit unseren verderblichen Nationalschwächen! — Modepolizei — Die Mode verlangt nach einer monarchischen Regierungsform — Das geschmackvolle Rokoko als die Idealzeit der Stoffabrikanten — Rose Bertin — Luxus und Kokotte — Mode und Geburtenrückgang — Los von Paris!

»Los von Paris!«

Wir ersparen es uns, hier eine Geschichte jener Bestrebungen zu geben, die zum Zwecke hatten, die deutsche Mode zu verselbständigen, sie von Paris unabhängig zu machen. Was mit tönenden Worten, untauglichen Werkzeugen und Methoden unternommen wurde, hat noch von jeher sein wohlverdientes Fiasko erlitten. Die Geschichte der deutschen Mode könnte man eine solche der deutschen Modefehler nennen. Wir beteten das Ausländische an, und das Ausland spannte uns lachend in sein Kleid- und Sittenjoch ein.

Noch bis zum Ausbruch dieses Krieges boten wir Frankreich und England unsere Landsknechtsdienste geistiger und materieller Art an. Zehntausende von Deutschen bevölkerten die Handelsstuben Albions. Gewiß war es ihr Wissensdrang, der sie in die Fremde trieb. Aber Mangel an Nationalstolz, die blinde Anbetung von fremden Sprachen und Gebräuchen verursachten gar bald, daß der Auslandsdeutsche fast mitleidsvoll auf seine Heimat herabsah. Er machte es sich zur Ehre, so gut wie der Franzose französisch und so geläufig wie der Brite englisch zu sprechen. Dies gelang ihm oft so vortrefflich, daß er ganz vergaß, daß das Vaterland ein Vaterrecht an ihm besaß. Es hatte ihm Sprache,

Erziehung, Schulung zuteil werden lassen, es durfte von jedem seiner Söhne verlangen, daß sie Deutsche über allem blieben.

Nur ein selbstbewußtes, selbständiges, sich selbst genügendes Volk war jeweils imstande, zu verhüten, daß in seiner Kleidung der Eigencharakter vom Fremdländischen allzusehr überwuchert wurde. Ein so mannhaftes, kräftiges Volk wie das deutsche, das der Kultur so unermeßliche Werte auf allen Gebieten des geistigen und leiblichen Schaffens geschenkt hat, darf nicht untätigerweise zusehen, wie schwächere, aber diplomatischer denkende Länder durch den gleißnerischen Schein einer geschickten Aufmachung hindurch ihm ihre Livree für Jahrhunderte aufdrängen.

Wenn bisher so ziemlich alle gutgemeinten deutschen Modebestrebungen einen Schlag ins Wasser bedeuteten, so heben *wir* den Hauptgrund für dieses bedauerliche Versagen einmal in allgemeinpolitischen Umständen zu suchen, zum andern in der *Gleichgültigkeit, mit der unsere Regierungskreise die hochwichtige Modefrage betrachteten.* Entschuldigend sei gesagt: es fiel bis jetzt noch niemandem bei uns ein, die Wichtigkeit des Kleidproblems, allen Augen erkennbar, darzutun.

Das Deutsche Reich, wie es aus dem Kriege von 1870/71 hervorging, war ein zu junges politisches Gebilde, um mit einem Schlage eine so festgewurzelte Macht wie die der Weltmode zu beseitigen. Aber auch kulturell betrachtet, besaß das Deutschland nach Siebzig noch nicht genug Einheitskraft und Weltansehen, um das letzte, was die Welt aufgibt, die Zwingburg der Weltkleidung, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus zu erobern. Die verschiedenen Kultur- und Geschmackskräfte, die von allen Seiten her innerhalb unserer Landesgrenzen aufeinanderstießen, verlangten

Zeit, damit sie sich ausgleichen konnten, verlangten eine machtvolle Volkstat, damit unter ihrem Drange sich zusammenschloß, was zerrissen nebeneinander dahinlebte.

Beachten wir, daß auch die Kultur ihre politischen Gesetze hat, die aufs Haar jenen gleichen, nach denen die einzelnen Staaten ihre Richtungslinien und Maßregeln einrichten. Das kulturpolitisch gespaltene Deutschland mußte dem einheitlich vorgehenden Ausland eine ebenso leichte Geschmacks- und Kleidbeute werden, wie es das in Dutzenden von Duodezstaaten sich entkräftende Deutschland in politischer Hinsicht ehemals gegenüber unserem Nachbarlande Frankreich war.

Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln haben Frankreich und England den Versuch unternommen, die Hunderte von Kunst- und Geschmacks-»Richtungen« Deutschlands sich untertan zu machen. Das gelang ihnen leider nur zu gut. Deutsche Kunstlandsknechte konnten sich nicht genug tun in der Verhimmelung ausländischer Dichter und Künstler. Deutsche Modelandsknechte hielten es für eine Ehre, die schwindelhaften Erzeugnisse französischer Mode-Exportfirmen in den Prunkräumen der feinsten deutschen Hotels ihrer Kundschaft vorzuführen.

Es herrschte ein beispielloses Interregnum im deutschen Reiche des Geschmackes und des Kunstschönen. Jeder, der irgendeine Meinung zu haben glaubte, regierte und dekretierte. Für jede Meinungsgruppe tat sich eine Zeitschrift auf. Wortmacherei, Wortplänkelei überall, statt zielbewußtem, kunstpolitischem Zusammenschluß Achselzuckend mußten die ernsten Blätter zusehen, wie leichtfertig das leicht fertige, geistreichelnde Wort mit den Ideen und Taten von Bedeutung umsprang. Manche Zeitungen, das heißt ein Millionenkreis suggestiv geführter Meinungen,

hatten sich und ihr Publikum dermaßen in die systematische Anbetung alles Ausländischen hineingelebt, daß sie vollständig im Banne des Fremden lebten.

Der Krieg von 1870/71 hatte die politische Einigung des Deutschen Reiches gebracht, *der Weltkrieg von 1914/15 muß die künstlerisch-chemische Bindung des Deutschen Kunstreiches bringen.* Und zwar ein für alle Male. Wir haben einen großen *»Deutschen Werkbund«*, der künstlerisch, kulturpolitisch und politisch ausgezeichnet organisiert ist, und in dessen Händen vielleicht die Macht ruht, die vornehmlich berufen sein dürfte, die große Modereform der Gegenwart mit Erfolg zu regieren.

Die Fehler, die frühere Verselbständigungs-Bestrebungen der deutschen Mode mißlingen ließen, dürfen nicht wieder gemacht werden. Weg mit den Götzen Frankreich, England und Amerika! Weg mit den irrlichtelierenden Eigenmeinungen und Eigenentwürfen! Weg mit den Sonderbestrebungen und Eigenbrödeleien der Duodez-Modestaaten! Einheit, zielbewußte Zweckstrebung, fester Wille des Durchhaltens, geduldige Sammelarbeit ist auch auf dem Gebiete der Mode nötig, und hier ganz besonders, um tönenden Worten auch ihren goldklingenden Resonanzboden zu geben, das heißt, um unserem ernsten Modewillen einen vollen Musderfolg zu sichern.

Frankreich darf nicht wieder wie ehedem darauf bauen, für seine Geschmacksprodukte ein geschmacklich ungefestigtes, zerrissenes Deutschland zu finden. Vollenden wir, was der vorletzte Krieg zu vollenden versäumt hat: die Einigung und damit die Stärkung und damit die Unbezwinglichkeit des deutschen Geschmackes, der nur mit unserer Landes- und Volkssitte zusammen sich vollwertig betätigen kann. Nur mit dem eisernen Willen



Aus Les Modes Parisiennes 1843. Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin



Aus Les Modes Parisiennes 1845 Lipperheide'sche Kostümbibliothek Berlin

gabe dieses vom Verfasser bearbeiteten Werkes besteht ja in nichts anderem als in dem *Entbehrlichmachen von Paris und London*. Die vielen, vielen Hunderte von Millionen, die wir an Frankreich übermittelten, damit es gnädigst geruhte, uns zu erlauben, an seiner Weltuniform teilzunehmen, diese ungezählten Gelder wollen wir in Zukunft etwas näher bei uns behalten.

Unter allen europäischen Damen, die sich nach der Pariser Mode kleideten, war die Pariserin die einzige, die wirklich *echt pariserisch* und damit am *natürlichsten* gekleidet ging. Ihre Toiletten, von Pariser Künstlern entworfen, waren eben von allem Anfang an *nur* für die Pariserin erdacht. Alle die deutschen, amerikanischen und englischen Frauen, die sich nach der Pariser Mode richteten, hatten sich erst die Mühe zu nehmen, das Pariser Modell umarbeiten zu lassen, wenn sie gut gekleidet gehen wollten. Ein Haus, ein Werk, ein Kleid umarbeiten ist unter Umständen schwieriger, als es neu aufbauen. Das *weiß* jeder Architekt, jeder Schriftsteller und jede Schneiderin. Diese Umarbeit blieb den Pariserinnen erspart. Sie trugen das Kleid frisch von der Modequelle weg. Können wir uns daher noch weiter wundern, daß die Pariser Mode die Pariserin am besten kleiden *mußte*?

Wenn beispielsweise Wien wieder so selbständig arbeiten und entwerfen würde, wie es dies getan hat, als Professor Stöber seine prächtigen Modezeichnungen schuf (siehe Tafel 38), als Metternich der Mode seine größte Aufmerksamkeit widmete, als Wiens weibliche Gesellschaft wegen des feschen Bildschicks ihrer Toiletten ebenso berühmt war, wie beneidet wurde, dann würde die »Wiener Mode« keine Frau so erlesen kleiden und ihre Vorzüge in ein so günstiges Licht rücken wie die Wienerin. Wer

weiß, vielleicht gelingt es der alten Donaustadt wieder, ihren eigenen, kerndeutschen Kleidstil zu finden. Schneller, als man glaubt, wäre dann die deutsche Modefrage mit Hilfe Wiens gelöst. Es ist der große ästhetische Vorteil einer Weltmode, daß sie von vornherein jene Frauen am besten kleidet, die mit der Mode gleicher Heimat sind.

Was wir als »echt Pariserisch« und unnachahmlich oft bestaunten, hat gewiß zur einen Hälfte seinen Realgrund in dem zierlichen Wesen der Pariserin. Die andere Hälfte der günstigen Wirkung liegt aber sicherlich in der Tatsache, daß zur Pariser Mode keine Persönlichkeit so gut paßt wie eben die Pariserin. Würde es Berlin gelingen, so etwas wie eine »Berliner Mode« mit der Zeit herauszubringen, so ernteten die Berlinerinnen die Bewunderung und Nachahmung einer ganzen Welt.

Die Pariserin, soweit sie in Rasse und Vornehmheit das alte Paris verkörpert, machte der schnell wechselnden Mode nur geringe Konzessionen. Was sie trug, war eigentlich mehr Tracht als Mode. Es war die Verkörperung jenes Pariser Kleidstils, der die dortige Eleganz berühmt gemacht hatte. Die vielen bunten, zerhackten, gerafften, geschlitzten Moden, die wir in letzter Zeit in Deutschland tragen sahen, blieben den wirklich vornehmen Pariser Kreisen fern.

Das andere Paris allerdings, das zugewanderte, das laute, das marktschreierische, das *Auch-Paris*, das Paris selbst fremde Paris der Rennplätze und Boulevards, jenes Paris, das eigentlich gar nicht Paris war, sondern sich von auswärts her in den Rahmen der Seinestadt eingezwängt hatte und sich demonstrativ Paris nannte, es hatte seine auffälligen Formen und knalligen Farben und Glashausmoden, mit denen es die Frauen und Männer der emanzipationslustigen Welt einfing.

Das *pariserische Ausländertum*, das sich in der französischen Hauptstadt niederließ, um sich die Zugkraft des Namens »Paris« zunutze zu machen, die vielen Konfektionäre, die aus Deutschland auswanderten, um in Paris Modegeschäfte zu gründen, mußten allmählich den Charakter der noch vor fünfzig Jahren vortrefflich arbeitenden Pariser Mode in ihrem Sinne beeinflussen. Es kam allmählich ein Mode-Mischmasch zutage, das wohl in Paris gekauft wurde, aber nichts von der Feinheit jener kleineren, vornehmen Modewerkstätten aufwies, die sich abseits der lauten Heerstraße der Reklame hielten. Paris wehrte sich gegen die deutschen und amerikanischen Eindringlinge konfektiöser Natur, es half ihm nichts.

Deutsch-Paris schuf in der französischen Hauptstadt seine Exportmode, und die deutschen Frauen waren es, die sie für bare Münze, für pariserisch nehmen und zahlen sollten. Diese Mode trug keine Pariserin der Gesellschaft.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel so manche Lichtseite des schmuckfrohen und geschmackskundigen Paris kennen gelernt. Die Medaille Paris hat aber auch ihre Kehrseite. Es ging dort in der Mode wie im übrigen Leben. Eine beispiellose Korruption war unter der Republik allmählich eingerissen. Die Mode war so einträglich geworden, daß ihr heller Schein von überall her die auf Gewinn ausgehenden Geschäftsmotten in Scharen anzog. Von Tag zu Tag wuchs die Pariser Modekonkurrenz. Jeder der Tausende von Schneidern und Geschäftsinhabern wollte leben, verdienen, rasch verdienen, schnell reich werden. Im Nu entwickelte sich unter solchen Umständen die Frauenmode zu einem männlichen *Spekulationsobjekt* ersten Ranges.

Die *Konkurrenz* hatte in Paris derartige Formen angenommen, daß die Dunkelmächte der Bestechung, des Modelldiebstahls, des

Namenraubes im höchsten Grade gediehen. Wo jeder der erste sein will im Verdienen, der letzte aber im Riskieren, da kann die Mode nicht mehr von ihrer Schönheit leben. Sie muß sich auf die tiefe Stufe der *Prostitution* herabdrücken lassen. In einer Weise betrieben die Pariser Modegeschäftsinhaber und deren ausländische Helfershelfer Raubbau auf dem Kulturboden der Kleidung, die immer wieder unser Erstaunen hervorrief, daß sich so etwas die anständige Frauenwelt bieten ließ.

Wohl protestierte sie in allen Zungen gegen die von Tag zu Tag frechere Dirnenhaftigkeit der Kleidung. (Siehe Tafel 17, I. Band.) Aber sie sah nicht die geheimen Wege, auf denen diese heranwuchs, und hatte somit keine Mittel in der Hand, um gegen die *Entwürdigung des Frauenkleides* und damit des weiblichen Ansehens einzuschreiten. Hierin vollzieht sich gegenwärtig eine völlige Umwandlung.

Eine andere Volksseele, eine neue Weltseele beginnt aufzuwachen und sich ihr Kleid zu spinnen. Millionen von Kriegern, allen Berufsarten angehörig, werden es nach ihrer Heimkehr nicht mehr dulden, daß ihre Frauen sich in Anstand und Sitte verletzenden Dirnengewändern den fremden Blicken preisgeben. Die Französinnen, die Pariserinnen zuerst, werden verlangen, daß Paris von allen unsauberen Modeelementen gereinigt werde zu ihrem und zu unserem Nutzen. In unserem eigenen Lande aber wird der Staat dafür Sorge tragen, daß trotz aller Einwände von einer gewissen Seite her die Kleidung und insbesondere die Frauenkleidung vor den brutalen Auswüchsen der letztvergangenen Zeit bewahrt bleibe.

Die von Paris ausgehende Moderaserei hat ihr Ende gefunden. Wir leben in einem Zeitabschnitt, der auch im Kleidwesen die größten Veränderungen hervorbringt. Aber Geduld! Von heute

auf morgen hat sich noch nie eine große Reform durchgerungen. Es ist gar nicht möglich, daß unsere Mode schon in dem ersten Halbjahr vollwertig arbeitet. Lasset ihr Zeit, sich neu einzurichten, gebet der vorbereitenden Stoff- und Besatz-Industrie Muße, Fühlung zu nehmen mit den Ideen und Kräften, die sich allerorts anbieten. Helfet, Frauen und Männer, selbst mit, alles Anstößige und Unschöne aus eurer Kleidung auszumerzen. Weiset das Aufdringliche in jeder Form und Aufmachung streng von euch ab, wenn ihr eure Kleidbestellungen gebet. Bevorzuget das Ruhige, Einfache, es braucht keineswegs billig zu sein, denn unsere Mode-Industrie will leben, und mit ihr Hunderttausende von Mägen und Hirnen. Verlanget gediegene Stoffe, und die Fabrikanten werden sich beeilen, sie eurer Nachfrage gemäß herzustellen. Verzichtet auf das als besonders wohlfeil Angepriesene. Die Erfahrung billigt das allzu Billige nicht.

Gebet ein anständiges Stück Geld für eine anständige Ware aus. So ist es nur gerecht. Für den Gewinn, der auf diese Weise in die Taschen der Tuchfabrikanten, der Spinnereien und Webereien, der Modegeschäfte und Modewerkstätten fließt, können diese bessern Fabrikate, feinere Arbeiten liefern. Gebet, was ihr seither dem ausländischen Namen opfertet, euren einheimischen Industrien und Gewerben. Sie können mit diesem Zufluß an Kapitalien und Kunden euren Ansprüchen mehr gerecht werden, als bisher. Ihr, deutsche Frauen, habt es in der Hand, eure Mode und damit euer Weltansehen zu heben.

Wir dürfen einen Umstand nicht außer acht lassen, wenn wir verstehen wollen, warum es mit der deutschen Modebewegung nie vorwärts gehen wollte. Es ist die teils berechtigte, teils unberechtigte Meinung von der *Minderwertigkeit des deutschen Mode-*

fabrikates. Die Bevorzugung der ausländischen Stoffe und Kleider hat einen Teil unserer Fabrikanten gezwungen, ihre Waren nach England oder Frankreich zu schicken, weil sie, mit dem fremdländischen Namen versehen, einen höheren Nutzen versprachen. Diesen geldfressenden Fehler, deutscher Michel, gewöhne dir ab. England hat selbst zugegeben, daß es so ausgezeichnete Damen- und Herrenkleiderstuche, wie sie beispielsweise die Lausitz hervorbringt, nicht zu schaffen vermag. England war auf diesem Gebiete unser bester Kunde. Warum also englischer sein als der Engländer?

Weg mit gemeinschädlichen Nationalschwächen! Helfet eurer Industrie, eurem Gewerbe, stärket die Leistungsfähigkeit, die Steuerfähigkeit eurer Mitbürger! Seid auch im täglichen Einkauf *Staats*bürger! Ihr, Damen und Herren der besseren Stände, zu allererst! Denn ihr gebt das gesellschaftliche Vorbild den andern. Steht, arbeitet zusammen. Der gemeinsame Wille schafft Wunderpfade. Es darf nicht mehr sein, daß Gedankenlosigkeit und sklavische Nachafferei kapitalistische Staatswerte zum Reichsfenster hinauswerfen, die ja in der Hauptsache doch nur dazu dienen, den Übermut unserer wirklichen und möglichen Feinde zu steigern und ihnen die reichen Mittel zu liefern, das Deutschtum, den Feind aller Unehrlichkeit, zu bekämpfen.

Sie aber, meine Damen, die schon wieder sehnsüchtigen Herzens nach Paris ausschauen, was es an Neuartigem wohl zu bieten haben werde, vergessen Sie nicht, daß *sie* unrecht tun, wenn Sie in drängender Ungeduld unsere Mode daran verbindern, *ruhig* ihre zeitraubende Reformarbeit durchzuführen. Sie und nur Sie bilden die persönlichen Fundamente und Stützen der neuen Ära, die für unsere Mode heranwachsen wird. Enttäuschen Sie nicht das

Vertrauen, das man gegenwärtig und in Zukunft in Sie setzt. Verlangen Sie nur deutsche Waren und nur das Gediegenste vom Gediegenen. Und wenn es auch nicht gelingen wird, auf den ersten Anhieb ein so vielfach verzetteltes Gebiet wie das der Mode zu vereinheitlichen, wenn auch nicht in diesem Jahre schon der höchste Schönheitseffekt einer Sie verjüngenden und umzaubernden Mode erreicht wird, so vertrauen Sie doch dem deutschen Geschmack und Geiste. Es sind die ersten Kräfte an der Arbeit, um im Dienste unserer lieben Frauen jenes Kleidbild zu schaffen, das Würde und Anmut, Schönheit und Schick in sich vereinigt.

Sobald der deutsche Staat die Notwendigkeit einer deutschen Modereform erkannt hat und sie mit seinen weitreichenden Mitteln auch unterstützt, hat er angesichts der Millionenaufwendungen des Modegewerbes die Pflicht, diesem die Zukunftswege nach Möglichkeit zu ebnen. Das kann einerseits durch positive, fördernde Maßnahmen geschehen, andererseits durch Schutz- und Vorbeugungsmaßregeln wie hohe Geldstrafen auf modisch-willkürliche Überschreitungen, die geeignet sind, das Reformwerk der Mode zu erschweren oder gar zunichte zu machen.

Wir vertrauen auf die Einsicht unserer Frauenwelt, in ihren Kreisen selbst die notwendige Aufklärungsarbeit zu übernehmen. Die Damen der vornehmen Welt werden vorangehen, die übrigen Frauen werden folgen, indem die einen wie die anderen das Tragen von Kleidern französischen Ursprungs abweisen. Wien wird uns sicherlich für die nächsten Jahre aus der Verlegenheit helfen, wenn die Modereform etwas langsamer fortschreiten sollte, als vorgesehen ist. Nicht zu viel und nicht zu laut wollen wir von einer Deutschen Mode reden, aber um so energischer für eine solche unsere Kräfte und Fähigkeiten einsetzen.

Vor allem verschwinde der *Name* Paris. Nehmet von dort Gutes, soviel ihr möget und könnet. Aber verpflichtet euch, die ihr für die Mode schreibet und sprechet, das Wort Paris so wenig als möglich in den Mund zu nehmen. Wir wollen nicht mehr die Rolle von Zuggäulen am Reklamewagen »Paris« spielen. Das ist ebenso lächerlich wie erniedrigend. Es ist Ehrensache, Taktangelegenheit, Forderung der nationalen Würde und Anerkennung unserer glänzenden Textilindustrie zugleich, wenn wir eines Willens in Zukunft alles Ausländische in Kleiddingen weit von uns abweisen.

Die *Republik* bedeutet den *Schönheitstod der Pariser Mode.* Diese unrühmlich bestätigte Wahrheit lasen wir in einer französischen Modezeitung aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Keine Einrichtung auf Erden so sehr wie die Mode verlangt nach einer monarchischen Regierungsform. Die Pariser Interessen-Anarchie hat die Pariser Mode zugrunde gerichtet, ihren Namen und ihre Erzeugnisse mit dem Makel der grenzenlosen Willkür und unweiblichen Herausforderung behaftet. Von ihrem einstigen feudal-aristokratischen Herrschersitz herabgestoßen, mußte die republikanisch zurechtgestutzte Mode die niedrigsten Dienste tun, die niedrigsten Instinkte befriedigen. Grollend sahen diesem unwürdigen Schauspiel die Frauen von Takt und Sitte zu. Wenn sie auch die Regeln der Völkergeschichte nicht studiert hatten, so ahnten sie doch sehr wohl, daß ein Staat, in dem das Freimädchen- und Freibeutertum ungeniert und öffentlich in dem Bestand der Gebräuche und Moden herumwühlen durfte, das Unterste zu oberst kehrend, daß ein solcher Staat seinem Untergang entgegengehen mußte.

Man mag dem französischen Rokoko manches und mit Recht vorwerfen, so unter anderem die ausgeprägte Pflege des schönen Oberflächlichkeit und seine ausgesprochen schauspielerische Betätigung. Aber diese Kulturepoche, die wir um keinen Preis in der Geschichte des Schönen missen möchten, hat doch auch wieder Lichtwerte der Kunst geschaffen, wie keine Zeit zuvor. Namentlich die Sprache des Frauenkleides hat damals Bereicherungen erfahren, die für alle Zeiten zum vorbildlichen Kleidinventar zu rechnen sein dürften.

Mag sein, daß diese Kunstepoche mit ihrem Wahlspruch »Vive la bagatelle!« nicht mehr in unser eisernes Jahrhundert hineinpaßt. Aber es hieße dennoch ungerecht urteilen, wenn man als geringwertig abtun würde, was das Rokoko geschaffen hat: die feinstgeschliffene Kultur des Ausdruckes in Sprache, Bewegungsart, Tanz und Mode. Um beispielsweise *den* Tanz des Rokokos, das Menuett, formvollendet zu beherrschen, gehörte wirkliche Eleganz, wirkliche Vornehmheit, wirkliche Kunst dazu. (Man vergleiche dazu den köstlichen Stich »Der Tanz« von I. Duclos nach A. de St.-Aubin, Tafel 11.) Das Menuett des formstrengen Rokokos war allerdings kein Tanzschritt für die Puppen der Gents und die Grotesken des Konfektionsladies von gestern. Er forderte die Zurückhaltung der Wohlerzogenheit, die Gemessenheit des vornehmen Menschen, den Takt der ruhevollen Würde.

Das galt auch von den Kleidermoden. *Ein und dieselbe* Kleidform herrschte so ziemlich das ganze Rokoko über. Das war der Reifrock. Wie ist eine derartige Beständigkeit denkbar in einer Zeit, die nach den Berichten der Schriftsteller an Wechselfrohheit alle ihre Vorgängerinnen übertraf? Antwort: durch das Erfassen des eigentlichen Wesens der Mode. Der in jeder der vielen

Frauen anders geartete, individuelle Geschmack sorgte dafür, daß trotz der gleichbleibenden Grundform des Kleides keine Toilette die andere kopierte. Die formgewandten Damen des Hofes und der Gesellschaft im Verein mit ihren geschmackskundigen Kammerzofen und den vornehmen Modewerkstätten in der Rue des Petits Champs, Rue Montorgueil und Rue Sainte-Anne trugen dafür Sorge, daß das weibliche Modebild an Schönheit und Liebreiz jede erfindbare Schattierung ausdrückte.

Es ist ohne weiteres klar, daß bei der gleichbleibenden Grundform der Kleidung die Stoff- und Seidenindustrie der damaligen Zeit das Erlesenste herausbringen konnte, was an praktischer Verwendbarkeit und Schmuckmöglichkeit in den Materialien der Gewebe verborgen lag. Die Fabrikanten hatten viele Jahre lang Zeit, ihren Stoffen und Musterzeichnungen allmählich die höchste Vollkommenheit zu verleihen. Es war eben eine Epoche der durch und durch leistungsfähigen Qualitätsarbeit. Alle Welt hatte Muße, die Kunstgesetze mit dem Form- und Sprachwillen des Kleides in Einklang zu bringen. Die Kunst wurde Tracht und Trachten jedes einzelnen Menschen. Und die Tracht wiederum predigte in Form und Farbe und Kleidstoff das hohe Wort der Kunst. Wo alles sich so angelegentlich am Kunstschaffen beteiligte, da mußten Mode und Kunstgewerbe das Beste hervorbringen, was sie zu bilden imstande waren.

Die Damen des Rokokos standen nicht im Dienste der Schneider, wie es heute in Paris so oft der Fall ist. Das Umgekehrte traf zu: die Schneider und Schneiderinnen waren die beratenden und ausführenden Organe der weiblichen Welt von Geschmack. Selbst eine so hervorragende Kleidkünstlerin wie Rose Bertin mußte sich dazu bequemen, die geschmacklichen Anregungen auszuführen, die

ihre Herrin Marie Antoinette ihr gab. Ganz nebenbei schalten wir hier ein, daß die Damen des Hofes es als einen großen Vorzug betrachteten, wenn die Bertin, der weibliche »Tizian der Mode«, sich herabließ, für sie zu arbeiten. Gekrönte Fürsten hielten es für eine Ehre, wenn sie der allmächtigen Modistin und Vertrauten der Königin eine Gefälligkeit erweisen konnten. Und mancher elegante Diplomat erfuhr im Atelier dieser klugen Schneiderin wichtigere Staatsgeheimnisse, als er je anderswo innewerden konnte. In den Vorzimmern der Mode flattern auch heute noch wichtige politische Nachrichten umher. Hier orientiert man sich besser als in manch einer führenden Zeitung über die neuesten Staatsbegebenheiten und kommenden Ereignisse politischer Natur.

Wir wissen von Richelieu und von Colbert, daß sie diese politischen Fundgruben wohl zu werten verstanden. Napoleon befaßte sich ebenfalls aufs angelegentlichste mit der Mode. Und der superkluge Metternich brachte fast jede freie Stunde, die ihm seine Staatsgeschäfte schenkten, in einem der geschmackvollsten Modeateliers zu. Dort lernte er jedenfalls seine Leute besser kennen als in offiziellen Sitzungen und Beratungen. — Wir geben auch unseren Diplomaten den Rat, sich um die Mode etwas mehr als bisher zu bekümmern. Nicht von ungefähr suchen die großen Pariser Zeitungen und die französischen Staatsmänner ihre intimen Verbindungen mit den feinen Modeateliers zu erreichen und aufrechtzuerhalten. Die dort verkehrenden einflußreichen Ausländerinnen lassen manch unbedachtes Wörtlein entschlüpfen, das einem diplomatischen Kopfe die wertvollsten Aufklärungen zu geben vermag.

Es gibt heute noch einige Zirkel der Pariser Gesellschaft, deren Damen die Geschmackstraditionen der klassischen Zeit des Rokoko



Aus Le Jardin des Modes nouvelles. Paris
Nr 5 Juni 1914 Photo Felix & Reutlinger.



Aus Le Jardin des Modes nouvelles Paris
Nr 5 Juni 1914 Photo Felix & Reutlinger



Photo Talbot Modell Maison Doucet Paris.



Nach einer Zeichnung von Fried Maison J Courtisien Paris

Suggestiv- und Geldkraft seines *Namens*. Diesen Namen hat ihm die weit zurückliegende Vergangenheit erworben. Diesen Namen hat eine rücksichtslos wirtschaftende Gegenwart abgebaut. Das Pariser Mode-Prestige war schon lange vor dem Krieg im Wanken. Das merkten alle Sehenden, wenn auch unsere Konfektion um so lauter den Ruhm von Paris verkündete. Was der Pariser Modemarkt in den letzten Jahren hervorbrachte, konnte sich an Grazie und Erfindung nicht entfernt mit den Modeerzeugnissen des einstigen Paris messen, wenn auch zugegeben werden soll, daß manche hübschen Kleidmodelle (siehe Tafeln 19 bis 21) ihren Weg in die Öffentlichkeit genommen haben. Die Kokotten wußten sich in der Mode die Stelle von Königinnen zu sichern. Daß diese Dämchen das Entzücken der männlichen Pariser bildeten, daß ihre hübschen Bilder die Seiten der illustrierten Mode- und Boulevardblätter schmückten, können wir verständlich finden. Aber außerhalb von Paris, wo eine ganz, ganz andere Welt beginnt, wie steht es da um die Wertschätzung des offenen und versteckten Hetärentums in der Mode?

Nicht nur von den germanischen Ländern her, auch von seiten der französischen Provinz mehrten sich die Proteste gegen die zügellosen Freiheiten und Frechheiten der Pariser Moden. So mußte das Pariser »Journal« im November 1913 schreiben, daß die Frauen der französischen Provinzstädte entrüstet die lasziven, aus Paris kommenden Moden zurückwiesen, da sie zu sehr gegen Geschmack und gute Sitte verstießen.

Anstand und Sitte kommen zum Bewußtsein ihrer selbst, wenn man ihnen Dinge zumutet, die das Innerste beleidigen. Auf Kokotten zugeschnitten, von Kokotten lanciert, den Kokotten übrigens vortrefflich zu Figur und Charakter passend (Tafel 22), bedeuten diese

Pariser Kokottenmoden die stärkste Zumutung, die wohl je an die korporative Gemeinschaft aller Frauen von Anstand gestellt worden ist.

Im Jahre 1913 schrieben wir: Wir können nur eine Konsequenz aus dieser für die sittliche und körperliche Wohlfahrt der Frauen, Mütter und Töchter eines Volkes so bedeutungsvollen Tatsache ziehen: Meidung der Kokottenmode! Gleichzeitige Schaffung einer Mode, die keine Karikatur auf die Frau, sondern eine organische Rinde unserer einheimischen Sitte darstellt! — Tun wir dies nicht, dann bekommen wir mit der Gewißheit eines Naturgesetzes eine Großstadt-Moral, die in wenigen Jahrzehnten um nichts hinter den dekadentesten Sitten der Altzeit zurückbleiben wird, und, was noch betrüblicher ist: gegen die auch keine behördlichen Verbote und staatlichen Maßnahmen noch etwas auszurichten vermögen.

Der Krieg hat auch hierin sein kräftiges »Halt!« gesprochen.

Schon tiefer, als mancher glaubt, ist der Bazillus der Dirnenmode in die großstädtischen Sitten eingedrungen. Das *Bild der Dirne* ward so oft gesehen, daß manche Frauen in ihrem Kleide sich diesem Vorbilde anpaßten. Es gab Zeitungen und Modeschriftstellerinnen, die nannten eine einfach, nicht nach den allerletzten Neuheiten des Pariser Rennplatzes gekleidete Frau »altmodisch«. Wo die lockende Luxusreklame, geschrieben, gedruckt, hinter Schaufenstern glitzernd, sich an das Auge wandte, da tat sie dies in dem verführerischen Bilde der Kokotte.*) Die Halbweltdame ist es, die mit anmutiger Gebärde ihre englische Zigarette raucht, die kokett ihre durchbrochenen Strümpfe zeigt, die mit gefälligem Lächeln ihre blitzenden Ringe dreht. Die Prostituierte ist es, die sich, nur mit einem Korsett bekleidet, im hellerleuchteten Schaufenster den

*) U. W. hat vor einigen Jahren auch die »Frankfurter Zeitung« auf diese Tatsache hingewiesen.

Blicken der Vorübergehenden darbietet. Wir sehen die Kokotte im kostbaren Pelz, im schweren Brokat-Abendmantel, im knappen Badekostüm, im teuren Spitzen-Négligé.

Das Bild der Kokotte war allmählich auch eine feststehende Erscheinung in den meisten Modeblättern geworden. Es mußten endlich auch im Bereiche des gezeichneten und gedruckten *Modebildes* ernste Reformen Tat werden. Ihre erste Aufgabe hat darin zu bestehen, das Bild der überschlanken Pariser Kokotte zu ersetzen durch *Normalfiguren*, die viel mehr als bisher der anatomischen Bauart des Körpers der deutschen Frau gerecht werden. Die Frau zwischen Dreißig und Vierzig hat soviel wie gar keine Berücksichtigung von seiten der bisherigen Modezeichnung gefunden. Die Frauenwelt besteht aber doch nicht bloß aus jungen Mädchen. In den Glanzzeiten der französischen Monarchie war es immer zuerst und ganz naturgemäß die *reifere Frau*, in deren Dienst sich die Mode stellte. Allerdings, damals war die Mode nicht vorwiegend Laufmädchen- und Warenhausmode wie heutzutage, nicht Mode einer gedanken- und kritiklos kaufenden großstädtischen Frauenwelt.

Es ist hohe Zeit, daß wir dem Kokottenbild und -vorbild den Abschied geben. Seine systematische Verbreitung zog eine nicht unbeträchtliche soziale Gefahr groß, die namentlich in unseren vergnügungslustigen Großstädten tiefer und tiefer in Familie und Sitte eindrang. Glaubt man denn, junge Backfische denken sich nichts dabei, wenn sie die begehrtesten Kleidzierate und Modewaffen stets mit dem koketten Figürchen der Pariser Kokotte zusammen sehen? Mußten diesen sehnsüchtigen Augen vor den Auslagen der Luxus- und Modegeschäfte stehenden Mädchen nicht Gedanken aufdämmern, die besser unter der Schwelle des

Bewußtseins geblieben wären? Mußte unsere weibliche Großstadtjugend nicht auf den Gedanken kommen: »Diese beneidenswerten Freidämchen haben doch alles, was Luxus heißt! Ihnen fällt in den Schoß, was ich mir Stück um Stück von meinen Eltern erst erbetteln oder gar in mühevoller Arbeit erobern muß!«

Die jungen Mädchen im Backfischalter sind feine, oft nur zu feine Beobachterinnen. Man nehme etwas mehr Rücksicht auf sie. Die Großstadtmädchen ergeben die späteren Großstadtfrauen. Diese wiederum verkörpern die Sitte der Großstadtkultur. Was ihr an geistigem und seelischem Unkraut in die Köpfe und Herzen eurer Töchter säen lasset, das werdet ihr in den Sitten und Unsitten eurer Frauen mit Zins und Zinseszinsen ernten. Nirgends weniger wie hier schützt Unkenntnis der Dinge vor Strafe. *Daß* aber vom Pariser Boulevard und Warenhaus her Bilder und Ideen mit der Mode zu uns kamen, die als verderbliches Gift auf den Sinn vieler junger Gemüter wirkten, mögen sich alle jene einprägen, denen es darum zu tun ist, nicht nur eine körperlich, sondern auch eine moralisch gesunde Jugend heranzuziehen. *Die Mode der Pariser Prostitution stand im Werbedienste der Prostitution.* Das werden uns alle Staats- und Volkspsychologen bestätigen.

Das Gehirn des Staates und namentlich des modernen Industriestaates bildet die geschäftige Großstadt. Ihre Gesundheit ist die des Landes. Ihre Krankheit steckt auch den Staatskörper an. Hüten wir uns mit allen Mitteln davor, daß eine Großstadt wie Paris oder New-York durch ihre Mode uns über den Kopf wächst. Wo Paris mit Hilfe seiner seidenen Umgarnungsmittelchen eindrang, da gestaltete es die Verhältnisse und Sitten seinem eigenen Charakter gemäß um. Man braucht kein Diogenes der

Statistik zu sein, um gewisse Teilursachen für den *großstädtischen Geburtenrückgang* in den Schädigungen der letzten Moden ausfindig zu machen.

Die letzten Pariser Moden mit ihrem in dem »schlankmachenden« Korsett verstofflichten Wahlspruch »sans ventre!« zu deutsch: »bauchfrei!« haben *eine ungeheure Energie an lebendiger Volkskraft zur Ohnmacht verdammt!* Ein Jahrzehnt für eine derartige bauchlose Mode, wie sie die engen Röcke und langen Korsetts darstellten, und der innere Organismus unserer Großstädterinnen hätte sich derart verwandelt, daß er gar nicht mehr geburtsfähig gewesen wäre! Zum mindesten aber hätte sich begreiflicherweise die Angst vor der Geburt gesteigert und damit die Technik ihrer Vorbeugung und Verhütung vervollkommnet, denn in einer Zeit und unter einer Mode, da Geburt gleichbedeutend mit Lebensgefahr für die Frau ist, sind keine Gesetze so machtvoll, um auf die Frauenwelt Einfluß zu haben. Die Gesetze können eben auch den Fehler besitzen, daß sie zu spät kommen. In der Mode heißt es aber vorausdenken und vorbeugend zuvorkommen.

Paris gegenüber kann der Vorwurf nicht unterdrückt werden, daß es immer oberflächlicher eine so bedeutende Kulturerscheinung wie die Frauenmode behandelt hat. Das Paris von einst wußte sehr wohl, daß die Frauenmode ein großes Stück Frauenfrage bedeutet. Das planlos dahinsteuernde Paris der Republik setzte sich liebelnd über diese ernste Sache hinweg. Nach uns die Sintflut! hieß es dort. Paris verzerrte das Bild der Frau zu hypermodernen Kleidkarikaturen, es verunstaltete ihren Körper, es griff schädigend in ihren innersten Organismus ein, es brachte die gute Frauensitte in Mißkredit, es wirkte kultur- und staats-

schädigend. Diese Umstände haben in der Frauenwelt aller gesitteten Länder den allgemeinen Ruf ausgelöst:

Los von Paris!

Die Zeiten sind für die Pariser Mode endgültig vorüber, da man, was sie auch bringen mochte, gläubig anstaunte und kritiklos hinnahm mit der ehrfurchtsvollen Begründung: Was von Paris kommt, *muß* doch schön sein! Endlich fängt die *Frauenmode* an, aus einem Gegenstand unterhaltender Plaudereien und erzählender Berichte *ein Objekt psychologischer Forschung und staatswissenschaftlicher Maßnahmen* zu werden.

Alle Modereform geht letzten Endes auf eine praktische Auseinandersetzung mit den Fehlern und Vorzügen der jahrhundertelang die Welt, den Weltgeschmack und die Weltsitte beherrschenden französischen Modenzentrale hinaus

V. Kapitel

Für oder gegen den Luxus?

Ankläger und Verteidiger des Luxus — Luxus als Kleid des Überflusses — Luxus und Geld — Die Industrie des falschen Luxus — Der Luxus des einen ist Notwendigkeit des andern — Die Pflicht zum Luxus — Die Frau und der Luxus — Mode will Luxus — Luxustöchterchen — Der Neid als Luxusgegner — Geschichte einer Liga gegen den Modeluxus — Kleiderschmuck als Kapitalsanlage — Der Luxus als Notpfennig und als Pfandobjekt — Luxusgold gegen Münzgold — Luxus und Handwerk — Moderner Flickkunst-Luxus — Der Luxus des Allerneuesten — Gegen diesen Luxus.

Für oder gegen den Luxus?

Weltherrscher Gegensatz hat dafür Sorge getragen, daß kein Ding von Bedeutung je unbestritten geblieben wäre. Und so kämpft man auch in erbittertem Streite der Meinungen von zwei Gegenlagern aus um die Autorität des Luxus und gegen sie. Die einen *erstreiten*, die andern *bestreiten* die Berechtigung jenes Glorienscheins des Besitzes, den wir Luxus nennen. Welche Partei hat recht?

Der Luxus wurde »die *Pest* der Staaten« geschimpft. Man legte ihm zur Last, er entnerve, entmanne, entsittliche die Völker, heiße Recht und Ehre sich verstecken, löse das Band der Familie, lockere den Bestand der Staaten, beschleunige den Untergang der Nationen. Wenn wir die Richterin Geschichte um ihr Urteil über die Verheerungen der luxuriösen Lebensführung befragen, so lautet es, bestätigend: es ist wahr, wo der Luxus allmählich zum allgemeinen Volksbedürfnis geworden ist, da hat er fast ohne Ausnahme den von ihm betroffenen Volkskörper einem unheilbaren Siechtum ausgeliefert. Babylon, Hellas, Rom, Byzanz, das alte Spanien gingen am Gifte eines unmäßigen Luxus zugrunde.

Der Luxus wurde aber auch der *Segen* der Staaten genannt. Er trage zur kulturellen Verfeinerung eines Landes bei, verscheuche

die barbarischen Sitten, veredle den Umgang zwischen den Menschen, fördere die Künste jeglicher Art, er schaffe der Industrie reiche Absatzgebiete, gewähre fast unbegrenzte Arbeitsmöglichkeiten, steigere den Genuß des Daseins. Auch die Vertreter dieser Ansicht sind im vollen Rechte. Auch sie unterstützt die geschichtliche Autorität mit einer Unmenge von Belegen. Einem König Ludwig I. und Ludwig II. haben ihre Bayern den Vorwurf der Verschwendung gemacht. Aber doch wird niemand bestreiten, daß die Luxusausgaben dieser Fürsten ihre reichsten Früchte getragen haben und immer noch tragen. Die Prachtbauten Münchens im Florentiner und Venezianer Stil, unter Ludwig I. erstanden, die Schlösser Ludwigs II. im bayerischen Hochland locken Jahr für Jahr viele Zehntausende von Fremden an.

Luxus an und für sich kann weder schädlich noch nützlich genannt werden. Er ist da, seitdem es einen Überfluß gibt. Ja, man kann sagen, der Luxus *sei das sichtbare Kleid des Überflusses*, des echten wie des vorgetäuschten. Den Luxus verdammen, hieße das Überflüssige schlechtheißen. Wohl hat er zwar schon viele Menschen und Völker zugrunde gerichtet, aber ebensovielen hat er unschätzbare Dienste geleistet.

Es gab selten eine Zeit, in der nicht Stimmen laut wurden gegen den »einreißenden Luxus«. Das beweisen die zahlreichen Kleider-Verordnungen und Luxus-Gesetze, von Kirche, Staat und Stadtbehörden erlassen. Meist fruchteten sie wenig oder nichts. Und warum? Weil den Luxus ausrotten, ein Stück menschliches Sinnenleben ausroden hieße. Was ist denn Luxus anderes, als die versinnlichte, versinnbildlichte Freude am *Mehr-als-man-nötig-hat?* Der Mensch will sich dem Menschen nicht als Arbeitssklave zeigen, wenn er es nicht nötig hat.

Das primitive Bestreben des Menschen geht darauf hinaus, zu *zeigen*, was er an Über-Notwendigem, an Entbehrlichem, an Überflüssigem besitzt. Alle die in Arbeit erdienten, in Mäßigkeit ersparten, in Schlauheit erworbenen, im Kunsttrieb geformten, in Kämpfen eroberten Dinge stellen sozusagen kapitalistische oder in gewissem Sinne Arbeitsbehälter dar. Ein Diamentring im schätzungsweisen Werte von 2000 Mark besagt in unzweideutiger Sprache, ich repräsentiere 200 oder 300 oder 400 Arbeitstage, je nachdem. Hätte sein Besitzer nichts als den Ring, und er verkaufte ihn, so könnte er, ohne arbeiten zu müssen, eine ganze Reihe von Tagen von seinem Luxusgegenstand leben.

Luxus ist die Sprache des Arbeitsfreien, sein öffentliches Zeugnis, daß er auch, ohne arbeiten zu müssen, seinen Verhältnissen und Gewohnheiten entsprechend leben könnte. Der Luxus bedeutete in früheren Zeiten stets das Symbol des Freien, das heißt des Arbeitsfreien, im Gegensatz zum Hörigen. Deshalb wurde er auch vom arbeitenden Volke an jenen Tagen zur Schau getragen, da es frei von jeder Arbeit war. Und das waren die Fest- und Feiertage. Zu allen übrigen Zeiten behielten sich Adel und besitzendes Bürgertum das in unzähligen Luxus-Verordnungen zum Ausdruck kommende Recht vor, eine besonders kostbare Luxuskleidung zu tragen.

Luxus ist die Seltenheitsform der Dinge, die *Kunstform der Arbeit*. In seinem Wesen bedeutet er dasselbe wie das Geld. Nur hat dieses einen vollständig unpersönlichen Charakter, während der Luxusgegenstand in jeder Form irgendeine Beziehung zum Ich aufweist. Der Luxus bekundet: ich habe Geld! ich bin Geld! aber in kunstgewerblicher oder künstlerischer Form. Luxus ist also mehr als Geld. Denn zu seinem Materialwert tritt noch

hinzu der Kunstwert der Materialform. Ein Goldstück kann unter der Hand eines Meisters eine derart schöne und begehrte Kunstform annehmen, daß der daraus hergestellte Luxusgegenstand das Vielfache des Stoffwertes beträgt.

Da der Luxus nur eine besondere, eine höhere Art des Geldes darstellt, so muß ihm die gleiche Berechtigung zukommen wie dem Gelde. Dieses hat schon eine Menge von Unheil angestiftet, aber ebenso auch Gutes gewirkt. Es hätte keinen Sinn, das Gold vom moralischen Standpunkte aus anzugreifen. Und ebensowenig taugt es, den Luxus gedankenlos zu bekämpfen. Ihn trägt man zwar nicht unsichtbar in der Börse, ihn verbirgt man nicht unfindbar in den Verschließen der Banken, ihn notiert man nicht in Zahlen, ihn schreibt und druckt man nicht auf sorgfältig behütete Schatzscheine, Kreditbriefe, Obligationen und Aktien. Den *Luxus zeigt man!* An schönen Staatstoiletten, an prachtstrotzenden Prunkbauten, in glitzernden Edelsteinen und Edelmetallen, an kostbaren Teppichen und Tafelaufsätzen, an einzigartigen Gemälden kommt er zur kunstvollen Darstellung. Der Luxus ist *Repräsentation der Habe*, im Material des Kostbaren, in der Form des Künstlerischen, eine gewisse Seltenheit bekundend und Originalität verratend. Er ist Geld und Geltung vor aller Öffentlichkeit. Diese Publizität macht es, daß der Luxus vergleichsweise oft angegriffen worden ist.

Luxus sei Geld, so sagten wir. Während nun die Münze vor Fälschungen durch hohe Strafen gesetzlich geschützt ist, läuft der moderne Luxus vogelfrei umher. Im alten, kunstsinnigen Deutschland, da schützte ihn noch das zwar ungeschriebene, aber tiefeingewurzelte Gebot der Materialechtheit. In Neu-Deutschland haben sich mächtige *Industrien* gegründet zur *Verfälschung des Luxus*

Es ist so weit gekommen, daß man auf den Jahrmärkten goldene Ketten im Scheinwerte von 100 Mark für den Preis von 20 Pfennigen anbietet. Genau so verhält es sich im Bereiche der Luxuskleidung. Solange die einen gewissen Luxus vortäuschende Konfektionskleidung in der Mode vorherrschend bleibt, solange bleibt alle Modereform nutzlos. Die Luxuskleidung, die nicht nur berechtigt, sondern von manchem Standpunkte aus geboten ist, kann nicht durch billiges Material, nicht durch Husch- und Pfuscharbeit ersetzt werden. Dieser sozial äußerst verderblich wirkenden Manie der sogenannten besseren Konfektion, nur vergoldeten, versilberten Luxus hervorzubringen, sollte von allen geschmacksbündigen Menschen der Krieg erklärt werden. Es ist zu verstehen, wie eine alte Kulturwelt sich gegen uns verbünden und sich in dem Wunsche begegnen konnte, das neuaufstrebende wirtschaftliche Deutschland mit seinen mancherlei Geschmacksunarten zu bekämpfen. Denn dieses Deutschland der letzten Jahre hat mit seiner Surrogat-Luxusindustrie das Taktgefühl einer weiten Welt verletzt.

Die Konfektion — die *Pseudoluxus-Industrie der Kleidung* — brüstet sich, jährlich für 500 Millionen Mark Waren umzusetzen und für über 90 Millionen Mark zu exportieren. Aber sekaut euch nur die fremden Personen und Persönchen an, die deutsche Konfektions-Luxuskleidung tragen! Es sind die Gernegroße der ausländischen Staaten, die in ihrer Kleidfassade der Welt etwas »vorspiegeln« wollen. Dieses Vorspiegeln versteht die Konfektion in ihren Glanzstoffen ja aus dem FF. Wie aber deutsche Frauen in geordneten Verhältnissen eine Kostbarkeit nur *vortäuschende* Kleidung tragen können, das ist unverständlich und wirft ein schlechtes Licht auf den Geschmack der Trägerinnen

Kehren wir vom schädlichen Scheinluxus wieder zum nützlichen Luxus gediegener Art zurück! — Alle *Kunst* ist in gewissem Sinne Luxusbetätigung. Das Nützliche benötigt die Luxusform des Schönen, um das Notwendige angenehm zu machen. Und der Besitzende betätigt sich in nationalem Sinne, wenn er dem Luxusgewerbe und der Luxusindustrie möglichst viel in Auftrag gibt. Auf diese Weise rollt das Geld von den oberen Volksschichten herab zu den unteren, dort Kunst, hier Nahrung schaffend. Hunderttausende von Händen beschäftigt der Luxus. Er ist das Brot für die Maler und Bildhauer, die Schneiderinnen und Modistinnen, die Kunstschmiede und Kunstgärtner, die Perlen-, Bernstein- und Korallenfischer, die Seidenfabrikanten und Seidengeschäfte. Fraget die Goldarbeiter in Pforzheim und Schwäbisch-Gemünd, die Spitzenklopplerinnen des Vogtlandes, die Tuchfabrikanten in der Lausitz, die Weinbauern am Rheine, die Modistinnen aller Welt, was sie dazu sagen würden, wenn der Staat puritanisch genug wäre, um den Luxus eindämmen oder gar verbieten zu wollen.

Esset gut *aus Patriotismus*, wenn ihr auch keinen Hunger habt! rufen die Armen den Reichen zu. Und wenn ihr Frauen, die ihr es habt, nicht aus Eitelkeit ein wenig kokett sein wollt, so seid es aus Barmherzigkeit, um Arbeitslosen Beschäftigung zu geben und die Gewerbe zu fördern. So ähnlich schrieb vor langem ein gesund denkender Philosoph. Geld will Arbeit. Und Arbeit verlangt nach Entschädigung. Der Überfluß soll die Notwendigkeit der Bedürftigen befriedigen. Das ist seine wirtschaftliche und ethische Aufgabe. Sie trägt zum harmonischen Ausgleiche des Besitzes bei.

Was Arthur Young schon im vorvorigen Jahrhundert in seiner »Staatsrechenkunst« sagte, gilt auch heute noch: »Ein feines Hemd und ein Tressenhut streiten ebensowenig gegen Gottesfurcht und

Tugend, als Rebhühner und Burgunder gegen die Mäßigkeit, ein weiches Federbett gegen die Tapferkeit, eine Prise Tabak gegen die Enthaltsamkeit oder ein schönes Eheweib gegen die Keuschheit. Alles dieses kann ein Mann mit Freude genießen und doch der Würde seiner Natur gemäß leben und nach den Vorschriften der Religion und Sittenlehre handeln. Ebensowenig wird es anderenteils die Menschen gütiger, mäßiger, frömmer, tugendhafter machen, wenn sie sich einschränken auf ranzigen Speck, spartanische Suppe, dickes Bier, grobes Tuch, eine Pelzjacke, Sackleinwand und eine Strohhutte auf dem platten Boden.«

Der *Luxus* bedeutet *eine Notwendigkeit erster Ordnung*. Er adelt den Verdienst und das Verdienst. Er ist der Anfang und das Ende jeder Kultur. Ein Volk, das keinen Luxus kennt? Man nenne uns ein solches. Die Spartaner mochten aus der dräuenden Not eine vergoldete Tugend, indem sie jeden Luxus verbannten, — um ihm später desto freudiger zuzujubeln. Den Luxus aus der Welt schaffen, kennzeichnete, wenn solches überhaupt möglich wäre, das griesgrämigste aller geschichtlichen Zeitalter. Denn der dem Besitze harmonisch entsprechende Luxus bildet ein schätzenswertes Dokument der menschlichen Freude am Schönen und Kostbaren.

Wenn unter Perikles ungeheuere Summen für die Künste und Manufakturen »verschwendet« wurden, so kamen die Luxusbauten, die Luxusdenkmäler, die Luxusgefäße, die Luxuskleider, die Luxusbäder und Luxusfeste dem ganzen Lande zugute. Jedermann freute sich an diesen Erzeugnissen und Zeugnissen eines blühenden Volkswohlstandes. Jedermann bildete sich an dieser großartigsten öffentlichen Kunstschule, die der *Nationalluxus* ins Leben gerufen hatte. Gelehrte behaupteten wohl vom Luxus der

Athenienser und Römer, er habe seine Produzenten zugrunde gerichtet, er habe im Volke den Hang zur Prachtliebe und zu sinnlichen Vergnügungen großgezogen. Da taucht wieder einmal die berühmte philosophische Frage auf: wer war früher, das eierlegende Huhn oder das huhnwerdende Ei?

Wer war früher: der Luxus oder der Hang nach Luxus? Und beeinflußt dieser jenen oder jener diesen in höherem Grade? Müßige Fragen! Der Luxus ist ein nach außen gekehrtes Stück Menschennatur: die kindliche Freude des Menschengeschlechtes am Genusse des Ich habe!, Ich bin!, Ich bin mehr als du! Das kleine Mädchen, das soeben eine schöne Puppe geschenkt erhalten hat, läuft schnurstracks zu seinen Gespielinnen, um sich im Luxusschein des Beneidetwerdens zu sonnen. Die Freude am Besitze bereitet ihm nicht den Genuß wie das Bewußtsein, die anderen Freundinnen haben keine solch schöne Puppe! — Die Erwachsenen sind in den Augen des Philosophen nur großgewordene Kinder. Wie außerordentlich süß schmeckt doch der Luxus einer kostbaren Toilette, die in hundert Augenpaaren den durstigen Wunsch nach ihrem Besitze weckt.

Ändert die menschliche Natur, und ihr möget den Luxustrieb verbannen. Gelingt euch dies aber nicht, dann betrachtet den Luxus als das, wofür er genommen sein will: als ein Stück Natur und Natürlichkeit, mit dem Menschen verwachsen. Wir dürfen den Ägyptern, den Griechen, den Renaissance-Päpsten, den Fürsten, Klöstern und reichen Kaufherren des deutschen Mittelalters dankbar sein, daß sie dem Luxus große Summen geopfert haben. Dadurch sind wir lachenden Erben in den mühe- und kostenlosen Besitz unsterblicher Kunst- und Kulturwerte gelangt. Aus diesem Segen des aus dem Vollen schöpfenden Luxus einer

weitsichtigen Vergangenheit könnte man für den Groß- und für den Nationalbesitz geradezu eine allgemeine *Pflicht zum öffentlichen Luxus* ableiten. Sie sättigte das soziale Recht auf Arbeit.

Der Luxus kann kein so schlimmer Patron sein, wie man ihn hinzustellen beliebt. Er ist ein ganz liebenswürdiges Schreckgespenst. Das müssen wir feststellen in einer Zeit, da sich allen Ernstes Verbände »gegen den überhandnehmenden Luxus« bilden. Wo der Luxus Schaden stiftet — und das tut er sehr oft —, da ist nicht er, sondern ein Sittendefekt für diesen Mangel verantwortlich zu machen. Der Luxus ist eben an den unrichtigen Ort, an die ungeeignete Person geraten, und darum paßt er nicht zu den Mitteln, die er in Anspruch nimmt. Luxus ist Überfluß Wer keinen Überfluß hat, soll keinen Luxus treiben.

Den *übertriebenen* Luxus zu bekämpfen, hat Sinn und Zweck. Aber welches andere Gebiet nennt man, auf dem Übertreibungen nicht schädlich und abstellungswert erscheinen? Man lege also dem Luxus nicht zur Last, was Sache der Unmäßigkeit und des Unverstandes ist. Dieser übertriebene Luxus ist viel weniger Ursache als Folge der allgemeinen, von der Großstadt ausgehenden neuzeitlichen Sittenlockerung

Was natürlicher, als daß der Luxus der weiblichen *Moden* einen beständigen Stein des Anstoßes für gewisse Leute bildete. Schon in der Bibel fängt es an. Da hält Jesaja den Schönen Israels eine Strafpredigt, weil sie die kostbaren Schuhe mit reichem Schmuck beladen, in goldenen Stirnreifen und Armspangen, Halsbändern, Ohrgehängen, Schmuckketten, Ringen, Schmucknadeln, Haarschnüren, Schleiern, Spiegeln, Hemden, Mänteln, Feier- und Sommerkleidern einen unsinnigen Aufwand trieben (Jesaja, 2 Kap.). Die Kirchenväter setzen den Kampf gegen den absurden Kleider-

luxus fort. Unter ihnen findet der weise Tertullian die beredtesten Worte. In seiner derb-urwüchsigen Art schießt Abraham a Santa Clara spitzige Wortpfeile gegen die weiblichen und männlichen Koketten seiner lebenslustigen Zeit ab. Dieser Kapuzinerpater hat seinen gelehrigsten modernen Laienschüler in Friedrich Theodor Vischer gefunden, dessen schon erwähnte Schrift »Mode und Zynismus« die Auswüchse der Frauentoilette gehörig unter die Lupe nimmt.

Begleitet wurden diese Herzensergüsse von Zölibatären und weißhaarigen Professoren durch staatliche und behördliche Luxusverbote. Hier und dort entsprangen diese zwar aufrichtig gemeinten moralischen Bedenken, oft aber dürften sie im Gehirne der fürstlichen Rechnungsräte geboren worden sein, die aus den Luxusahgaben der prachtliebenden Welt den immer hungrigen Kassen ihrer Herren ganz beträchtliche Summen zuzuführen wußten. Um dem Luxus zu steuern, besteuerte man den Luxus. Man trieb den Teufel durch Beelzebub aus.

So leicht ist es, Lehren zu geben: — den anderen. So schwierig ist es, selbst zu unterlassen, was man will, daß die anderen nicht tun. Der gesunde Menschenverstand des Volkes sagte sich: was die Oberen vormachen, das tun auch wir. Und so kehrten die Dinge, trotz Geboten und Verboten, wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Die Frauen des Bürgerstandes, die Vertreterinnen der Demimonde, ja selbst die Mägde holten, ungeachtet der strengen Verordnungen, ihre schönsten Stoffe aus dem Schrank hervor, verbrämten sie mit kostbarem Pelzwerk, besetzten sie mit seltenen Spitzen, umsäumten sie mit Goldschmuck und glänzenden Edelsteinen. Das Verbotene reizte mehr als das Erlaubte. Das »schwache« Geschlecht, ach! es zeigte sich so stark, sobald es galt, konservativ zu sein: in Dingen der Schmuckfrage.

Wenn es ihm an den Kragen — natürlich an den Spitzenkragen — ging, dann war keine Macht so stark, kein Verbot so zwingend, daß weiblicher Trotz, weibliche Bitten und Tränen nicht doch zum Schluß Sieger geblieben wären.

Ihr ehrsamen Frauen, ihr sittsamen Mägdelein von einst, ihr hattet nicht so ganz unrecht, wenn ihr der hochweisen Obrigkeit hie und da ein schalkhaftes Näschen drehtet. Was sollte denn auch aller Goldschmuck, wenn ihr ihn nicht tragen durftet? Einen ebenso schönen wie würdigen Rahmen für des Ewig-Weibliche zu liefern, diese Aufgabe ist der höchsten Luxusbetätigung wert. Euer millionenfaches Gefallen an glänzenden Seidenstoffen, an golddurchwirkten Bändern, an rubin- und smaragdbesetzten Spangen, an seltenen Tierpelzen, an edlem Lederwerk hieß flüchtige Handelsschiffe alle Meere durchkreuzen und hochbepackte Handelskarawanen die Landstraßen bevölkern. Von Madrid nach Wien, von Palermo nach Hamburg und zurück eilten geschäftige Reisende, um die Luxuswünsche eines schmuck- und repräsentationsfrohen Geschlechtes zu befriedigen. Dieser Luxusgüterverkehr war denkbar geeignet, die Staatskassen anzufüllen, die Volkswirtschaft zu heben, die Künste anzuspornen und das Nationalansehen des leistungsfähigsten Landes auf dem Gebiete des Luxushandwerks zu heben. Tatsache bleibt nun einmal, *daß Schönheit und Luxus produzierende Länder sich am leichtesten die Weltgunst erobern* und dadurch einen beträchtlichen *faktischen Vorteil und Vorsprung gewinnen.*

Den Luxus betrachten wir als eine wirtschaftliche, künstlerische und psychologische Notwendigkeit. Nach einem gewissen Luxus rufen wir alle, wenn wir von der Tagesarbeit ausruhen und die vier Wände des Heims zum stillen Genuß der Muße einladen.

wenn wir die Werktage durch einen Feier- oder Festtag unterbrechen. Größere Sauberkeit schmückt Straßen, Plätze und Wohnungen; Küche und Keller liefern ihre Edelgemüse, der Kleiderschrank gibt seine kostbarsten Kleinodien heraus. Die sauer verdiente Mußezeit will ihren Luxus haben, ihre wohlriechenden, wohlklingenden, feinschmeckenden, glänzenden, farbigen und kostbaren Genüsse für die Sinne. Nur Pharisäer können solch menschlich-natürliche Wünsche bemängeln. Ein gewisser Luxus auf der Erholungsreise, im Bade, im Theater, im Konzertsaal, auf der Promenade, bei gesellschaftlichen Veranstaltungen bleibt ebenfalls Forderung der Selbstverständlichkeit.

Nun gibt es und hat es immer Menschen gegeben, die jeden Tag zum Feiertag und jeden Ort zum Vergnügungsort machen. Sie bilden eine Kategorie von *Luxustierchen* unter sich. Man sollte von diesem Milieu weiblicher und männlicher Großstadt-Gents nicht unnützerweise auf die Allgemeinheit schließen, wie man es oft tun hört. Dandies mögen nach wie vor das Gut ihrer Väter unter die Menge bringen. Wenn, wie es oft und gerechterweise der Fall ist, eines Tages die vielstelligen Ziffern ihres Vermögens Kehrt machen, und die Nullen sich vor die Eins stellen, dann mag das Schicksal getrost mit rauher Stimme dem befrackten Gent zurufen, nun arbeite du, da die andern nicht mehr für dich arbeiten wollen! Die in den Augen der Welt glänzenden Verhältnisse haben auf einmal in einer verkrachten Existenz ihr Ende gefunden. Die Natur hat ihr Recht gefordert. Nichts anderes als dies hat sie auch gegenüber Georges Brummel, dem berühmtesten aller Gents, getan. Der »König der Dandies«, der Hunderttausende für seine peinlich elegante Kleidung ausgab, hinauswarf, der die Arbeit als Schändung verachtete, mußte den langen Rest

eines Daseins in Armut und Verlumptheit, als Märtyrer seiner Modeberühmtheit dahinvegetieren.

Ende schlecht, alles schlecht! — die Warnungstafel, die hinter jedem falschen Luxus steht. Als *falscher Luxus* aber muß jeder Aufwand angesehen werden, der nicht rechnet, der in keinem gesunden Verhältnis zu den regelmäßigen Einkünften steht, der statt auf dem Wege der Arbeit auf jenem des guten Glaubens — der anderen! — sein Wesen treibt.

Den Luxus können und wollen wir nicht entbehren. Zum allerwenigsten den Luxus einer kostbaren Toilette. Wenn die prächtigen Kostüme aller Zeiten nicht gewesen wären, dann klaffte in der Bildniskunst eine gähnende Lücke. Jedes schöne Kleid erzieht das Auge zur Schönheit. Hundert elegante Toiletten haben unter Umständen einen höheren erzieherischen Schönheitswert als die reichhaltigsten Museen, die man alle Jahr nur einmal besucht. Geschmackvolle Kleidung ist gelebte, beseelte Schönheit, ein Kunstwerk, das sich selbst geschaffen hat.

An früheren Verfügungen gegen den herrschenden Luxus hatte nicht geringen Anteil der *Neid* der bevorrechteten Klassen. Die aristokratischen Damen sahen es nicht gerne, wenn ihre Mitbürgerinnen da drunten sich ebenso elegant kleideten wie sie selbst. Entschuldbar. Denn was man an Vorrechten besitzt, schenkt und leiht man nicht gerne her. Als im Jahre 1874 die vornehmen Pariser Damen mit Entsetzen bemerken mußten, daß sie von den Fraurn des mittleren und niederen Volksstandes an Schick erreicht, wenn nicht überflügelt wurden, kamen sie auf den Einfall, eine *Liga gegen den Kleidluxus* zu bilden. In passiver Resistenz wollten sie von nun ab alles in ihrer Toilette vermeiden, was nach Kostbarkeit roch. Die Masse trug feine Toiletten? Also



Abraham Bosse. La Veve. Mit Erlaubnis des Kgl. Kupferstichkabinetts Dresden.

waren diese allen gemein oder kürzer gesagt gemein geworden. Diamanten, Perlen, Goldgeschmeide wurden nun auf einmal in Acht und Bann erklärt. Die gewollte Einfachheit, der gewählte Geschmack der Toilette sollten einzig und allein Zeugnis abgeben von der aristokratischen Natur der Trägerin. Kein übler Einfall.

Die Ehegatten atmeten schon auf, ihr Gesicht erhellte sich zu einem beglückwünschenden Lacheln. Aufrichtig bewunderten sie ihre einsichtigen Frauen ob ihres heroischen Opfermuts. Aber ihre geheime und laute Freude sollte nicht von langer Dauer sein. Die Valenciennes in den Wäscheschränken der Damen waren zu verführerisch, die kostbaren Dinge in den Modeschaufenstern der Boulevards lockten zu unwiderstehlich. Und dann . . ja, und dann . .: Instinkt, Geschichte, Erziehung, Gewohnheit hatten nämlich auch ein Wörtchen mitzureden. Ein lautes Wort sogar. Sie sagten einstimmig: wer in den Augen der Welt etwas vorstellen will, muß zum Schmuck seine Zuflucht nehmen. Eher hält man einen elegant gekleideten Hochstapler für einen vornehmen Herrn, als eine einfach gekleidete Aristokratin für eine vornehme Dame. Traurig, aber wahr. Komödie der Welt, in der der Schein gewonnen und gewahrt sein will . . . Vorsichtig holten die vornehmen Damen, ein Stück nach dem andern, wieder ihren Schmuck hervor, den unscheinbarsten zuerst, damit die Sache nicht auffiel, den kostbarsten zuletzt, bis Grad um Grad die Toilette an Glanz, Kostbarkeit und Schönheit ihren früheren Pegelstand wieder erreicht und bald überholt hatte.

Das ist eine für viele Geschichten der Demonstration gegen den Luxus!

Ein Jahrhundert früher. Die Blütezeit des koketten Reifrocks. Den Frauen der niederen Stände war es bei hoher Geldstrafe

verboten, sich in diesem, den obersten Klassen reservierten Kleidungsstück sehen zu lassen. Das Gesetz drohte im Überschreitungsfalle sogar sofortige Gefängnishaft den Bäuerinnen an. Glaubt man, die Männer hätten aus sich heraus derartige Luxusgesetze erfunden? — Sie waren nur die Sprachrohre und Vollzugsorgane Ihrer Majestät, der Frau, der Dame.

Ihrer Eigenart halber zitieren wir hier eine Kleiderverordnung, die im Jahre 1750 in München herauskam. Der »Verruff wegen verbottener Gold- und Silber-Tracht« beginnt folgendermaßen: »Ihro Churfürstliche Durchläucht etc nehmen ungnädigst wahr / daß die so schädlich- als hochverbottene Gold- und Silber-Tracht gegen die in vorigen Jahr publicierte Kleyder-Ordnung wirderum allenthalben sehr starck in Schwang gehe, inmaßen sich besonders die Weibs-Persohnen mit Silber- und Goldbesetzte Hauben, Mieder, Röck, Corseten, und dergleichen ohne Scheu gleichsam der Obrigkeit zum Spott von neuen zu tragen unterstehen, nicht minder die Schreiber, Kauffmanns- und Laden-Diener, Hauß-Meister und andere Hauß-Bediente mit kostbar portierten Vesten, Hüten, und in anderweg sich dergestalt hervorthun, daß ihnen hierinfahls die gefreyte Persohnen zum theil nicht beykommen. Es werden demnach alle diese Frevler Manns- und Weiblichen Geschlechts hiermit nochmahlen und zwar das letztemahl gewahrnet, sich dem Chur- und Lands-Fürstlichen Gebott in schuldigsten Gehorsam um so williger zu submittiren, als Ihnen unverhalten bleibet, daß bereits das Militare befehlichet seye, gegen dergleichen Straffbare Uebertretter und Widersetzige vorzugreiffen, sie aller Orthen auf offentlicher Straßen anzuhalten, und die Kleydungen, worauf sich gut- oder Leonisch Silber und Gold befindet, Ihnen abzunehmen.»



Nach Chodowiecki. Aus Engelmann Verzeichnis der Kupferstiche. Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin

Der Luxus von ehedem hatte seine eminente wirtschaftliche Berechtigung. Es gab vor einigen Jahrhunderten noch nicht die vergleichsweise sichere Kapitalsanlage, wie wir sie heute kennen. Kriege nach außen und im Innern, epidemische Krankheiten, Hungersnöte, Zustände des verkappten und offenen Raubrittertums machten den Besitz zu einer schwankenden Habe. In solchen Zeiten mußten die Wohlhabenden darnach trachten, ihre flüssigen Barbestände so »fest« wie möglich anzulegen. Dies geschah im Grundbesitz, in Prunkbauten, in kostbarem Tafelgerät, in Edelschmuck, in einer auserwählt reichen Kleidung. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war es allgemeiner Brauch, daß fürstliche Personen und wohlhabende Bürgerinnen ihre Gewänder mit Gold, Perlen und Edelsteinen geradezu übersäten. Einen großen Wert repräsentierten oft solche Prunkkleider. (Siehe Tafeln 23, 25—28, 34.)

Waren sie nur Luxus? nur der sichtbare Ausfluß des Bestrebens, mit dem Besitze zu prangen? Gewiß nicht. Auf engstem Raume sammelte sich da ein Vermögen, das, wenn die Zeiten unruhig wurden, sofort abgetrennt und in einem Kästchen verschlossen an einen sicheren Verwahrungsort gebracht werden konnte. Luxus *und* Kapital, subjektiven und objektiven Wert stellten diese Schmuck-Zahlwerte dar. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß der Geldverkehr im Deutschland des Mittelalters weit entfernt von dem modernen war, was Münzeinheit und Bequemlichkeit anbelangt. Fast jeder der vielen Duodezstaaten hatte seine eigene Münze. Eine größere Reise mußte die peinlichsten Umständlichkeiten hervorrufen. Das stetige Geldwechseln brachte Verluste. Waren manche großen Herren in Geldnöten, dann verdunnten sie den Feingehalt der Münze. Die Falschmünzerei bildete ein einträgliches Geschäft. Nur natürlich,

wenn der Gold- und Silberschmuck, die Perlgehänge und Edelsteine als *große Zahlungsmittel* in *kleinster Gewichts- und Raumeinheit* allgemeine Annahme fanden.

Der *Schmuck* früherer Zeiten war *Kapitalsanlage*, Geldspeicher. Als solchen müssen wir ihn auffassen, wenn wir seine ganze Aufgabe erkennen wollen. Staaten, Städte, Kloster, Kirchen, Orden, Fürsten, Kaufleute, einfache Burgers- und Bauersleute hatten ihre Reservefonds in Form von kostbaren Luxus-Geräten, -Geschirren, -Gewändern, die jederzeit zu Geld gemacht oder an Geldesstatt verwendet werden konnten. Noch heutigen Tages finden wir an manchen Orten bemerkenswerte Anklänge an jene einstigen Gebräuche. So tragen in vielen Gegenden Deutschlands — wir erinnern bloß an Oberbayern und den württembergischen Schwarzwald — die reichen Bäuerinnen Mieder, deren Gehäng aus einer Menge von Silbermünzen und Silberketten sich zusammensetzt. Die Bauern in der Gegend von Rottweil tragen an ihren langen Schaufröcken und an ihren malerischen roten Westen Reihen von silbernen Knöpfen in Taler- oder Schellenform. Das Gewand einer Großbäuerin stellte nicht selten in seinen erlesenen Seidenstoffen einen Wert von Hunderten von Gulden und darüber dar. Ein solches kostbares Prunkgewand erbte sich aber auch als Familienschmuck und Familienschatz durch mehrere Generationen hindurch von der Mutter auf die Tochter und vom Vater auf den Sohn fort.

Die *Prunkkleider* von einst waren also *Behälter des Besitzes*. Sie bildeten in ihrer Gesamtheit einen beträchtlichen Teil des Nationalvermögens in Form von Edelmetallen, Edelsteinen und Edelstoffen. Die goldene Halskette der wohlhabenden Frau, ihr schönster *Luxus*-Gegenstand, hatte zugleich die Aufgabe, als *Not-*



Parmigianino, Damenbildnis. Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.
Phot. F. Bruckmann A.-G., München



Hans Holbein d. J., Bildnis der Jane Seymour, Königin von England. Wien, Gemäldegalerie. Phot. F. Bruckmann A.-G. München



Hans Holbein d. J., Anna von Cleve, Königin von England. Paris, Louvre.
Mit Erlaubnis des Verlages Braun & Cie Nachf., Dornach i. E.



P. P. Rubens, Jacqueline van Caestre. Brüssel, Museum.
Phot. F. Bruckmann A.-G. München.

pfennig in der Zeit der Bedrängnis zur Verfügung zu stehen. Oft, sehr oft wurde der Luxus zum Retter und Ritter in der Not, er war Not-abwendend, Not-wendend, oder· *not-wendig*, wie wir heute sagen.

Die Luxuskleidung als Geldobjekt oder als Pfandgegenstand war nicht nur in Europa etwas Selbstverständliches. Auch im Reiche der Mitte, und zwar bis auf den heutigen Tag, hat die kostbare Kleidung neben ihren praktischen und Repräsentationszwecken die Aufgabe eines materiellen Unterpfandes in Zeiten der Not gespielt. Als vor wenigen Jahren die chinesische Regierungsform sich aus einer absolutistischen in eine republikanische umwandelte und die Wahrscheinlichkeit bestand, daß sich mit europäischen Gepflogenheiten auch ebensolche Kleider in China einführen würden wurden die Handelssachverständigen des kaiserlich deutschen Generalkonsulats in Shanghai mit der Aufgabe betraut, nachzuforschen, bis zu welchem Grade der chinesische Markt für deutsche Konfektion aufnahmefähig sei. Da kam die sehr interessante Antwort (zit. nach »Konfektionär« vom 8. Januar 1914): »Die chinesische Kleidung ist mit dem Wirtschaftsleben der Bevölkerung und der Eigenschaft als *Pfandobjekt* eng verwachsen, ... dies bildet mit einen Grund, warum sich fertige Konfektion bisher in China in nennenswertem Maße nicht einführen ließ.«

In seinen Briefen an den Bruder, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben, rügt der Züricher Aloysius D. Orelli den beträchtlichen Kleideraufwand seiner Landsleute. Wir hören, daß die Schweizer Frauen eiserne Riege unter den Röcken und ungeheuere Aermel trugen, die zuweilen dicker gewesen seie sollen als die Frauen selbst. Die Staatskleider der Frauen vervollständigten schwere güldene Ketten um Hals und

Hüften, sowie perlen- und edelsteinbesetzte Gürtel und Borten. Ein mit kostbarem Weißzeug gutgefüllter Schrank durfte ebenfalls nicht fehlen. Orelli bemerkt ausdrücklich, daß die goldenen Luxusketten zugleich zu dem Zwecke angeschafft wurden, um, wenn es nötig war, als *Notpfennig* zu dienen. Solche luxuriöse Prunkkleider, die sich von der Urgroßmutter auf die Urenkelin forterbten, wurden als äußere Zeichen eines gefestigten Wohlstandes höher eingeschätzt als neue, noch so kostbare Moden. Ein tiefer Sinn liegt in derartigen Gebräuchen. Der Wohlstand der Eltern und Voreltern erhielt sich noch, aller Welt sichtbar, in den Kleidern der Enkelkinder. Deren Gewänder bildeten sozusagen das goldene oder silberne oder schwerseidene Besitzwappen einer gutbürgerlichen, seit alters wohlhabenden Familie.

Man verkannte aber anderseits auch die *staatswirtschaftliche Gefahr* nicht, die in der Verarbeitung allzuvielen Goldes zu Schmuck- und Kleidzwecken verborgen lag. Mehr und mehr Goldmünzen wurden dadurch dem Verkehr entzogen. Der einzelne bereicherte sich auf Kosten des Staates namentlich in Zeiten, da das Gold im Preise hoch stand. Die Staatskasse mußte oft genug ihren Goldmangel empfindlich büßen. Sie entschädigte sich dabei auf ihre Weise, indem sie die gold- und silberstrotzende Prunkkleidung mit hohen Luxusabgaben belegte. Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1500 wurde von Kaiser Maximilian das Goldtragen verboten, desgleichen im Jahre 1530 von Kaiser Karl V. Selbst auf die bevorrechteten Grafen und Herrn erstreckte sich dieses aus staatswirtschaftlichen Gründen erlassene Verbot. Aus einer späteren Verfügung entnehmen wir (Curiosa Theologica et Historica, 1713):

»Dennoch ist aber der Gebrauch des puren Goldes oder Silbers / dem allgemeinen Nutzen bey weitem nicht so schädlich / als wenn es zu feinem Draht gezogen / oder der Silberdraht damit übergüldet würde / sintemal jenes in seiner Substantz bleibet / und wann es wiederumb soll verändert / oder *in Zeiten der Noth angegriffen* werden / ein mehres nicht / als das Arbeit-Lohn verlohnen wird .... Unsere verständigen Vorfahren haben es sehr wohl gewußt / und deswegen unter andern Zierathen / Dukaten / Rosenobel und dergleichen güldene Müntze gebeuget / auf einer Schnur befestiget / und an statt einer Kette zum Zier angebencket / hernach aber bei Aenderung der Zeiten / oder wann es die Noth hat erfordert / hat solches Geld / welches sie viele Jahre ohne den geringsten Abgang gebrauchet / dennoch zu ihrem Nutzen begeben können. Daher das Wort „von der Schnur zehren".«

Das Vergolden der Gegenstände wurde verboten, ebenso das Verarbeiten des Goldes zu feinen Fäden, die zu Borduren und Stickereien verwendet wurden, weil auf solche Weise zuviel Gold verloren ging. Dagegen wurde das Tragen von silbernen und goldenen Knöpfen wie auch das von ebensolchen Münzketten gestattet, da auf diesem Wege der Goldbestand des Volkes erhalten blieb und jederzeit »flüssig« gemacht werden konnte.

Die Ketten und Ringe und Spangen und Kleinodien aller Art, die das Drum und Dran der altdeutschen Luxuskleidung bildeten, dienten also nicht nur als Aushängeschilde von Reichtum, Rang und sozialer Stellung, sie hatten nebenbei sehr prosaische Zwecke zu erfüllen. In ihnen dokumentierte sich die greifbare *Kapitalsicherheit in der Form künstlerischer Ausführung*. Die Alten handelten ebenso schönheits- wie zwecksinnig.

Großkaufleute wie die Medicis, die Chigi, die Fugger, die Welser, die Hanseaten, wußten ihre mächtigen Kapitalien nicht nur gewinnbringend, sondern auch in ebenso wohlgefälligen wie angenehmen Kunstgegenständen anzulegen. Viele der zu jener Zeit in Umlauf befindlichen Geldstücke waren Kleinodien der Prägekunst. Und Schmuck-Kleinodien galten als Geldstücke.

Heute gibt es noch viele, die den Besitz als eine Art unrecht Gut hassen. Ehedem dachte man darin kluger. Besitz und Luxus wurden angestaunt und bewundert. Jedermann hatte seine Freude daran. Lächelnd, lachend siegte der Luxus, und neidlos huldigte man ihm. Er sperrte sich nicht mit Hilfe von undurchsichtigen Mauern von den Blicken des Volkes ab. Nein, bei jeder Gelegenheit zeigte sich der reiche Kapitalbesitz in der gewinnenden Art des formschönen Luxus. *Das* war noch Menschen- und Massen-Psychologie, wie sie eben nur die alte Schule kannte und übte. Alle Welt war an diesem zur Schau getragenen Luxus der Reichen interessiert, der bloße Zuschauer gleichwie der den Luxusgegenstand herstellende Goldschmied, Schneider, Waffenschmied, Gürtler. Es war eine Freude für diese ehrsamen Handwerker, ihre Kunstprodukte stilecht zur Schau getragen zu sehen. Und in die Freude mischte sich ein kecker Stolz, wenn ihre Meisterwerke an vornehmen Herren und Edelfrauen einen besonders schönen Eindruck machten.

Das *Handwerk* gedieh vortrefflich unter reichen, kunstsinnigen Herren, deren Bestreben darauf ausging, die verschiedensten Zweige des Handwerks für sich arbeiten zu lassen. So freuten sich am Luxus der großen Herren: die ihn herstellten, die ihn sehend genossen und die ihn zur Schau stellten.

Der Luxus als Kapitalspeicher, der Luxus als unverzinsliche, aber einträgliche Kapitalsanlage, der Luxus als Kunstausdruck des

Besitzes und Geldes, der Luxus als Förderer des Handwerks, der Luxus als allgemein begehrtes und geschätztes Schaustück, der Luxus als Kreditvermittler, der Luxus als Notpfennig — —, es hieße in der Tat ungerecht sein, wenn man nach allen diesen Vorzügen den Luxus verdammen wollte. Wo die finanzielle Unterlage ihn gestattete und gestattet, da muß er berechtigt genannt werden.

Kaum wieder ein Zeitalter wie das der deutschen Reformationszeit begriff so feinsinnig die Natur und den Ausdruckswillen des Luxus. Die Kunst des Schmückens stand damals auf einer hohen Stufe. Man betrachte die prächtigen Frauenbildnisse eines Lucas Cranach. Nie standen wieder die Perlen in so hohem Ansehen wie zu seiner Zeit. Die geschmackskundigen Goldschmiede, unter denen hervorragende Künstler anzutreffen waren, hatten alle Hände voll zu tun, um die kostbaren Schließen und Beschläge der Gürtel, die dekorativen Knöpfe, den Schmuck der Haarnadeln, Gürtel, Ketten, Ringe, Diademe anzufertigen. In jener kunstdurchsättigten Zeit war der *Handwerker noch Künstler und der Künstler noch Handwerker*, und ihr vornehmliches Bildthema hieß: *Frau*. Das Frauenbild mußte im Rahmen seines Kleides und Schmuckes höchste Schönheit erhalten, wenn so viele und so erlesene Kräfte sich in seinen Dienst stellten.

Wie steht es mit dem *heutigen Kleiderluxus?* Schlecht, herzlich schlecht. Er ist mit der fortschreitenden Kultur, deren wir uns so gerne rühmten, mehr und mehr zu einer erschreckenden *Generalprotzerei* ausgeartet. Der Luxus der Bürgerfrau des sechzehnten Jahrhunderts bestand darin, ein möglichst *kostbares* Kleid zu besitzen, dessen Stoff und Schmuck einen hohen realen Wert darstellte. Die moderne Dame dagegen verwirklichte ihr Luxusbedürfnis, indem sie möglichst oft das Kleid *wechselte*.

Durch den bis zum Unsinn übertriebenen Wechsel der jüngsten Frauenmoden riß eine *zu schnelle Entwertung* auch der luxuriösesten Kleider ein. Die mit der Mode gehenden Damen legten große Summen für ihre Toiletten hin, und was hatten sie dafür? Einen Augenblicksgenuß zweifelhafter Natur. Die Freundin überflügelte schon in der nächsten Woche das so kostspielige Kleid durch eine noch neuere Nouveauté. Das teuere Modell fand rasch seinen Modetod. Dafür sorgten schon die profitgierigen Pariser Schneider und ihre auswärtigen Helfershelfer.

In einer Zeit, da der *Luxus im »Neuesten«* bestand, sank eine Dreihundertmark-Toilette schon nach zweimaligem Tragen um mehr als zwei Drittel ihres Preises nicht nur, sondern auch ihres Wertes. Man stelle sich in unserer Zeit der rasch verwelkenden Moden die ungeheuren *Wertstürze* der weiblichen Roben an nur einem Ballabend vor. Und man vergleiche damit den viel solideren Luxus von einst, der sich in wirklichen Edelstoffen aller Art dem Gewande organisch angegliedert hatte und seine Trägerin zum bewunderten Gegenstande machte, *so oft* sie sich in ihrem sorgfältig und künstlerisch komponierten Kleide zeigen mochte.

Unsere einheimischen Modewerkstätten konnten manches Lied singen über die verderblichen Folgen des übertriebenen Modewechsels. Kaum hatten sie sich auf eine neue Kleidform mühsam eingearbeitet, dann hieß es auch schon wieder diese verlassen. Daß eine Schneiderin, die ihren Beruf wirklich ernst nahm, unter solchen Umständen niemals zur Ruhe, zur inneren Sammlung und geschmacklichen Sichtung ihres Modematerials kam, ist nur selbstverständlich. Daß sie leicht ein Opfer der Nervosität und Unsicherheit wurde, liegt ebenfalls in dem unsinnigen Tempo

der letzten Moden begründet. Der Triumphzug der Sturm- und Drang-Mode forderte unzählige Geschmacksopfer

Da unter derartigen ungesunden Verhältnissen die Gesellschaftskleider insbesondere rasch an Wert verloren, so suchten viele Damen, kaum daß sie eine neue Toilette getragen hatten, sie wieder unter irgendeinem nachträglich bemängelnden Vorwand zurückzugeben oder zu einem niedrigeren als dem ausbedungenen Preis zu behalten. Solche Zustände des Unsoliden mußten lähmend auf die ganze Wirtschaft des Schneidergewerbes einwirken.

Die Pariserinnen zeigten sich dem Hetzwechsel ihrer Mode gegenüber im allgemeinen mehr gewachsen als die deutschen Frauen. Die Pariserin gibt nicht gerne allzuviel für ihre Toilette aus. Um nun bei den mancherlei abendlichen Gelegenheiten einerseits nicht in einer Mode von gestern zu erscheinen und anderseits nicht zuviel zu riskieren, kam sie auf die Idee, ihre Toiletten nur zu *stecken*. Mit einigen leichten Stoffen und ihrer Habe an schönen Spitzen, Bändern und sonstigem Schmuck steckten sich die Damen ihre Toilette für den Abend zurecht. Die reichen, vornehmen, kostbaren Kleider, die man in den Pariser Theatern Abend für Abend zu sehen bekam, waren fast durchweg nur geheftet, das heißt, mit Nadeln kunstvoll zusammengesteckt. Wenn die Damen nach dem Ball oder Theater oder Empfang nach Hause kamen, dann mußte ihre Kammerzofe erst eine nach der andern der hundert Nadeln entfernen, damit der Körper sich seiner Kleidhaut entschälen konnte. An einem andern Abend wurde das Kleid dann wieder neu gesteckt.

Eine solche Methode nennt man auf gut deutsch einen *Flickkunst-Luxus*. Die Modedamen von Alt-Paris würden sich im

Grabe umdrehen, wenn sie Kenntnis davon erhielten, wie leichtsinnig und oberflächlich in Neu-Paris mit den einfachsten Geboten der Eleganz umgesprungen wird. Die Pariserinnen als lebendige Nadelkissen! das erinnert an gewisse Abnormitäten des Münchener Oktoberfestes.

Die bekannte Pariser Modeschriftstellerin Comtesse de Tramar findet es von der modernen Pariserin unverzeihlich, daß sie sich kritiklos einem bizarren Modenwechsel überlieferte, der weder eine Kulturforderung sei, noch mit Schönheit und Geschmack etwas gemein habe, sondern einzig und allein das schlaue Machwerk profitlüsterner Pariser Schneider darstelle. Diese unaufhörlichen «Neu»-Schöpfungen sind im Grunde doch nichts anderes als mühsam verkappte Armseligkeiten, verglichen mit der ebenso glänzenden wie reichen und echten Pracht der alten weiblichen Kostüme.

In ihrem Buche «Die Mode und die Eleganz» gibt Comtesse de Tramar den Pariserinnen den Rat, sie möchten den schädlichen Modenwechsel zugunsten einer beständigeren, dafür aber wirklich eleganten Mode aufgeben. Sie meint, das Vermögen der großen Schneider solle sich dadurch etwas weniger schnell vermehren, aber schließlich seien die Damen doch nicht nur um der Schneider willen da.

Was an Unsinnigem von Pariser Schneidergehirnen aus in die Welt als feine Pariser Mode wanderte, was an Groteskem von den Damen getragen worden ist, das klagt in allen Lauten den gesunden Menschenverstand an. Sind es vollwertige Frauen, die derartig verschrobenen Moden huldigen können? Dürfen sie in so lächerlichen Aufzügen, wie sie die letzten Jahre zu Tausenden gezeigt haben, vom Manne verlangen, daß er sie ernst nimmt?

Gewaltige Werte geschmacklicher und seelischer Natur zerstörte der gewaltsam herbeigeführte schroffe Modenwechsel mit seinem ungesunden Pseudo-Luxus. Da nur das Neueste und Allerneueste für modern und fein ausgegeben wurde, so sah sich ein großer Teil der gesellschaftlichen Frauenwelt gezwungen, an Toiletten mehr Aufwand zu treiben, als sie guten Gewissens verantworten konnte. Die Rechnungen lassen zwar auf sich warten, aber nicht mit sich spaßen. Diese Wahrheit hat schon so manche, auch hochgestellte Dame verkosten müssen. Die Zahlung heischenden Zahlen kommen, zu mahrstelligen Beträgen angewachsen. Und sie kommen immer zu früh, so spät sie auch vorgezeigt werden. Mit ihnen schleichen sich hier und dort Heimlichtuerei, Unaufrichtigkeit, kleine und größere Regelwidrigkeiten in die Seele der allzu modefrohen Frau, in den Geist des Hauses ein. Man kann einmal die Rechnung nicht begleichen, man bestellt, man bestellt weiter, damit der Gläubiger Geduld hat. So manche Frau wird auf diese Weise zur Hörigen des Modelieferanten. Und damit ihr Mann, vielleicht ohne daß er es wußte.

Wir können und wollen zwar nicht mehr den Luxus der früheren Jahrhunderte herbeiwünschen. Denn auch der Luxus geht mit seiner Zeit und ihren sich stetig ändernden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Jeder Bürger erkennt in diesen Tagen die Bedeutung und den Wert jedes einzelnen Goldstückes, das sich in den Händen des Staates befindet. Der ständige Ausbau unseres Kredit- und des damit verbundenen Papiergeldverkehrs bringt es mit sich, daß wir mit dem Edelmetall des Goldes nicht mehr so verschwenderisch umgehen dürfen, wie es unsere Vorfahren zu Luxuszwecken taten.

Wir benötigen zu unserer Kleidung aber auch nicht mehr das viele blinkende Gold des glanzfrohen Geschlechts von einst. Unserem Kunsthandwerk stehen ganz andere Kleid- und Zierstoffe zur Verfügung, um mit ihrer Hilfe geschmackvolle Werke zu schaffen. Aber trotz allem übermittelt uns die schönheitskundige Vergangenheit vieles Beherzigenswertes, unter anderem das Gebot: deine Stoffe und deine Kleider seien, was sie scheinen: *echt!*

Kampf allem Falschen, allem auf den Schein Berechneten, allen Blend- und Surrogatmitteln des Luxus! — Wer sich an diesem Kampfe beteiligt, indem er selbst alles Unechte im Kaufen und Tragen meidet, trägt am besten dazu bei, auch die Luxusfrage ihrer gesunden Lösung entgegenzuführen. Niemand verdamme den Luxus an und für sich. Wie würden ohne ihn die überfließenden Reichtümer der Besitzenden in die Taschen der Handwerker und Arbeiter abfließen, Arbeit, Verdienst, Ersparnis, Nahrung, Kleidung, Wohlbehagen und wieder Überfluß schaffend?

VI. Kapitel

Wirtschaftsfragen

Milliardengewinne der französischen Mode — Modepolitik und Fremdenverkehr — Die Frau als Konsumentin — Der Kapitalismus in der Mode — Kleideraufwand der arbeitenden Frau — Modeausgaben der Chicagoer und Pariser Damen — Der persönliche Geschmack der Frau als Kapitalquelle — Zwei Aussprüche Colberts — Die Bewertung der Idee — Französische Modepolitik großen Stils — Fürstinnen am Modesteuer

Wirtschaftsfragen

Jedem wirtschaftlichen Bezirke ist leichter mit statistischen Tabellen beizukommen als der Frauenmode. Das beweist unsere allgemeine Unkenntnis über die Werte, die mit der Pariser Mode Jahr für Jahr umgesetzt werden. Wenn die Franzosen nach dem Kriege von 1870/71 die 5 Milliarden-Entschädigung so verblüffend rasch aufzubringen vermochten und noch rascher verschmerzen konnten, so half ihnen dabei ihre Mode ganz wesentlich mit. Diese *Mode* bildet seit vielen Jahrzehnten *die erste Einnahmequelle Frankreichs*. Von unserem nationalwirtschaftlichen Standpunkte aus bildet es also eine erste Forderung, zu ermessen, wie hoch der schätzungsweise jährliche Reingewinn unseres westlichen Nachbarn an seiner Mode sich bezifferte. Wir müssen uns die Frage vorlegen, ob und wie es möglich sei, durch geeignete Maßnahmen auf dem Gebiete des Kleidgewerbes und der Kleidindustrie Frankreichs Riesengewinne in unsere Staatskasse abzuleiten.

Riesengewinne waren es nämlich, die die Franzosen alljährlich aus ihrer Mode zogen, weil sie es rechtzeitig verstanden hatten, die Bedeutung des Kleidwesens zu erfassen und es zu einer Art *Weltmonopol* umzugestalten. Die ganze gesellschaftliche Welt hielt es Jahrhunderte hindurch für eine Anstands-

pflicht, aus Paris ihre Moden zu holen oder doch mindestens nach dem Pariser Vorbild sich zu kleiden. Wir werden später sehen, welche Kulturfaktoren Frankreich zur Seite standen, um das gigantische Unternehmen einer Weltbevormundung durch das Mittel der Gesellschaftskleidung zu einem vollen Erfolge auszubauen.

Als im Jahre 1913 der Verfasser seine psychologisch-wirtschaftlichen Studien über die Pariser Mode an der Quelle selbst machte, kam er zu dem Resultate, daß hier ganz außerordentliche Summen umgesetzt und verdient werden mußten, von denen unsere offiziellen Handelsstatistiken — sagen wir es etwas derb, aber wahrheitsgemäß — keinen blauen Dunst zu haben scheinen. Es konnte, nach dem Allgemeincharakter dieses Buches, nicht die Rede davon sein, den finanziellen Kräften der Pariser Mode bis in ihre Schlupfwinkel hinein nachzuspüren, aber was der Verfasser las, sah und hörte, aus ersten Quellen, von den verschiedensten Mode-Interessenten, das genügte, um ihm einen lebendigen Begriff davon zu geben, *eine welch starke finanzielle Rüstung die Mode für den französischen Staat bedeutete*

Wies der Pariser Mode-Export schon vor dem Jahre 1900, dem Zeitpunkte der Pariser Weltausstellung, eine eminente Höhe auf, so dürfte er sich von da an mehr als verdoppelt haben.

Zwei Milliarden Francs, so herechneten wir, mußte ungefähr die Pariser Mode *an jährlichem Reingewinn* ergeben. Annäherad die gleiche Summe nannten zwei andere Quellen, die später zur Kenntnis des Verfassers kamen.

Nach den Schätzungen Dr Rudolf Schindlers, des ehemaligen Vorstandes des Fremdenverkehrs-Departements im österreichischen Ministerium für öffentliche Arbeiten, betrug schon im Jahre 1904

die Summe, die Frankreich (das heißt in der überwiegenden Hauptsache Paris) alljährlich an seiner Mode und an seinem Fremdenverkehr profitierte, drei Milliarden Francs! In dem darauffolgenden Jahrzehnt hat der französische Mode-Export eine ganz beträchtliche Steigerung erfahren. Herr Hofrat Schindler schreibt dem Verfasser: »Wer sich nur einigermaßen mit den Erscheinungen des Pariser Fremdenverkehrs vertraut gemacht hat, der muß zu dem Schlusse kommen, daß der größte Teil seines Ertrages auf die Mode entfällt. Man braucht nur einige Stunden in einem der größten Warenhäuser in Paris als Beobachter und Lauscher zuzubringen, um zu sehen und zu hören, daß die größten Einkäufe von Personen besorgt werden, die deutsch oder amerikanisch-englisch oder mindestens ein sehr schlechtes Französisch sprechen.«

In einer Aufsatzreihe, die Februar/März 1914 in dem gewöhnlich gut unterrichteten Textil-Fachblatt »Der Konfektionär« erschienen ist, lesen wir: Während im Jahre 1850 das Adreßbuch von Bottin nur 225 Damenschneiderfirmen verzeichnete, führte es 45 Jahre später schon 2000 große und 4000 kleinere Modefirmen an. Heute müsse man mit einem Minimum von 10000 Maisons de Couture in Paris rechnen. Im Jahre 1897 waren mehr als 63000 Menschen in Paris allein in der Schneiderei beschäftigt. 1912 dürften es mehr als 100000 Personen gewesen sein. In ganz Frankreich mögen heute an der Mode 650000 bis 700000 Menschen betätigt sein.

Nach den niedrigsten Berechnungen soll 1895 die jährliche Gesamtproduktion der Industrie de la Couture 1 Milliarde 200 Millionen Francs betragen haben. In dieser Ziffer ist aber der *verkappte Export* nicht mit inbegriffen. »Man bedenke, daß allein der direkte Export sich von 1898 bis 1902 fast verdrei-

facht hat und daß während dieses Zeitabstandes der verkappte Export ungemein schnellere Fortschritte gemacht hat, ganz besonders im Jahre 1900 der Weltausstellung.» Zutreffend bemerkt der Bericht, daß die vielen reichen Fremden, die zu jeder Zeit in Paris anzutreffen sind, «kolossale Warenquantitäten mitnehmen, ohne daß von den vielen Hundert Millionen, die auf diese Weise dem Handel zugute kommen, auch nur ein Atom in der offiziellen Handelsbilanz vermerkt werden könnte.»

Auch der «Konfektionär» kommt zu dem Resultat, daß die jährliche Gesamtproduktion der Grande Couture heute mehrere Milliarden beträgt. Wir sind mit ihm ganz der Ansicht, daß die Grenzen nach oben hin, den verkappten Export in Rechnung gezogen, um ein ganz Bedeutendes sich verschieben. Unsere eigene, sowie die Annahme Dr. Schindlers — ein jährlicher Reingewinn von etwa zwei Milliarden — dürfte also nicht zu hoch greifen. Es wäre eine dankbare Aufgabe für unsere Wirtschaftsstatistiker, im einzelnen die obengenannten Summen zu bestätigen. Aber es sei hier vorweg betont, daß ihnen diese Aufgabe nicht leicht werden wird, wenn sie den Nur-Theoretiker in den Vordergrund stellen.

Man bedenke, welche Vielmillionen-Kapitalien in den großen Modehäusern stecken — Doucet beispielsweise soll 12 Millionen Francs in seinen Ateliers investiert haben —, man zähle die Millionengewinne der vielen Pariser Welthäuser zusammen. Die hohen Einkommen der ersten Direktricen (12000 bis 80000 Francs) müssen sich doch bezahlt machen. Die Kosten der Modellkollektionen, deren einzelne auf mehrere hunderttausend Francs veranschlagt werden, müssen durch den in Aussicht stehenden Verdienst reichlich aufgewogen werden. Die Millionen für ver-

schnittene Stoffe ebenfalls Und dann: was wurde an den Pariser Modellen überhaupt verdient! Bis zum Zehn- und Zwanzigfachen des Herstellungspreises. Paris ließ sich seinen Namen und Ruf gut honorieren.

Wir haben schon früher angedeutet, daß *Mode und Fremdenverkehr* in einem engen wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen. Und so sind *Modepolitik und Fremdenpolitik* schlechtweg nicht voneinander zu trennen. Die eine hängt von der andern ab und stärkt wiederum die andere. Die verschiedenen Modenzentralen der alten und neuen Welt boten ausnahmlos dem Fremden alles dar, was seinem Wunsch, für sein Geld Erlesenes einzutauschen, entgegenkam. Modestädte waren samt und sonders *Luxusstädte*. Die Voraussetzung einer Modestadt ist ja, daß sie die *führende* Gesellschaftsmode in vorbildlicher Weise zur Schau stellt. Wie sehr Luxus und Modestadt zusammenhängen, beweist der Umstand, daß man so gut, ja oft noch besser als im öffentlichen Paris, in den feinen, vornehmen und sehr teuren Seebädern die »kommenden« Moden studieren konnte. Es kam, wie uns aus kundigem Munde versichert wurde, öfters vor, daß das gesellschaftliche Baden-Baden Toiletten zeigte, die einige Monate später von Paris her als *neueste* Mode ausgegeben wurden.

Will man den Charakter und die Werbekraft der Modenzentrale Paris richtig einschätzen, dann darf man nicht vergessen, daß Paris zugleich die erste Vergnügungsstadt der Welt darstellte Es bildete das Mekka vor allem der romanischen Welt, dann aber auch jener internationalen Gesellschaftskreise, für die eine oder zwei jährliche Reisen nach Paris zum bon ton gehörten.

Paris, die Schaubühne Frankreichs, trug seit der großartigen Mode- und Fremdenverkehrs-Politik eines Colbert ständig dafür

Sorge, daß der Fremde, der zahlungsfähige Fremde vor allem, jeden Sinnengenuß fand, den die raffinierte Kultur einer Großstadt zu bieten imstande ist. Wir können der französischen Hauptstadt das Zeugnis nicht versagen, daß sie mit einer beispiellosen Virtuosität die praktische Psychologie und Kunst der Fremdenanziehung (böswillige Zungen behaupten: der Fremdenausziehung) handhabte. Zum alten Venedig gehörten die prunkvollen venezianischen Feste, zum München Ludwigs I. die in aller Welt bekannten Künstlerfeste, das Wien Metternichs hatte seinen Fürstenkongreß, das alte, reiche Frankfurt zog mit seinen Kaiserkrönungen die vornehme Welt von überall her an. Und Paris inszenierte Hoffestlichkeiten in Versailles, Compiègne und bei sich, die für lange Zeit die holde Weihlichkeit der vornehmen Welt in Atem hielten. Nur Städte, die gesellschaftliche Mittelpunkte darstellen, über die nötigen Mittel und eine natürliche Anziehungskraft verfügen, sind imstande, das Vorbild der Gesellschaft in Mode und Sitte zu beeinflussen bzw. vorzuschreiben. Schöne und geistreiche Frauen haben stets mitgeholfen, den Namen einer Stadt besonders berühmt zu machen. Sie in allererster Linie trugen dafür Sorge, daß die Kunstwerke nicht nur an leeren Wänden hingen und auf leblosen Postamenten umherstanden, sondern lebendig umhergingen, als Kunst der Lebensführung, als stoffgewordene Kleider und Moden. An solchen Stätten verweilte der feinsinnige und reiche Fremde gerne. Die Spitzen des Adels, der Kunst, des Geistes, des Besitzes trafen dort regelmäßig zusammen. Es bildete sich so etwas wie ein internationales Geschmacks- und Sittenparlament durch das hindurch das Neueste auf dem Gebiete der Mode zur Angelegenheit und Ich-Form aller Welt wurde.

Paris, so eigenartig es sich gebärden mochte, konnte stolz auf die ungeheure Anzahl und die Qualität seiner Fremden sein. Sie trugen ihm einen guten Teil der Ersparnisse des Auslandes zu. Vielleicht in erster Linie schuf Paris seine erlesensten Moden aus der Absicht heraus, dem vornehmen Auslande zu gefallen, zu imponieren, als Vorbild zu dienen. Der Franzose ist zum Besten befähigt, wenn er sich von den Augen aller Welt beobachtet weiß. Da setzt er sich in Szene und greift mit vollen Händen in das Register seiner Schauspielkünste. Die fremden Zuschauer bildeten für Paris den immerwährenden Ansporn, um das Theater des Lebens in Form und Modus interessant zu gestalten. Das gutzahlende Publikum ergänzte sich dabei vortrefflich. In allen seinen Kunst- und Schaustücken vergaß das geschäftskundige Paris niemals, den wirtschaftlichen Vorteil seiner heimischen Industrie im Auge zu behalten. Und dabei halfen seine Dichter und seine Maler, seine Journalisten und seine Politiker getreulich mit. Alle Hochachtung für die Geschlossenheit und Unentwegtheit, mit der Tout-Paris sich in den Dienst seiner Stadt, ihres Namens und ihrer Anziehungskraft stellt.

Man brauchte über die Mode nicht so viele Worte verlieren, wenn sie nicht so tief in unser gesamtes Kulturleben eingreifen würde. Unsere *Frauen* haben immer noch nicht zur Genüge begriffen, welche Machtmittel ihnen zur Verfügung stehen, um sich die Mode, trotz Paris, untertan zu machen. Als Käuferin im Modegeschäft, als Bestellerin im Modeatelier hält die Frau in der Form ihres Kaufbetrages ein ökonomisches Mittel in der Hand, um ihren eigenen Geschmack, ihren spezifischen Kleidwillen dem Stoffabrikanten, dem Modeschöpfer und -händler gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Aber die Frau muß selbständig genug sein,

um das, was sie am besten kleidet, auch zu verlangen und zu erhalten. Ihr Geschmack muß so gefestigt sein, daß sie unbedingt auf ihn bauen kann. Dazu gehört allerdings Erziehung, Selbsterziehung und Heranbildung der künstlerischen Urteilskraft an Hand von vielen und erlesenen Vorbildern aller Art.

Bisher hat in unserem Lande die einzelne Frau so gut wie ganz darauf verzichtet, auf das weibliche Modebild positiv gestaltend einzuwirken. Daher die natürliche Folge, daß die französische Mode ganz und gar keine Rücksicht auf die körperliche und seelische Eigenart der deutschen Frau nahm. Daraus wiederum das weitere Resultat, daß unsere weibliche Welt nichts Rechtes mit der Pariser Mode anzufangen wußte, was zu Unzulänglichkeiten und Unzuträglichkeiten aller Art führt. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen auch unsere Textilindustrie ein hartes Arbeiten hatte. Sie war ja fortwährend gezwungen, für ein Zwittergebilde zu schaffen und Zwitterfabrikate hervorzubringen. Denn ein zwiespältiges Modeding war nun einmal eine Deutsche, die sich ganz pariserisch kleiden zu wollen in den Kopf setzte.

Es ist hohe Zeit, daß sich die Deutsche als *Privatkonsumentin* auf ihre nationale Pflicht besinnt, die deutsche Mode-Industrie, das deutsche Mode-Handwerk dadurch zu stützen und zu kräftigen, daß sie nur deutsche Erzeugnisse kauft und deutsche, zu ihrem Wesen passende Kleidformen bevorzugt. Erstens bleiben damit viele Millionen im Lande, die sonst ins Ausland abfließen würden, und zweitens wird unsere Mode-Industrie durch erhöhten Zufluß an Aufträgen und Kapitalien leistungsfähiger.

Das A und O aller Mode-Reform ist die *Kapitalfrage*. Wenn die Massenkonfektion trotz ihrer in mancherlei Hinsicht mangel-

haften Erzeugnisse stattliche Umsatzziffern aufzuweisen hat, so geschieht dies hauptsächlich, weil sie ein großkapitalistisches Unternehmen ersten Ranges darstellt. Als solchem stehen ihr Vorbereitungsmittel und -wege zur Verfügung, wie sie dem kleinkapitalistischen Modebetrieb versagt bleiben müssen. Wenn das Mode-Handwerk, namentlich das vielgestaltige Klein-Modehandwerk, hier und dort im Kampf gegen die Konfektion das Feld räumen mußte, so lag dies eben an der neuzeitlichen, auch auf anderen Gebieten zutage getretenen Erscheinung, daß die trustmäßigen Wirtschaftsbetriebe die Tendenz besitzen und verfolgen, alle kleineren Unternehmungen in sich aufzusaugen. Das *Warenhaus* und Kaufhaus, die engen Verbündeten der modernen Großkonfektion, tun außerdem nach Kräften das ihrige, um die öffentliche Meinung in ihrem Sinne zu modeln.

Daß eine so allgemeine Kulturerscheinung wie der *weibliche Emanzipationskampf* die Mode bis zu einem gewissen Grade beeinflussen mußte, ist nur selbstverständlich. Wir haben im ersten Bande dieses Werkes bereits nachgewiesen, wie sich dem Vermännlichungsbestreben eines Teiles der Frauenwelt gemäß verschiedene Teile ihrer Kleidung vermännlichten. Aber auch wirtschaftlich betrachtet, hat der Eintritt viel Tausender von jungen weiblichen Geschöpfen in die männlichen Berufe gewisse Umwälzungen innerhalb der Frauenmode hervorgebracht.

Einmal ist damit die Nachfrage nach fertiger Kleidung, also nach Konfektionsware, eine steigende geworden. Dann aber haben sich die Ausgaben eines großen Teils der erwerbstätigen jungen Frauen für ihre Kleidung ganz wesentlich gesteigert. Unsere Ansicht, gestützt auf eine Reihe von Umfragen, geht dahin, daß gegen den Zeitraum von 1890 bis 1900 das Kleiderbudget der

jungen Damen sich um das Doppelte bis Dreifache gehoben hat. Wie ist diese auffällige Steigerung zu erklären?

Zum einen Teil gewiß durch die Verteuerung der Kleidstoffe und Kleidmodelle, sowie durch den gesteigerten Modewechsel des letzten Jahrzehnts. Zum andern Teil dürften es aber psychologische Umstände sein, die das Heer der Geschäftsfräulein zu höheren Modeausgaben veranlaßt haben. Eine junge Dame mag sich so selbständig machen wie sie will, ihr geheimer, ihr gesunder Wunsch bleibt dennoch die *Ehe*. Sich zu verheiraten, sich zu versorgen, ein Heim der Ruhe und Selbständigkeit für Mann und Kind zu gründen, dieses Bestreben verläßt kein natürlich geartetes weibliches Wesen.

In der Mehrzahl der Fälle sind es nun nicht mehr die Eltern, die sich in erster Linie um den Freier für die Tochter bekümmern, sondern diese selbst tut es — eingestandenermaßen oder nicht. Die Freiheit der Großstadtsitten, das Zusammenleben mit jungen Herren aller Art bringt dem jungen Mädchen Gelegenheiten entgegen, die ehedem nur die Tanzstunde, der Ballsaal, die Reise oder gewisse gesellschaftliche Veranstaltungen geboten hatten. Das Tipp-Fräulein wandelt sich zu einem modischen Tipp-topp-Fräulein. Das schmucke Kleid muß ihm helfen, sich den Mann zu erobern. Diese Rolle als *Heiratsvermittler* hat das Kleid übrigens von jeher gespielt.

Folgende Tabelle, die wir der stets gut unterrichteten »Frankfurter Zeitung« entnommen haben, beweist, daß auch in dem »freien« Amerika die Frau und sogar die in ihren Worten so männerfeindliche Suffragette noch nicht verlernt hat, Weib zu sein. Ihr Entstehen verdankt die kurze Statistik einer Umfrage, die der Klub der Chicagoer Kleidermacherinnen im September 1913

angestellt hat, um den Toilettenaufwand der dortigen Frauen ziffernmäßig festzustellen. An den jährlichen Kleidkosten sind beteiligt:

Einige Damen	mit je 75 000	Dollars
100 andere	„ „ 50 000	„
10 000 weitere	„ „ 5 000	„
Gutgekleidete Klubdamen	„ „ 1 500	„
Suffragetten	„ „ 500	„
Kirchgängerinnen	„ „ 500	„
Damen in gemeinnützigen Vereinen	„ „ 300	„
Maschinenschreiberinnen	„ „ 275	„
Verkäuferinnen	„ „ 250	„
Fabrikarbeiterinnen	„ „ 200	„

Suffragettan, die über 2000 Mark alljährlich für ihre Toilette ausgeben! Fabrikarbeiterinnen, die beinahe die Hälfte des Jahresverdienstes auf ihre Kleidung verwenden! Maschinenschreiberinnen, denen eine Jahressumme von 1100 Mark nicht zu viel ist, um sie der Mode zu opfern! — Derartige Tatsachen sprechen Bände.

Nach der Logik der eben angeführten Tabelle muß eben doch die weibliche Kleidung ein Faktor von hervorragender sozialer Wichtigkeit sein. Die Amerikanerin denkt bekanntlich sehr ökonomisch. Wenn sie über ein Drittel ihres Einkommens für ihre Toilette ausgibt, dann dürfte ihr genau bekannt sein, welche Werbe- und Erwerbs-Dienste das in der Kleidung investierte Kapital zu leisten vermag.

Vergleichen wir mit den eben skizzierten *Chicagoer* die *Pariser Toiletten-Verhältnisse*, dann kommen wir zu interessanten Ergebnissen, die zugunsten der weniger emanzipationslüsternen

Pariserin sprechen. Der Pariser gutbürgerlichen Frau, der Kontoristin, der Verkäuferin, der Arbeiterin fällt es nicht im Traume ein, einen derartig hohen Prozentsatz ihres Jahresverdienstes wie die Amerikanerin für ihre Toilette auszugeben. Und doch gilt die Pariserin für die schickste Vertreterin ihres Geschlechtes.

Wer hilft der Pariserin sparen? Antwort: Ihr Geschmack. Da Sparen gleich Verdienen, so verdient sie in Wahrheit alljährlich eine respektable Summe an Ersparnissen in ihrem Toilettenbudget. Wir haben schon in anderem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß die eingeborene Pariserin es sich geradezu zur Ehre rechne, ihren Freundinnen zu verkünden, wie wenig sie die allseitig bewunderte Toilette gekostet habe. Das überragende *geschmackliche Vermögen* der Pariserin stellt, genau betrachtet, ein äquivalentes *materielles Vermögen* dar.

Dies verallgemeinernd, läßt sich behaupten: in einer Zeit, die besonderen Wert auf die Kleidung legt (und das tut jede nicht gerade verwilderte Kulturepoche), hilft der praktisch ausgeübte Toilettengeschmack der einzelnen Frau namhafte Summen ersparen, das heißt: gewinnen.

Die Pariser Verkäuferin, die bei allem Schick kaum über 300 Francs im Jahre für ihre Toilette ausgibt, spart ihrer Chicagoer Kollegin gegenüber (Jahresbudget 250 Dollars, gleich etwa 1300 Francs) volle 1000 Francs. Es müssen also sehr namhafte Summen sein, die die Gesamtheit der Pariserinnen durch ihren selbständigen Geschmack hauswirtschaftlich erübrigt. Auf die gleiche Weise wird *jede* geschmacksichere, modern und gut gekleidete Frau, insofern sie sich die Mühe nimmt, ihre Kleidung selbst zusammenzustellen, mit der Zeit eine bemerkenswerte Summe an Kleidausgaben erübrigen.

Das Minus an Geschmacksübung kostet der berufstätigen Amerikanerin ein mächtiges Plus an Modeausgaben. Umgekehrt gilt die Formel: das + an selbständiger Mode-Arbeit vermeidet ein beträchtliches — im Budget der Hauswirtschaft.

Rechnet man die Werte zusammen, die bei richtiger Anleitung jede Frau, jedes Mädchen bei uns sich durch eigentätige Geschmacksbildung gewinnen können, dann kommt man zu außerordentlich hohen Summen, die alljährlich der Hauswirtschaft zugute kommen. Bei gleichzeitiger Verselbständigung und Veredelung unserer Frauenmode. Der viele maskenhafte Konfektionsschund bliebe dann ungetragen und unverkäuflich.

Das Toilettenbudget unserer Damen dürfte seine Tendenz der Steigerung weiter beibehalten. Und zwar in dem Maße, als sich mehr und mehr Mädchen wirtschaftlich verselbständigen. Dieselben Verhältnisse, wie sie in Amerika schon an der Tagesordnung sind, können auch bei uns allmählich einreißen, wenn wir nicht durch modepolitische Maßnahmen uns rechtzeitig dagegen versichern. Unser industriell-wirtschaftliches Leben amerikanisierte sich zusehends. Da ist es Pflicht der Handelskammern, Handwerkskammern, Gewerbeförderungs-Institute, Fortbildungsschulen usw., durch Aufklärung und Erziehung schon im heranwachsenden weiblichen Geschlecht die geschmacklichen Fähigkeiten auszubilden, die nötig sind, um die Mode wirtschaftlich nutzbringend und künstlerisch selbständig zu gestalten. Das ist die einzig positive Mode-Reform, die Aussicht auf dauernden Erfolg hat. Sie wird langwierig, aber rentabel sein.

*

Von Colbert stammen zwei berühmte Aussprüche. Der eine besagt, daß für Frankreich der Luxus und die Moden das wären,

was die reichen Goldminen von Peru für Spanien bedeuteten. Das zweite denkwürdige Wort des französischen Finanzministers stellt die Forderung: »Wir müssen Europa mit unserem Geschmacke bekriegen und durch die Mode uns die Welt erobern.« Das ist in den zweieinhalb Jahrhunderten, die seitdem verflossen sind, in reichstem Maße geschehen. Colbert würde heute mit großer Genugtuung feststellen können, daß sein prophetischer Ausspruch ohne Rest in Erfüllung gegangen ist. Frankreich beherrschte bis vor kurzem formgebend, künstlerisch und wirtschaftlich vollkommen den Weltmarkt der weiblichen Mode.

Wie konnte Colbert so zuversichtlich voraussagen, daß Frankreich durch seinen Geschmack und seine Mode sich die Welt erobern würde?

In diesem Falle, wie so oft, wie immer, sprach der Prophet nur aus, was der Historiker gefunden hatte. Nicht nur für Frankreich, für alle Welt gilt die Regel: was ein Volk an besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten besitzt, das soll es in industriellen und handwerklichen Erzeugnissen zur Ausprägung und Ausfuhr bringen. Jedes Volk verfügt über ganz bestimmte spezifische Vorzüge. Diese muß es beizeiten erkennen und besonders kultivieren, organisieren und materialisieren, dann fällt es ihm bei einigem kaufmännischen Geiste nicht schwer, sich mit seinen gewerblichen Produkten den Weltmarkt zu erobern.

Colbert bemerkte in der Natur der Franzosen eine bildreiche Phantasie, ein formenklares Denken, eine natürliche Grazie, eine feine Hand, einen ausgesprochenen Sinn für das schmückende Detail und namentlich einen originellen Geschmack, verbunden mit einem seltenen dekorativen Talent. Er sah, mit welcher Anmut sich die Französin zu geben, zu tragen, zu kleiden wußte. Er fing

an, diese besonderen National-Eigentümlichkeiten seines Landes im weitesten Maße zu veredeln, zusammenzuschließen, einheitlichen Arbeiten, Aufgaben und Ideen dienstbar zu machen. Und er legte mit diesem großartigen Beginnen die normalspurigen Gleise, die in alle Länder und in alle Frauenherzen hineinführten und auf ihrem Rücken — die Pariser Mode trugen.

Die *französische Mode* — das ist der *französische Geschmack*, der gallische Witz, der Pariser Schick als Tat und Tatsache psychologisch ausgedacht, künstlerisch gebildet, wirtschaftlich organisiert und systematisch ausgenützt. So faßte der geniale Colbert die Frauenmode auf. Und er faßte sie noch weiter. Denn seine Maßnahmen zur Festigung und Welt-Verallgemeinerung der französischen Mode beweisen einen Menschenkenner par excellence. Colbert, der Historiker, las aus dem Buche der menschlichen Geschichte, daß die Sprache, die Gedanken, die Wünsche, die Triebe, die Absichten des *Frauenherzens international* sind, von keiner Landesschranke, von keinem Kulturpinsel im innersten Wesen beeinflußt. Für diese immer und überall gleichen Bahnen des weiblichen Gemütes schuf er, systematisierte er die stofflichen Fahrzeuge, Kleidermoden genannt. Mit ihrer Hilfe bekriegte, besiegte, regierte Colbert die weibliche Welt, das will sagen: die ganze Welt.

Es ist kein leichtes, die Frauenmode zu beherrschen, denn sie bildet den kompliziertesten Apparat des Wirtschaftslebens. Hier ist es nirgends mit Dekreten, mit Reformvereinen, mit Kleidverboten, mit Willkürlichkeiten selbst der ersten Schneider getan. Wer aber mit klugem Spürsinn den Wandel der Zeit erfaßt, ihre populärsten Ideen sich zu eigen macht und ihren Bestrebungen Kleidstoff und Kleidform zu geben weiß, der beherrscht das Feld der Mode.

Daß die Mode eine große wirtschaftliche Macht darstellt, das haben seit Jahrhunderten so ziemlich alle einsichtigen Nationalökonomen erkannt. Aber meist blieb die Einsicht beim Worte stecken. Wo die Tatsachen zu ändern sind, da müssen die Taten als Brückenschläger zum Ziel berbei. Die leichtbeweglichen Franzosen ließen es selten bei der mageren Einsicht. Ihre *modepolitischen* Erwägungen führten fast stets zu positiven Maßnahmen.

Im sechzehnten und noch weit ins siebzehnte Jahrhundert hinein war es besonders Italien, das sich eine führende Stellung auf dem Gebiete der Mode zu sichern wußte. Seine künstlerisch gemusterten Seiden waren ebenso berühmt und begehrt wie die Erzeugnisse seiner geschmackvollen Bortenwirkerei. Italiens Putzmacherinnen und Stickerinnen besaßen wegen ihres feinen Geschmacks Weltruf. Deutsche Städte, wie Augsburg, München und Nürnberg wußten sich auch in der Tat eine Reihe der italienischen Musterzeichner, Bortenwirker und Stickerinnen zu sichern.

Ludwig I. von Frankreich war es, der im Jahre 1466 den großzügigen Versuch unternahm, die italienischen Samte und Seiden in Lyon nacharbeiten zu lassen. Franz I. erweiterte diese Versuche, indem er eine beträchtliche Anzahl von kunstfertigen italienischen Arbeitern unter Gewährung besonderer Freiheiten und Vorrechte zu bestimmen wußte, nach Lyon auszuwandern und dort ihre Tätigkeit fortzusetzen. Auf diese Weise wurde der Grundstein zu der heute so hochentwickelten Lyoner Seidenindustrie gelegt.

Aber erst Colbert faßte unter seinem künstlerischen Protektor Ludwig XIV. all das zusammen, was Frankreich in langen Jahren vom geschmackvolleren Auslande gelernt hatte. Er fuhr fort,

das italienische Kunstgewerbe in seinem Lande zu heben, indem er zugleich die junge einheimische Luxusgewerbe-Industrie durch hohe Schutzzölle vor der ausländischen Konkurrenz sicherte. Fördernd und schützend zugleich ging Colbert vor.

Hatte schon Franz I. neben den geübtesten Textilarbeitern und -arbeiterinnen bedeutende italienische Künstler wie Lionardo da Vinci, Benvenuto Cellini und andere an seine Residenz zu fesseln gewußt, kamen durch italienische Prinzessinnen Sitten und Lebensart, Prunk und Geschmack der weltführenden italienischen Fürstenhöfe nach Paris, so gelang es doch erst Ludwig XIV., den Weltbau der französischen Mode in seinen wirtschaftlichen und geschmacklichen Grundfesten so stark zu verankern, daß er Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag allen Stürmen und Anfeindungen trotzen konnte. Luxuriöse, nie gesehene Prachtbauten und Hoffestlichkeiten taten das ihrige, um der Mode einen ihr voll entsprechenden künstlerischen Rahmen zu geben.

Von überall her strömten die reichen Fremden an den französischen Königshof, um dort zu lernen, was Weltmode, Weltgeschmack und Weltton, das heißt das Lebensvorbild der *fernen Welt*, war. Die Waffenerfolge des Sonnenkönigs sorgten dafür, daß mit den französischen Offizieren zugleich französische Moden und Luxusgegenstände im unterworfenen Auslande bekannt und begehrt wurden. Von da an datiert der Sieg der an ihrer Weltherrschaft *bewußt* arbeitenden Pariser Mode. Französische Mode und französische Sprache traten zusammen ihr Weltamt an.

Die französischen Fürsten von Ludwig XI. bis zu Napoleon III. erkannten samt und sonders den Umfang der außerordentlichen wirtschaftlichen und künstlerischen Werte, die durch eine zielbewußte Moden- und Luxuspolitik im eigenen und im fremden

Lande erzielt werden konnten. Paris, das schon von früh her sein Bestes daransetzte, alle Probleme der Kunst zu materialisieren, alle Geschmackswerte auf menschliches Tun und repräsentative Kleidung abzustimmen, *mußte* die Führung auf allen Gebieten der geschmacklichen Betätigung an sich reißen.

Noch für Napoleon I. besaß der Luxus die Bedeutung einer innerpolitischen Frage ersten Ranges. Eine Dame, die es wagte, bei Hofe zweimal dieselbe Staatstoilette zu tragen, empfing der Kaiser nur mit schlechtverhülltem Ärger. Mit den Augen eines strengen Examinators musterte er die Prunkkleider des bei Hof Empfangenen. Den Damen machte er geradezu zur Pflicht, ihre kostbarsten Edelsteine zur Schau zu tragen. Napoleon wußte nur zu gut, daß jenseits der Grenzpfähle Frankreichs eine ganze Welt aufhorchte, um zu erfahren, was man am kaiserlichen Hofe zu Paris an Schönem und Kostbarem trage.

Daß die französische Mode von jeher darauf ausging, in erster Linie ihre eigene Industrie zu bevorzugen, ist eigentlich nur selbstverständlich. Die Calaiser Spitzen lagen ihr näher als diejenigen Mechelns oder gar des deutschen Vogtlandes. Just in den letzten Jahrzehnten konnte man die Beobachtung machen, daß die modepolitischen Maßnahmen Frankreichs jedesmal so getroffen wurden, daß sie ja der deutschen Textilindustrie den denkbar geringsten Nutzen bringen konnten.

Als beispielsweise vor kurzer Zeit die von Paris ausgehende Mode der glanzledernen Automobiltaschen aufkam, machte sich die deutsche Lederindustrie sofort an die Arbeit, diese Taschen ebenfalls herzustellen. Bis ein genügend großer Vorrat vorhanden war, hieß es bereits von Paris her: eine wirklich elegante Dame trägt keine Automobiltaschen mehr! Den deutschen Fabrikanten

blieb nichts anderes übrig, als ihren großen Vorrat so gut es ging zu verschleudern.

Das monarchische Paris verstand es ausgezeichnet, mittelst seiner Weltmode dort nachzuhelfen, wo ein Industriezweig daniederlag. Hatten die Spitzenklöpplerinnen nicht genügend Arbeit, dann trug die Königin ein neues, besonders geschmackvolles Spitzenmuster. Und alle Welt, die französische und nichtfranzösische, trug französische Spitzen. Das republikanische Paris betraute, in Ermangelung schönheitsfroher und modekundiger Fürstinnen, Theaterprinzessinnen und bekannte Halbweltdamen mit der Aufgabe, Industriewünsche in neuen Moden zu verstofflichen. Aber in dem Maße, da die führenden Modedamen (oft recht zweifelhafter Natur) zu Kreaturen der großen Modehäuser wurden, in dem Maße ging die ehedem vorbildliche politische Einheit der Pariser Mode in einem Chaos von Konkurrenz-Intrigen verloren. Neu-Paris hatte ohne Zweifel die Zügel der Mode verloren, um die sich noch innerhalb seiner Mauern Berlin, Wien und Newyork stritten.

Die *vornehme Mode* kann auf die Dauer nur als *monarchisches* Gebilde bestehen. Sie verlangt nach Fürstinnen-Führerinnen, die vermöge ihrer natürlichen Vornehmheit, ihres Ansehens und Geschmackes dazu berufen sind, als Vorbilder einer weiteren Frauenwelt voranzuleuchten. Wir wollen nur ein Beispiel für viele aus der jüngsten Gegenwart anführen, um daran zu zeigen, welche ökonomischen Werte eine geschickte Wendung des Modesteuers in den Händen einer einsichtigen Fürstin zu schaffen vermag.

Als gegen Ende des Jahres 1913 die Korallenindustrie von Tarre del Greco bei Neapel schwer darniederlag, wandten sich die bedrängten Korallenfischer und -händler in ihrer Not an

ihre Königin Helena um Abhilfe. Beim folgenden Hofball am Quirinal trug die Königin einen aus sechs prächtigen Korallenschnüren bestehenden Halsschmuck und im tiefschwarzen Haar ein geschmackvolles, aus Korallen und Brillanten gefertigtes Diadem. Schon die nächstfolgenden Tage brachten eine erhöhte Nachfrage nach Korallen. Den Korallenfischern war einstweilen geholfen.

Daß auch unsere zum Teil hochentwickelte deutsche Textilindustrie mit ihren Nachbargebieten ihre Schmerzen und Nöte hat, ist nur zu begreiflich. Wie manche Not könnte eine durch ihren Geschmack tonangebende deutsche Fürstin lindern, wenn sie sich an die Spitze der Mode stellte. Angenommen, unsere deutsche Kronprinzessin wäre diese tonangebende Modepersönlichkeit. Sie hätte es in der Hand, unterstützt von einer einsichtigen Presse und einem Stabe von geschmackvollen Mitarbeiterinnen, den Kleidmodus der deutschen Frau, wenn auch nicht immer zu bestimmen, doch zu regulieren. Handwerk und Industrie fänden einen gerechten Ausgleich, das Land selbst erhielte eine offizielle Mode-Repräsentantin, die das Ausland darüber aufklärte, was bei uns als bindende Modeform getragen wird



Aus La Mode. 1835 Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.



Aus Gallery of Fashion, Bd. 7 Lipperheide'sche Kostümbibliothek Berlin



Aus Gallery of Fashion Bd. 6 Lipperheide'sche Kostümbibliothek Berlin

VII. Kapitel

Mode und Politik

Die Mode — der tatsachentreueste Kulturspiegel — Die Mode als Revolutions-Prophetin — Modenherrschaft und Machtherrschaft — Die Mode geht mit dem politisch Stärksten — Kniehose und Knöchelhose als politische Gegensätze und Gegenmächte — Die Bürgerin Tallien — Ähnlichkeit der verworrenen Directoire-Mode mit den letzten Moden — Das Kleid als politisches Dokument — Der Hut als politischer Revolutionär — An jedem Kleidungsstück ist ein Stück Politik mitbeteiligt — Kleidung ist Meinung — Die Mode der Beschränkung und der Geburtenrückgang Frankreichs — Weltmode und Weltpolitik — Wie Paris die Mode zu diplomatisch hochwichtigen Zwecken benützt — Die Mode ein Studienfeld des Staatsmannes und Politikers — Ein Modejournal als politische Waffe

Mode und Politik

Die Mode als ernst zu nehmende Chronistin? Die Mode als unentbehrliches Machtmittel der hohen Politik? Die Mode als Prophetin der Revolutionen, als getreues Spiegelbild der Religionskriege, der Bürgerkriege der Kolonial- und Staatenkriege? Die Mode als zuverlässiges Barometer der ökonomischen, künstlerischen und sozialen Wandlungen innerhalb der fortschreitenden Kultur-Ideen? Die Mode als Sittengeschichte, als Tageszeitung? Und zudem die Frauenmode dies alles in ganz besonderer Weise?

Ei, ei! — Entweder müssen wir über die Mode bisher falsch unterrichtet gewesen sein, oder es ist die Mode doch ein ganz anderes Ding, von ganz anderer Bedeutung, von weit größerem Umfang von viel großartigerer Reichkraft, als man dachte. Und so verhält es sich.

Es gibt keine Staatseinrichtung, keine Kulturbestrebung von Bedeutung, die sich nicht im Bilde der Mode widergespiegelt hätte. Die künstlerisch geordnete Kleidung der griechischen Geschlechter berichtete auf den ersten Blick von der Sorgfalt der Sprache, dem Höhestand der Kunst und Kultur, die das Hellenentum auszeichneten. Des Römers weitwallende, faltenreiche Toga gab Zeugnis von Roms trotzigem Machtgefühl und Freiheitssinn. Die

mächtigen Perücken, die weiten Reifröcke zur Zeit Ludwigs XIV. symbolisieren den königlichen Pomp, den vornehmen Stolz, wie auch die hohle Aufgeblasenheit, worin sich die großen, die kleinen und die allerkleinsten Nebensonnen des französischen Sonnenkönigs gefielen. Jedes Zeitalter wählt die Kleidung, die seinem Inneren entspricht.

Selbst Revolutionen haben ihren Stil der Eigenkleidung, der durch Zeitflüsse und -strömungen hindurch nichts von seiner Wesenseigenart verliert. Das erste sichtbare Allgemeinzeichen der christlichen Kirche bildete der im Kleide des einzelnen zum Ausdruck kommende Protest gegen die Sitten- und Zügellosigkeit des religionslosen Rom. Die Hülle der ersten römischen Christen stach durch ihre gewollte Armut und Unscheinbarkeit gegen den ausschweifenden Kleidluxus der römischen Gesellschaft scharf ab. Auf ganz die gleiche Art erhoben die deutschen Protestanten der Reformationszeit sowie die französischen Hugenotten durch ihre schmucklose, grobstoffige Kleidung hindurch Einspruch gegen das sittenfreie und auf äußerem Glanz gerichtete Treiben der zeitgenössischen höfischen Gesellschaft.

Billige, dunkelfarbige, meist schwarze Gewandung von einfachstem Schnitt wählten die strenggläubigen englischen Puritaner im Gegensatze zu den kostbar gekleideten Höflingen Karls I., der vollständig unter französischem Einfluß stand. Das einfache Tuch der »Rundschädel« — so nannte man die Anhänger des damaligen englischen Parlaments — behauptete sich siegreich gegen die farbige Seide der royalistischen »Kavaliere«.

In ihren Kleidern trugen die Menschen ihre sozialen und politischen Bekenntnisse zur Schau. Die mit der vornehmen Gesellschaft gehende Mode sammelte in der Regel unter ihrer Wahl-

form alles, was den klassenpolitischen Ideen der oberen Zehntausend huldigte. Kam daher in einem Lande von unten herauf eine Revolution zustande, dann galt der Kampf mit in erster Linie dem *Kleide* der Bevorrechtung

So nennt Balzac mit vielem Rechte die französische Revolution einen »Kampf zwischen der Seide und dem Tuch«. Schon fünf Jahre, bevor die ersten Barrikaden in Paris errichtet wurden und die ersten Schüsse aus der Mitte des erregten Volkes heraus fielen, kündigte die französische Mode das Herannahen des Revolutionssturmes an. In die Modeblätter, in die Modekleider verstofflichte sich der aus Amerika und England herüberkommende freiheitlich-demokratische Geist. Sichtbar wurde er im Quakerhut und englischen Frack. Die alteingesessene weibliche Prunktoilette des Reifrocks sah sich hier und dort durch ein schmuck- und anspruchsloseres englisches Promenade- und Reitkleid verdrängt. Diejenigen unter den Damen und Herren des französischen Adels, die mit den neuzeitlichen liberalen Ideen sympathisierten, kleideten sich, schon ehe der blutige Umsturz einsetzte, einfacher als die Anhänger des Ancien Régime. Es war das kleidliche Wetterleuchten des heraufziehenden Revolutionsgewitters, das sich in der Verbürgerung und Verbilligung der Mode ankündigte Die Mode übte also die politische Funktion einer *Revolutions-Prophetin* aus

Das geschraubte Wesen der spanischen Etikette konterfeite sich bildgetreu in der *spanischen Mode.* Diese beherrschte die Höfe und die Stätten der europäischen Gesellschaft genau so lange, wie die *spanische Machtherrschaft* dauerte. Wo Spanien politisch keine Erfolge aufzuweisen hatte, da drangen auch seine Moden nicht hin So zum Beispiel wehrten sich die bürgerstolzen deutschen Reichsstädte mit Erfolg gegen das Kleidgefängnis der spanischen



A. van Dyck, Damenbildnis. Kgl. Pinakothek, München.
Phot. F. Bruckmann A.-G., München

Tracht. Als im Jahre 1588 die mächtige Armada Philipps II. von Spanien an den englischen Küsten ihren Untergang fand, da war es das erste, daß die Engländer die spanische Mode außer Land jagten, trotzdem ihre prachtliebende Königin Elisabeth sie gerne bevorzugte.

Es sind kaum größere Gegensätze denkbar, als wir sie in der deutschen und spanischen Tracht des sechzehnten Jahrhunderts verstofflicht sehen. Zwei in ihrem Wesen grundsätzlich voneinander verschiedene Völker und Kulturen kennzeichnen sich in diesen Kleidgebilden. In den deutschen Landen die weite, bunte, zerhackte Pludertracht mit ihren die Form sprengenden Schlitzen, den Körperumfang weitenden Puffen: ein Sinnbild des Ungezwungen-Freien, des derben Kraftmeiertums. In des spanischen Mode dagegen des Geist der allseitigen Gebundenheit und Eingeschlossenheit, der sich im enganliegenden, wattierten Kleide äußerte. Zur Blütezeit dieser in ihren steifen Hüten und Halskrausen eingezwängten Gesellschaft galt das Wort: je steifer, desto vornehmer! Der Ausdruck ein »steifes« Wesen zur Schau tragen, stammt wahrscheinlich aus der Glanzperiode des spanischen Kostüms.

Die Modeherrschaft wandelt gerne im Schatten der realen Machtherrschaft. Zu Venedigs Blütezeit war es im gesitteten Europa »Mode«, venezianische Spitzen, Brokate und Roben zu tragen. Die kurze Blüte des kleinen Burgund im fünfzehnten Jahrhundert genügte, um die Malweise der van Eycks, die Samtbrokate von Gent und den Kleiderschnitt des Hofes von Brügge über halb Europa zu verbreiten. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts genoß Deutschland ein besonders hohes Ansehen in den Augen der Völker. Es war zugleich die Zeit, da die deutsche Tracht in Europa sich eine große Anhängerschaft zu sichern wußte

Die Mode geht mit der Macht. Sie wandelt mit dem Ansehen, das sich politisch und künstlerisch um Völker und Fürsten und schöne Königinnen webt. Die französische Geschichte der Mode bestätigt dies glänzend. Mit Frankreichs Siegern zogen die französischen Moden über den Kontinent. Mit den englischen Freiheitsgedanken gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts kamen die englischen Moden nach Frankreich. Seit dem Sturze des Ancien Régime ist England tonangebend auf dem Gebiete der Herrenmode geworden. Aber auch die Frauenmode machte dem englischen Geschmack *große* Konzessionen, indem sie von England her das einfache Schneiderkleid als ständige Erscheinung in ihr Inventar aufgenommen hat. Es war hauptsächlich das Prestige der *englischen Machtstellung*, das den Moden dieses Landes Eingang in den europäischen Kleiderschrank verschafft hatte.

Ein so wichtiges Kulturereignis, wie es die *französische Revolution* darstellt, mußte naturgemäß auch in dem Staate der Mode die größten Umwälzungen hervorrufen. Dem heitersten Zeitalter, das die Geschichte kennt, dem sorglosen und leichtsinnigen feudalen Rokoko, folgte der dumpfste Knall. Mit einem Schlage, vom tausendfältigen Echo des blutigen Fallbeils begleitet, war es um die Vorherrschaft von Aristokratie und Kirche, damit aber allerdings auch von Geschmack, Schönheit und Vornehmheit getan. Welch krasse Gegensätze in einer Sekunde Weltgeschichte! Welch tiefe Abgründe zwischen dem rosigen Gestern und dem schmutzigen Heute! Rohe Henkersknechte hatten sich zu Exekutoren der Rousseau'schen Träumereien gemacht. Das Blut der unermüdlichen Guillotine war die einzige herrschende Modefarbe. Der Plebs hatte sich des Modeszepters bemächtigt. Übelriechende Hallenweiber und schmutzige Camelots gaben den Modeton an.



Aus Magasin des Modes nouvelles françaises et anglaises Nr 8 1787
Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.

Wehe jenen kühnen oder unvorsichtigen Aristokraten, die sich nicht in die plebejische Uniform der abscheulichen Knöchelhose steckten. Selbst der Ton der guten Kinderstube, die elegante Haltung der vornehmen Erziehung und die Selbstverständlichkeit weißer Wäsche und gutgepflegter Hände konnten ihren Besitzern gefährlich werden.

Im Gegensatz zur royalistischen Kniehose, die bis zur Revolution die Tracht der vornehmen Gesellschaft war, bildete nun das schlottrige lange Beinkleid den modischen Ausweis, daß man sich zur herrschenden Revolutionspartei bekannte. Das aristokratische Wams sah sich abgelöst von der offenen, kurzen Arbeiterjacke, der »Carmagnole«. So wurde die Tracht der wildesten Schreier der französischen Volksversammlung zur Allgemeinmode. Und dieses Gaminkostüm hat sich wiederum versteinert zur heutigen europäischen Allgemeintracht. Mit anderen Worten: die französische Jakobinerhose und -jacke wurden zum Prototyp der modernen feinen Herrenmode. Der Pariser Mob beider Geschlechter war Herr der Situation. Und die Mode ging mit ihm. Die Mode hält es ja immer mit dem Stärkeren. Die *Revolutionstracht* war die verkörperte *Revolutionsmacht*: war die Mode des Pöbels, der in radikalster Weise die Ideen des englischen Liberalismus im übrigen Europa einführte.

Erst mit dem Sturze der Schreckensmänner am 24. Juli 1794 verlor das Revolutions-Schauspiel seine groteske Widerwärtigkeit. In dem bis dahin geschmackvollsten Lande der Erde drängten sich die ungeheuerlichsten und vielartigsten Geschmacklosigkeiten, die die Geschichte aufzuweisen hat. Als ganz besonders vornehm galt es für die Revolutionsstutzer, sich so ordinär und geschmacklos wie möglich zu geben und zu kleiden. Zum Glück dauerte diese

Plebsmode nicht lange an. Nachdem eine gemäßigtere politische Richtung die ultraradikale abgelöst hatte, war es beinahe gefährlich, die nachlässige Jakobinermode von gestern zu tragen. Die Herren Direktoren und ihre Maitressen trieben mit den dem Adel abgenommenen Geldern einen Luxusaufwand, der in seinen Übertreibungen ebenso protzenhaft wie lächerlich war.

Wir sind bei den modischen Extravaganzen der männlichen *Incroyables* und ihrer weiblichen Pendants, der *Merveilleuses*, angelangt (siehe Tafel 47, Band I), die nur aus der Psychologie der Revolution heraus sich erklären lassen. Die Revolution hatte jahrelang die Geschmacksbildung unmöglich gemacht. Mit den Staatsgesetzen waren die Sittengesetze und die Gesetze der Schönheit gestürzt und untereinander geworfen. Man sah zuerst in dem amerikanischen und englischen Verfassungsleben, dann in der altgriechischen und altrömischen Republik das neue Staatsideal. Die unverstandene Philosophie der Hellenen, das falsch ausgelegte Staatsideal Platons, die unverdauten Rousseau'schen Ideen spukten in allen Köpfen herum und richteten darin die greulichste Verwirrung an. Das beweist der Revolutionskult der »Göttin der Vernunft«. Das beweist das »Zurück zur Natur!«, »Zurück zu den griechischen Vorbildern!«, in der Kleidung sichtbar werdend.

Die Mode des Naturzustandes die Mode der zynischen Entblößung setzte ein. Man wollte allen Ernstes das vornehm geraffte Kleid der Griechin wieder einführen, und man gelangte zur Mode »à la sauvage«, zum Statuenkostüm (siehe Tafel 46, Band I), das mehr zeigte, als es verhüllte. Jeden, aber auch jeden neuen Umschwung in der an Ereignissen so reichen französischen Revolution hat die Mode im Bilde wiederholt. Es wäre eine so dankbare wie belebende Aufgabe für den Kostümhistoriker, diesen poli-

tischen Entwickelungsgang der bedeutendsten Staatsumwälzung der Neuzeit an Hand der sich folgenden Moden zu illustrieren. Zeitgenössische Berichte erzählen uns manches Interessante über die französischen Revolutions-Löwinnen, zu deren markantesten und berühmtesten Vertreterinnen die Bürgerin Tallien gehörte, ein lassives Geschöpf, aber mit einem Geschmacksraffinement sondergleichen ausgestattet.

Wo diese Dame, die Maitresse des Direktors Barras, sich sehen ließ — und sie ließ sich überall sehen und nichts an ihr blieb ungesehen —, da erregte sie allgemeine Aufmerksamkeit. Vollendet schön gewachsen, machte die alle Herzen und Sinne fesselnde Dame keinerlei Hehl aus ihrer Körperschönheit. Es seien hier einige charakteristische Sätze aus dem hübschen Buche »Die Bürgerin Tallien« von Joseph Turquan zitiert: »Die Göttinnen, welche vom Olymp auf unseren elenden Erdball herabzusteigen geruhten, trugen gar keine Röcke, die göttliche Theresia hat aber doch einen Jupon, und zwar von schwarzer Gaze, an, einen reizenden Unterrock, allein man kann ihn kaum so nennen, weil kein Rock darüber ist: er fällt hinten in leichten Falten bis zur Erde, an den Seiten, um den Schritt nicht zu hindern, ist er aufgeschlitzt bis zur Hüfte — das Publikum sieht und staunt! Seidene Trikots, eng wie eine zweite Epidermis, umspannen die herrlichen Glieder, von denen die umherschwärmenden, gelb oder grün gekleideten Stutzer, die Lorgnette vor die Augen haltend, gern noch mehr sehen möchten. Gerade geht der Bürger Talleyrand vorüber, er grüßt mit aller Grazie und sagt zu einem Muscadin, der neben ihm schreitet:

»Man kann sich unmöglich in einer noch pompöseren Weise entkleiden!«

Die Bürgerin Tallien ist die »Hohepriesterin der Hemdlosen« (bei einer Leibesvisitation, vorgenommen in einem der größten Warenhäuser Münchens im Jahre 1914, wurden ebenfalls eine Anzahl hemdlose weibliche Angestellte festgestellt) ihr zur Seite steht die Bürgerin Hamelin, welche geschworen hat, den »lächerlichen Sack«, das »Leichentuch der Schönheit« die Kleidung, abzulegen.

Haben die Männer in Beziehung auf die Politik Revolutionen entfesselt, die Frauen machen Revolution in der Mode: griechisch oder römisch soll sie sein. Die Tallien geht mit gutem Beispiel voran, sie zeigt sich »nackend in einem Pelz von Gaze«. Goldene, mit Rubinen, Smaragden, Diamanten besetzte Reifen umspannen die schlanken Fesseln, Spangen verherrlichen der Arme prächtige Formen. Das Blinken des Goldes, das Blitzen der Steine mischt sich mit den bunten Farben der Sandalenbänder, den Gipfel der Modekühnheit bildet aber nicht die Mythologie des Kostüms, nicht die leichte Bekleidung: es sind die Ringe an den Zehen! Ein Herr wirft der schönen Merveilleuse in einer Broschüre »ihre Diamanten an den Vorder- und Hintertatzen vor«, er endet mit der Tirade: »Nein, die Dirnen von der Rue du Pelican sind nicht verderbter als du!«

Die *Directoire-Mode* war ihrem Charakter nach eine *Dirnenmode*. Sie bildete das getreue Kleid-Echo ihrer Zeit, in der die öffentliche Maitresse das große Wort führte. Bemerkenswert ist, daß diese Mode vor kurzem fast originalgetreu bei uns wieder auflebte, was vielsagend für die Sitten der Zeit vor dem Kriege ist. Man konnte edelsteinbesetzte Zehenringe, Pelzringe um die Fußknöchel der Damen, unterkleidungsfreie Toiletten, spinnwebfeine Hüllen, bis über die Knie herauf geschlitzte Kleider und viele

andere Extravaganzen, beobachten, wie sie während des sittenlosen Directoire üblich waren.

Die französische Revolution predigte und forderte die Gleichheit aller vor allen. Aber Gedanken und Handlungen zogen wie so oft auch hier an entgegengesetzten Enden. Sarkastisch bemerkt das »Journal des Dames«, daß man niemals weniger Gleichgeartete und Gleichgesinnte angetroffen habe als im Jahrhundert der Gleichheit. Die Frau eines Commis wolle neben der eines Ministers glänzen. Man fordere zwar die Gleichheit, wenn man diejenigen betrachte, die einige soziale Stufen höher stehen, aber man verabscheue die gleichmacherische Gleichheit, wenn es gelte, vom eigenen sozialen Postament herunterzusteigen. In beispielloser Weise hat der französische Umsturz die Ränge, die Stände, die Vermögen und die Kleidungen durcheinander geworfen. Die Armen mischten sich unter die Reichen, Kinderstube und Kinderstall kamen einander anrüchig nahe, ein groteskes Pêle-Mêle entstand, das in gewissem Sinne noch heute in Frankreich fortdauert.

Die *Mode* ist ein *feines politisches Reagens*. Sie umschreibt, sie umgeht Worte und Handlungen, die in politisch erregten Zeiten unter scharfer Staatskontrolle stehen. Es hat wohl selten, wahrscheinlich niemals, eine Sturm- und Drangperiode gegeben, in der nicht die *Kleidung als politisches Vereins- und Verbandszeichen* funktioniert hätte. Einmal waren es die dunklen Farben, die gegen die leuchtenden, ein andermal die groben Stoffe, die gegen die feinen protestierten. Die kurz geschorenen Haare der Frondeure mußten den Oppositionsdienst gegen die langen der Herren übernehmen. Das natürliche Haupthaar trat dem künstlichen Zopfe feindlich gegenüber. Ganz zu schweigen von den Blumen Rosetten, farbigen

Bändern und Kokarden, als Träger von geheimen oder offenkundigen politischen Gesinnungen und Forderungen.

Namentlich der Kopf war es, der in der Anordnung seines Haares, in der Tracht des Bartes, in der eigenartigen Knotung der Halsbinde oder in der Form des Hutes sein politisches Gesinnungsdokument trotzig und selbstbewußt zur Scheu zu tragen pflegte. Warum der Kopf gerade? Antwort: weil das Haupt die Haupt-Sache am Menschen bedeutet und der erste Blick ihm gilt. Unsere Damen wissen diese letztere Tatsache sehr wohl. Ihre größte Aufmerksamkeit gilt daher der sorgfältigen Inszenierung des Kopfes.

Daß als erster der royalistische Dreispitz der französischen Revolution zum Opfer fiel, hatte seine guten Gründe. In ihm, der feinen, steifen, repräsentativen Kopfbedeckung, verkörperte sich alles, was Eleganz und Bevorrechtung und Macht hieß. An seine Stelle trat der einfache runde *Hut*. Wer diesen trug, bekannte sich, aller Welt sichtbar, als Citoyen, als Gut-Bürgerlicher, als Vertreter und Verfechter der neuen Bürgerrechte. Der runde Hut wurde zum politischen Wehr- und Werbezeichen. Nur verständlich, wenn gegen Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verschiedene deutsche Fürsten, die sich mit den Freiheitsgedanken ihrer Untertanen noch nicht befreunden konnten, in dem runden Hut einen Feind sahen und ihn verfolgten, wo er sich zeigte. Wenn es sich auch sich nicht ohne weiteres beweisen ließ, so lag doch die Annahme nahe, daß die Träger dieses kleidlichen Freiheitssymbols eine Art politische Gemeinschaft zur Herbeiführung einer politischen Neuordnung bildeten. Und das war in der Tat der Fall.

Manche Schriftsteller fanden es lächerlich, daß unter dem Zaren Paul I. von Rußland das Tragen der runden Hüte bei schweren

Strafen verboten war. Wir finden es im Gegenteil vom Standpunkte eines autokratischen Selbstherrschers aller Reußen psychologisch nur natürlich, daß er die verdächtige Kopfbedeckung als »einen Schlupfwinkel der Verworfenheit und Schande verborgener Jakobiner« brandmarken und verfolgen ließ. Denn ein russischer Zar hat nichts so sehr zu fürchten, wie den Luftzug freiheitlicher Staatsideen.

Die Geschichte des heute allgemein getragenen schwarzen, steifen Filzhutes beweist anschaulich, wie eine Mode aus rein politischen Ideen hervorgehen kann. Alles, was bei Ausbruch der großen Revolution, auch in Deutschland, revolutionär dachte, schaffte sich allmählich die Revolutionsmode an, und zu ihr gehörte vor allem der runde Zylinderhut, der vom freiheitlichen Amerika über das damals freie England zu dem freiheitshungrigen Frankreich und übrigen Europa herüberkam.

Der Zylinderhut wurde zu einem politischen Demonstrationsmittel ersten Ranges. Heute das soziale Kleidsymbol einer zufriedenen, gutbürgerlichen Existenz, das Gesellschaftszeichen der zivilen Eleganz, bildete er vor mehr als einem Jahrhundert das sichtbare Kennzeichen der politischen Unzufriedenheit, der individuellen Revolutionsbereitschaft. Der runde Hut hatte die hochpolitische Aufgabe übernommen, alle Gleichdenkenden zu scandieren, erkennbar zu machen, zu organisieren, sie, wie die Sprache heute noch treffend sagt, »unter einen Hut zu bringen«.

Wir zitieren ein Balzac'sches Wort, wenn wir sagen: wer in der Mode nur die Mode sieht, ist ein Dummkopf. Diese Mode hat auf die einfachste Weise, mit den primitivsten Kleidmitteln zuwege gebracht, was selbst den größten Politikern nicht gelingen konnte. Sie bringt eine neue Farbenverbindung, ein neues Hut-

modell auf den Markt, und siehe da! sie bewirkt damit die Umgestaltung der innersten Staatsverhältnisse. Aber wir wallen nicht die Folge mit dem Grunde verwechseln: eine Kleidform muß eben auch wieder den herrschenden Zeitwillen verstofflichen, muß als Symbol einer reifenden oder reifen Zeitidee sich legitimieren können, *damit* sie zur Mode einer bestimmt gearteten Gesellschaftswelt werde.

Welche Macht konnte den Zylinderhut trotz seiner offensichtlichen politischen Verdächtigkeit auf die Dauer verbieten? Man nannte ihn eben »Mode«, die Mode nahm ihn in ihren Schutz, und damit war er zum Schützling einer mächtigen Gesellschaft geworden, die ihn sogar gegen Regierungsmaßnahmen und Autokratenwillen siegreich verteidigte. Denn zur Gesellschaft gehörten ja vor allen Dingen auch die Fürsten und ihre hochvermögenden Damen. Wir könnten eine Fülle von Beispielen anführen, in denen sich die soziale Macht der Mode stärker erwies als die politische Macht des Staates und seiner Strafergane.

Wir werfen eine für Juristen interessante Fragenreihe auf: Bildete der Zylinderhut der Nach-Revolutionszeit ein staatsrechtliches Vergehen? eine strafrechtliche Tat? eine Beteiligung am, eine Aufforderung zum Aufruhr? War er nur Wille zur Tat oder Tat selbst? Fällt seine strafrechtliche Verantwortlichkeit (als *Mode*gegenstand) in höherem *Maße* der Gesellschaft oder (als persönliches, freigewähltes Kleidungsstück) seinem individuellen Träger zur Last? . . Tatsache ist, daß die Machthaber, die in dem Zylinderhute mit Recht ein staatsgefährliches *Geheimbund-Abzeichen* witterten, auf die Dauer nicht gegen seine Existenz und Verbreitung aufkommen konnten.

Wir sehen hier in das außerordentlich feinmaschige Netzwerk der Mode hinein. Der Zylinderhut wird allen Anfeindungen zum Trotz Mode, aber nur zur Mode der Liberalen aller Länder. Er wird es, weil er die Zeit- und Kultur-*Idee* an der Hand von geschichtlichen Überlieferungen und im Bilde eines politischen Kleidsymbols verstofflicht. So ist, wenn wir genau hinsehen, schließlich *an jedem Kleidungsstück von Bedeutung ein Stück Politik beteiligt!*

Wie steht es heute um die Herrschaft des einstigen Revolutionsfracks und -zylinders? Beide sind Bürger und sogar Ehrenbürger im Kleiderschrank des Zivilisten geworden. In ihnen, die von Großbritannien herüber nach dem aufständischen Paris kamen und von dort her sich über den ganzen Kontinent verbreiteten, lebt die *demokratische Tradition* eines selbständigen Bürgertums weiter. Frack und Zylinder geben in unseren Tagen überall dort den gesellschaftlichen Ton an, wo die freie Persönlichkeit, sich selbstbeschränkend und ihrer selbstbewußt, waltet. Im stolzen Hamburg, im reichen Frankfurt, im freien Nürnberg, da herrscht heute noch mit dem unverfälschten alten Bürgergeist die echte Bürgerkleidung vor. Am englischen Hofe und in der vornehmen englischen Gesellschaft wird als Gala-Anzug nur Frack mit Zylinder anerkannt, die Uniform ist hier nur bei rein militärischen Festlichkeiten hof- und gesellschaftsfähig.

Die *Mode* der einstigen Libertins hat sich zur *Tracht* einer gutbürgerlichen Gesellschaft gewandelt. Was Angriff war, ist Verteidigung geworden. Das Kleidungsstück des ultraradikalen Jakobinertums hat sich zum Kostümelement des Konservatismus gemodelt. Solche Vorgänge sehen wir im Verlaufe der Geschichte des öfteren sich abspielen. Mode und Tracht bedeuten, wie wir

später sehen werden, Gegensätze, und sie haben auch wieder die Eigentümlichkeit, sich politischen Gegensätzen form- und wesenslogisch genau anzupassen.

Kleidung und Meinung sind noch immer unter derselben Prägung in die Erscheinung getreten. Bismarcks breitkrempiger Schlapphut bedeutete ein festgefügtes politisches Programm und desgleichen der stets tadellose Zylinderhut Bülows. Dort der wuchtige Hephästos der Staatsideen, hier der aalglatte diplomatische Merkur. Man mustere nur einmal die im Reichstag versammelten Abgeordneten. Jede Partei trägt ihre, wenn auch noch so geringfügigen, doch charakteristischen Kleidunterschiede zur Schau. Die Kopfbedeckungen, die Halsbinden, die Blumen im Knopfloch, die Bügelfalten, die Stoffarben, die Gewebemuster an den Anzügen der einzelnen Abgeordneten, das alles verrät eine vielsagende politische Sprache.

Sogar die Damen am Hofe Ludwigs XIV. konnten es sich nicht versagen, ihre Zugehörigkeit zu dieser oder jener Hofpartei dem Auge sichtbar zu dokumentieren, indem sie ihren Schönheitspflästerchen verschiedene Stellen im Gesichte anwiesen. Als Napoleon von der Insel Elba zurückkehrte, blühte das stille Veilchen im Garten der politischen Embleme auf. Jede mit einem Veilchen geschmückte Dame bekannte sich »durch die Blume« zur Anhängerin des Kaisers. Die Royalistinnen dagegen brachten an ihren Toiletten achtzehn Säumchen an, entsprechend der Zahl 18, die König Ludwig hinter seinen Namen setzte. Die Zeiten und Zeichen der sanften Blumen konnten auch früher schon eine recht staatsgefährliche Sprache reden.

Im »Berliner Tageblatt« lasen wir noch nicht lange her einen ausgezeichneten Bericht von Emil Ludwig über eine Galaoper im Covent-Garden zu London, die das englische Königspaar im

Jahre 1914 zu Ehren des Königs von Dänemark gab. Eine uns besonders interessierende Stelle verdient, hier mitgeteilt zu werden. »Der englische Hof, der hohe Adel, das ganze repräsentationsfähige England hatten sich eingefunden . . In einer *großen* Loge saßen die Minister des Königs mit ihren Frauen und, nach englischem Brauche, daneben die Führer der Opposition. Sechs Frauen mit Herzogskronen in der ersten Reihe, *diamantenstrahlend*, und neben ihnen sechs andere Frauen, *schmucklos*, in nobler, zurückhaltender Kleidung; jenes war die »*Regierung*«, dies die »*Opposition*«. — Ganz wie zu Cromwells Zeiten.

Auch an der Mode der Gegenwart nimmt die Politik einen größeren Anteil, als man gemeinhin glaubt. Allerdings kommen hier vornehmlich die *Frankreich* bewegenden politischen Gedanken in Betracht, da die weibliche Mode bisher von Paris aus diktiert wurde und im Dienste des französischen Staatsinteresses stand.

Im Jahre 1913 kam, wie sich noch viele erinnern werden, die Mode der sogenannten Bauchdrapierung auf. Nennen wir sie mit ihrem unzweideutigen und wahren Namen: die *Schwangerschafts-Mode*. Durch geschickt angebrachte Stoffraffungen über dem Leibe sollte ein interessanter Zustand des Frauenkörpers angedeutet werden. Wie kam, so fragen wir, die Mode dazu, eine Form zu plakatieren, die die Frau und namentlich die mit der Mode gehende Dame 'sonst so gut als möglich zu verbergen trachtete?

Wir wissen aus früherem, daß die weibliche Mode in der Regel jedes die öffentliche Aufmerksamkeit der Frauenwelt in Anspruch nehmende Problem zu verstofflichen sucht. Eine derartige Frage von allgemeiner Bedeutung war die Tatsache des ständigen *Geburtenrückgangs in Frankreich*. Alle Blätter sprachen davon, in Vorträgen, in Privatunterhaltungen hörte man eine Zeit

lang nichts anderes als das Thema des mangelhaften Volksnachwuchses.

Wie kam dies? 1913 war das Jahr, in dem das mächtige Deutschland sein stehendes Heer um ein Gewaltiges vermehrt hatte. Und das geschah, nachdem Frankreich an Stelle der seitherigen zweijährigen die dreijährige militärische Dienstzeit eingeführt hatte. Diese französische Maßnahme bedeutete eine ungeheuer gesteigerte Anforderung an die waffenfähige Jugend Frankreichs. Woher die notwendigen Rekruten nehmen? Wie sie ersetzen? Wie, wenn die Not gebieten sollte, diese Jugend vermehren? Das alles waren Fragen von welttragender nationaler Bedeutung, da von ihnen das Wohlergehen und die Existenz des ganzen Landes abhing. Diese Fragen hatten andere Fragen ins Leben gerufen.

Was sagen die — in Frankreich immer einflußreichen *Frauen*, die französischen Mütter zu der neuen Heeres-, der Rekruten-, der *notwendigen Kindervermehrung*? In welcher Weise wollen sie dem Staat zu Hilfe kommen? Die *Mode* hat *ihre* Antwort in das Bild des vorn gerafften Röcke gefaßt. — Hier finden Sie, meine verehrten Leserinnen und Leser, ein lehrreiches Beispiel für das Entstehen einer Mode aus den zeitbewegenden Triebgedanken heraus. In ihrer Schöpfung des leibrundenden Toiletten rief die Mode den französischen Frauen zu: Seht her, dies ist die einzige und wahrste Lösung des französischen Bevölkerungsproblems! Tut eure *Mutterpflichten*, ihr vielen kinderlosen und kinderarmen Damen und Dämchen, und Frankreich wird genug Soldaten haben! Die Mode ging noch einen Schritt weiter: *sie* erhob jene Silhouette, die namentlich den mit der Mode gehenden Damen so unbequem und verbergenswert erschien, zum herrschenden guten

Ton und sagte gleichsam: Ihr braucht euch keineswegs zu schämen, wenn ihr in interessanten Umständen seid! Ich, die Mode, sorge dafür, daß diese seither auffallende Silhouette die gewöhnlichste und alltäglichste Erscheinung wird!

Hinter der scheinbaren Groteske der Schwangerschafts-Mode verbirgt sich also eine mächtige Zeit- und Kulturidee, wenn auch rein französischer Herkunft. Die Mode wußte, daß zu einer Zeit der gespannten, jede Körperform verratenden Röcke es vergebens sein würde, den Damen ihre Mutterschaftspflicht ins Gewissen zu rufen. Sie erhob zum vornehmen Ton, sie machte jene Silhouette zum Modegegenstand, die die Modedamen seither fürchteten! So kühn wie klug. Dieses Beispiel liefert zugleich das psychologische Verständnis dafür, warum manche Moden von ihren Extremen abgelöst werden.

Was an der Pariserin zeitgemäß und darum logisch-sinnvoll wirkte, nahm an den Frauen des Auslands und besonders Deutschlands(!) die Form der unfreiwilligen Groteske an. Das werden jetzt hoffentlich alle deutschen Frauen einsehen.

Auch die Mode der simulierten Gravidität bestätigt nur den Satz des alten Akkiba, daß alles schon dagewesen sei. Als Gugel, Schleier, Zaddeln und Sebellen herrschten, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, da taten die französischen Frauen und Jungfrauen, was ihre Landsmänninnen heute tun: sie trugen Kissen und Raffungen auf dem Leibe, um die Würde der Mutter zu symbolisieren. Das Zeitalter der Renaissance kannte ebenfalls die Mode der Bauchdrapierung. Zu Anfang des lebensfrohen siebzehnten Jahrhunderts ließen viele Frauen, um ihre tatsächliche Gravidität zu verbergen, eine Art Wulst um die Hüften legen, die den bezeichnenden Namen »Cachenfant« — Kinderversteck —

führte. Im Jahre 1793 kam von England herüber die Mode »der falschen Bäuche« (ventres postiches), die wiederum von jung und alt getragen wurde und sich mehrere Jahre lang behauptete. Die Modegeschäfte priesen diese Bauchpolster für verschiedene Graviditätsabschnitte an. Die gangbarsten scheinen die Polster »demi-terme« gewesen zu sein. Kurz vor dem Kriege von 1870/71 tauchte diese Mode von neuem auf. Es wurden da »Ventres à deux, trois, six mois« feilgeboten.

Die Meinung von Eduard Fuchs können wir nicht teilen, die Frauen hätten diese Graviditäts-Mode als »eine groß sinnliche Spekulation« erdacht. Wir sind der Meinung, daß, ähnlich wie im Jahre 1913, allgemeine politisch-soziale Änderungen jene eigenartige Mode hervorgerufen haben. Fast stets sind es dekadente Zeitalter oder Völker oder Gesellschaftsschichten, aus denen solch absonderliche Moden wie die der Schwangerschaftsvortäuschung herauswuchsen. Als im alten Rom zur Zeit der Tiberius, Caligula, Nero, Heliogabalus, der Messalina, Agrippina und Faustina die sittenlose Verweichlichung und Verweiblichung nicht mehr zu überbieten war, als Fruchtabtreibung und Schwangerschaftsverhütung die Tagesordnung bildeten, da erstand ebenfalls die allgemeine Mode der Schwangerschaftsvortäuschung. »War der Wunsch der Männer nach Kindern zu dringend, so stellten sich die eitlen Römerinnen nicht selten schwanger und kamen dem Scheine nach nieder. Sie ließen von armen Eltern ein Kind kaufen, das dem betrogenen Vater als das seinige in die Arme gelegt wurde.« (Juv VI.) Natürlich mußte auch das Kleid das seinige tun, um die Täuschung vollständig zu machen.[5]

Wir bringen auf Tafel 34 ein Bild von Holbein, eine Edeldame aus dem fünfzehnten Jahrhundert darstellend, in der eigen-



H. Holbein d. J., Edeldame 15. Jahrh. Original im Museum zu Basel. Nach einer Phot. in der Lipperheideschen Kostümbibliothek, Berlin

artigen, oben geschilderten Mode der vorderen Raffung. Gleiche Moden haben in der Regel gleiche Zeitideen zur Grundlage.

Mit einzigartiger Geschicklichkeit verstand es Paris, seine *Weltmode als politisches Machtinstrument* zu gebrauchen. In seiner Schrift »*Die Weltpolitik der Weltmode*«*) hat der Verfasser an einigen Beispielen nachgewiesen, in welcher Weise Frankreichs Sympathien für gewisse Länder, die seinen handelspolitischen Interessen nahestanden, von der Pariser Mode verstofflicht wurden. Sowohl die japanische Mode der Kimonos, als die russische der Kittel, als die bulgarische der gleichnamigen Stickereien, als die argentinische Tangoschlitzmode lassen ihren politischen Ursprung leicht nachweisen.

In der Weltmode stand Frankreich eine materielle und geistige Macht zur Verfügung, mit deren Hilfe es die formliebenden und formgewandten lateinischen Naturen und damit in gewissem Sinne die gesamte zivilisierte Gesellschaft nach Belieben lenken konnte. Man muß den eminenten Kultureinfluß, den Frankreich bisher auf die internationale gesellschaftliche Welt ausübte, ungefähr begreifen, um ermessen zu können, welche wirtschaftlichen und politischen Erfolge unser Nachbarland zugleich einheimste.

Weltmoden entstehen nicht von heute auf morgen. Denn sie haben zur Voraussetzung die *Weltanerkennung* in Dingen der Macht und des Geschmackes. Und diese wiederum wird fast ausnahmslos nur nach glücklich geführten Kriegen eines Volkes zur Tatsache. Wären die Heere Ludwigs XIV nicht überall siegreich vorgedrungen, dann hätte für Frankreich wohl kaum die

*) Erschienen in der Sammlung politischer Flugschriften »*Der deutsche Krieg*« herausgegeben von *Dr. Ernst Jäckh*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin. 1915. Heft 30/31

Möglichkeit bestanden, sich jenes Weltansehen zu sichern, das unbedingt notwendig ist, um das Prestige einer Weltmode auf lange Zeiten hinaus zu fundamentieren.

Nachdem Frankreich einmal im Besitze das Weltmonopols für vorbildliche Gesellschaftskleidung war, konnte es nach Belieben seine Weltmode gebrauchen, um heute damit dieses, morgen jenes Land zu ehren. Das tat man in Paris, indem man jeweils eine besondere fremde Landestracht zur internationalen Mode erhob. Damit wurde alle Welt gezwungen, sich in die Farben oder in die Stoffe von Frankreichs Schützlingen oder Freunden zu kleiden.

Keinem Friedrich dem Großen, keinem Napoleon und keinem Metternich gelang es, so großzügige Weltpolitik zu treiben, wie es eine Weltmode *stets* tut. *Ist es* einmal einem Staate gelungen, sich der Weltmode zu bemächtigen, dann hat er eo ipso das Machtmittel in der Hand, mit und in ihr die kleidlichen und viele andere Kulturbedürfnisse *suggestiv* so zu regeln, daß sie automatisch seinen Weltinteressen entsprechen. In seiner Weltmode lenkte das kluge Frankreich vor allem den Sinn, den Willen, die materiellen und ideellen Wünsche der vornehmen internationalen Frauenwelt. *Damit setzte sich Frankreich in die Lage den wirtschaftlichen Bedarf der weitesten Frauenwelt, soweit er Luxusneigungen und Luxusbedürfnisse betraf, vorzuschreiben und zu meistern.*

Eine Weltmode muß von vornherein Luxuspolitik treiben, denn nur vermittelst dieser sichert sie sich die ihr notwendige »Welt«, nicht nur im geographischen, sondern vorzugsweise im *gesellschaftlichen* Sinne des Wortes. Beherrscht die Mode die feine Gesellschaft, dann tut sie es auch dem weiteren weiblichen Publikum gegenüber, denn seine Mode wird fast ausnahmslos eben durch die oberen Spitzen bestimmt. Diplomatisches Talent und politische



Aus Gallery of Fashion Bd. 5. Lipperheidesche Kostümbibliothek Berlin



Aus Magasin des Modes nouvelles françaises et anglaises. 1789
Lipperheide'sche Kostümbibliothek Berlin.

Weltsicht müssen zusammenhelfen, und sie halfen immer zusammen, wenn es galt, mittelst der Fangkraft der Weltmode einen ergiebigen weltwirtschaftlichen Fischzug zu tun.

Sollte ein zukunftversprechendes Land geistig erobert werden, dann schickte Frankreich seine Mode vor, um dieses Ziel zu erreichen. Kleider haben die Eigenart, Gedanken zu beeinflussen. Wenn die Staatsnotwendigkeit vorlag, ein politisches Bündnis vorzubereiten, in dem in Frage kommenden Lande möglichst viele persönliche Sympathien zu werben, dann mußte die Mode ihre politischen Pionierdienste leisten. Sobald die Gefahr auftauchte, daß in einem Lande sich Kräfte und Stimmen vereinigten, mit dem Zwecke, sich von der französischen Mode- und Kulturvormundschaft frei zu machen, dann beeilte sich die Pariser Mode, solche Gegensätze in eitel Nichts aufzulösen. Ein Beispiel:

Im Jahre 1851 war es, als die Engländer einen wuchtigen Vorstoß gegen die alles beherrschende französische Mode unternahmen. Eine großzügige *Textil-Ausstellung* sollte alles sammeln und zeigen, was in England an künstlerischem und gewerblichem Können sich regte. Die Londoner Ausstellung hatte denn auch einen großen Erfolg. Sofort erfaßten die Franzosen die Absicht jener Ausstellung. Unter dem Vorwande, die schottischen Stoffe derselben hätten ihr ganz besonderes Gefallen erregt, führte man in Paris die *schottische Mode* der karierten Kleiderstoffe als Weltmode ein.

Das war eine Ehrenbezeugung gegen den mächtigen Inselnachbarn, ein Entgegenkommen seinen Modebestrebungen, ein Kompliment seinem Geschmacke. Komplimente, auch ganzen Völkern erwiesen, schaden niemals, aber nützen unter Umständen sehr viel. Das weiß man an der Seine nur zu gut. Die von dem diplomatischen Paris lancierte Schottenmode tat ihre ausgezeich-

seten Dienste. Sie schmeichelte vor den Augen aller Welt und am Kleide aller Welt der Selbstgefälligkeit John Bulls, sie versorgte die englischen, auf die gewürfelten Wall- und Seidenstoffe eingearbeiteten Webereien mit überreichen Aufträgen. Der Brite machte durch diese Mode ein Vielmilhonengeschäft. Das befriedigte ihn. Und damit wurde der englische Entrüstungssturm und Rüstungsfeldzug gegen die französische Mode, wenn auch nicht ganz beseitigt, so doch besänftigt, und dies trotz des großen künstlerischen Erfolges der genannten Ausstellung.

Auch im Jahre 1913 ertönte in den führenden englischen Zeitungen wieder der Ruf: Los von Paris! Man mißgönnte dem gallischen Nachbarn seine ins Riesenhafte gesteigerten Modegewinne. Auch diesmal wußte Paris sehr wohl, daß der englische Mahnruf gefährlich werden konnte. Denn Paris war auf die Londoner Freundschaft angewiesen, wenn seine Mode den großen englisch sprechenden Teil der Welt weiter beherrschen sollte, zu dem London das Eingangstor bildet. Paris gab seine ihm eigentümliche Antwort: es schuf 1914 wie 1851 seine *Schottenmode* — — Gleichen Moden liegen gleiche politische Ideen zugrunde.

Auch Nordamerika, der ausgezeichnete und zahlungskräftige Kunde der Rue de la Paix, zeigte sich seit einigen Jahren rebellisch gegen die Pariser Mode. Die vielen und leistungsfähigen Seidenwebereien und Stoffabriken der Vereinigten Staaten verlangten nach einer Mode, die sie mehr berücksichtigte, als es die Pariser bisher tat. Die großen amerikanischen Modehäuser und Modeartikel führenden Kaufhäuser versuchten mit kapitalistischem Hochdruck, die weibliche Mode zu einem Gegenstand der Herstellung im eigenen Lande zu machen. Der Versuch mißlang. Was die rohe Kraftanstrengung nicht vermochte, erreichte vielleicht eine

mit verborgenen Mitteln arbeitende Wirtschaftsdiplomatie Einige der größten Pariser Modefirmen gingen mit gleichartigen transatlantischen Geschäften weitreichende Verbindungen ein. Die beiderseitige Presse verständigte sich insgeheim. Der Erfolg ist die seither gegeneinander arbeiteten, arbeiten nun zusammen. Sie vertrösten sich im Vertrusten. Und auch die deutsche Konfektion stand nicht untätig beiseite Zum Nutzen, zum Schaden ihrer Kunden?

Die Verbindung Paris-Newyork hat in den Jahren 1913 und 1914 große Fortschritte gemacht. Pariser Exporteure zeigten drüben ihre neuesten Modeschöpfungen und amerikanische Stoff- und Seidenfabrikanten haben sich gegen den Willen des mächtigen Lyon schon das eine und andere Pariser Weltmodehaus als Absatzquelle und Peupagandamotor erobert. Die Geschichte ließ prophezeien, daß die Pariser Mode, wie sie es so oft in ähnlichen Fällen tat, ein charakteristisches Kleidungsstück aus dem amerikanischen Kostümschatz herüberholen würde, um es zur Universal-Weltmode zu stempeln. Vielleicht, wahrscheinlich wurden zu diesem Zwecke schon modediplomatische Verhandlungen diesseits und jenseits des Ozeans gepflogen. Aber der Weltkrieg machte einen dicken, für die Beteiligten wahrscheinlich zu dicken Strich durch die Rechnung.

Wir verweisen auf unsere schon genannte Schrift »Die Weltpolitik der Weltmode« (Seite 16—19), in der wir die Einkreisungsbestrebungen der französischen Mode auch den aufstrebenden südamerikanischen Staaten gegenüber darlegten. Die *Tangomode* bildet den sprechenden Ausdruck dafür Wenn sich der große Völkerkrieg nicht so rasch verwirklicht hätte, wäre aus der *Weltausstellung von San Franzisco (1915)* mit der gleichen Wahrschein-

lichkeit eine amerikanische Mode hervorgegangen, wie die Londoner Ausstellung im Jahre 1851 zur Schöpfung einer schottischen Mode den Anlaß gegeben hatte.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß die großen französischen Modeblätter älteren Datums sich hie und da sehr eifrig politisch betätigten. Besonders zeichneten sich hierin die Zeitschriften »La Quotidienne«, »La Gazette«, »La Tribune«, »Le National« und das berühmte Modejournal »La Mode« aus. Gavarni zeichnete dafür, das will künstlerisch viel sagen. Und Balzac schrieb für dieses Blatt seinen geistvollen »Traité de la vie élégante«. Die durch und durch royalistische »Mode« wandte sich mit den schärfsten Waffen gegen Philippe Égalité, der sich zur Zeit der Julirevolution auf die Seite der Bürgerlichen gegen den Hochadel gestellt hatte. Das verzieh ihm die französische Aristokratie niemals. Die Zeitschrift »La Mode« wurde zum Organ und Sprachrohr der Adelsfronde. Kaum eine Nummer, in der der König nicht angegriffen und verspottet worden wäre. Auch außerordentlich hohe Geldbußen (bis zu 100 000 Francs) vermochten es nicht, den Ton des angriffslustigen Modeblattes zu mildern. Es besaß zu mächtige Stützen in der feudalen Gesellschaft, die Adel, Geschmack, Bildung und Reichtum in sich vereinigte. Die Regierung zog schließlich den kürzeren. Eleganz und Geist hatten diesmal gesiegt, und die Mode hatte die politische Führung übernommen.

VIII. Kapitel

Kriege und Moden

(Die Mode als Chronistin der Waffen- und Ideen-Kämpfe)

Roms Weltherrschaft schuf schon eine römische Weltmode — Altrömische Modejournale in Ton — Der Krieg als Pionier des Handels und des Luxus — Athen und seine Siege — Kreuzzüge, Maurenkriege — Bürgerkriege und Moden — Die italienische Vesper — Einfluß der Kolonialkriege auf das Bild der Mode — Entdeckungen und Erfindungen verändern ebenfalls die Trachten — Der dreißigjährige Krieg — Napoleon und die Mode — Die kriegerische Mode — Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 im Bilde der Mode: die Samariterin: Trauerfarbe als Modefarbe, der Katzenjammer des Luxus: die Mode entartet — Die Mode als lebendige Kriegs-Chronik — Nach 1870 — Japanischer Kimono, bulgarische Stickereien als Kriegsmoden — Die Mode: Satellit der öffentlichen Meinung — Französische Mode repräsentiert französische Geschichte — Die Mode als Tageszeitung schreibt die Chronik der bemerkenswerten Ereignisse — Sie notiert und verstofflicht die sozial-politischen Ideen von Bedeutung — Die Kleidsprache der Biedermaiers — Krieg dem Barte! — Trachtengeschichte ist Völkergeschichte.

Kriege und Moden

Von jeher übten die *Kriege* ihren großen Einfluß auf die Moden aus. So oft die Brandfackel des Gottes Mars aufflackerte, warf sie auf die Tracht ihren blutroten Widerschein. In das von feindlichen Heeren überschwemmte Land drangen mit den fremden Waffen zugleich fremde Gebräuche und Kleider ein. Wo aber die Söldner und Soldaten des eigenen Landes fern von der Heimat kämpften, da brachten sie die Sitten und Moden des Auslandes mit nach Hause, den Fraun und männlichen Elegants bald ein Gegenstand der Nachahmung. Das »Weit-her« besaß eine ganz eigenartige Anziehungskraft.

Schon Johann Ellinger hat in seinem Altmodischen Kleiderteuffel als das »natürlichste von der Welt« die Ansicht ausgesprochen, daß *kriegerische, politische oder soziale Vorherrschaft in der Regel den Grund der Führerschaft in Modedingen abgegeben hat.* Ellinger dürfte noch nicht gewußt haben, daß die Römer schon eine Art Mode-Chronik besaßen.

Gleichwie Paris, als es noch keine Modezeitungen kannte, seine berühmte, stets nach der neuesten Mode gekleidete Puppe zu den vornehmen Damen des eleganten Auslandes schickte, so sandte das alte Rom seine modernsten Frisuren und Frauenkleider nach



Dame von Tanagra Aus dem im Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienenen Werke „Falke Hellas und Rom“.

Afrika, nach Griechenland, nach Germanien und Gallien. Nur war es hier keine Holzpuppe, die Kleidträgerdienste tat. Ungezählte kleine Figürchen (siehe Tafel 37) machten die ausländischen Damen mit den neuesten Modeänderungen in Rom bekannt.

Wer kennt nicht jene allerliebsten, finger- bis handgroßen weiblichen Tanagra-Figürchen, wie sie fast ein jedes unserer Altertumsmuseen aufzuweisen hat? Es sind die *Modebilder Alt-Roms*, zwar nicht auf Papier gedruckt, wohl aber in Ton geformt. Sie hatten gegenüber den heutigen Modephotographien den großen Vorteil voraus, daß sie dreidimensional waren. Die Damen konnten sie nach allen Seiten wenden, wenn sie eine besonders schöne Raffung in ihrem ganzen Verlaufe zu sehen wünschten. Vorder-, Seiten- und Rückansicht des Kleides gaben die kleinen Modemodelle. Zu Tausenden wurden diese Terracotten in alle Weltteile verschickt, den Schönen des unterjochten Auslandes zum Vorbilde. Mit Roms Machtherrschaft über die verschiedensten Völker war nämlich auch seine Weltmodeherrschaft zugleich gefestigt. Die Weltmode, so sehen wir ja schon früher, geht mit dem Weltsieger. Die Römer waren klug genug, um zu wissen, daß kaum ein Ding so erfolgreich der Kultur und Politik eines Landes vorarbeitet, wie es die Mode tut. Mit und vor seinen Gesetzen führte Rom seine Moden und Sitten in die eroberten Länder ein. Das taten später ebenso die Gallier. Das tat König Ludwig XIV. und Kaiser Napoleon I.

In seinem schönen Werke »Beiträge zur Religionsgeschichte des griechisch-römischen Ägyptens« gibt uns Professor Wilhelm Weber eine Reihe von Illustrationen, die zum Gegenstand die römischen Modemodelle aus Terracotta haben. Weber nennt selbst diese an Grazie, Geschmack, Drapierungskunst und Linien-

adel vorbildlichen Figürchen »Modejournale« in Ton. In der Tat, das sind sie in Massen hergestellte billige Modelle der römischen Mode-Großindustrie, alle individuellen Schattierungen vertretend, die römischen Damen als Vorbild nehmend, für die ägyptischen Schönen vorzugsweise berechnet.

In der Nachhut der *Kriege* und der Krieger marschierte gewohnheitsmäßig der *Handel*. Mars und Merkur arbeiteten von jeher einander in die Hand. Des Handels gangbarste Objekte aber bildeten seit Menschengedenken Nahrung, Kleidung und Luxus. Sie waren den beiden Geschlechtern die unentbehrlichsten Dinge. Die Mode der Pelze kam schon mit dem Argonautenzug nach Kolchis. Der römisch-germanische Krieg brachte eine Menge von gefangenen Feinden beiderlei Geschlechts nach Rom. Die Römerinnen sahen, bewunderten und begehrten allsobald das reiche blonde Haar der deutschen Frauen. In kürzester Zeit bildete Blond die vorherrschende Modefarbe. Es gehörte zum guten Ton, goldblonde Haare und Perücken zu tragen.

Jedes Volk, das Rom sich unterworfen hatte, lieferte der römischen Eleganz neue Vorbilder zu ihren rasch wechselnden Moden. Bald trug die Mode am Tiber ein griechisches, bald ein orientalisches Gepräge. Bald entlehnte sie von den Ägypterinnen die durchsichtigen Flors, bald von den europäischen Nordländern ihre prächtigen Pelzverbrämungen. Man sieht: Rom gab das Vorbild für Paris.

Das Rom der Glanzzeit präsentiert sich — nach den hübschen Schilderungen in Meirottos »Sitten der Römer« — als ein ungeheurer Sammelort aller schönen Meisterwerke, die Griechenland und Ägypten hervorgebracht hatten. 489 v. Chr. bringen die Römer von dem eroberten Etrurien her tausend Statuen nach

ihrer Hauptstadt. Nach dem zweiten punischen Krieg führt Marcellus aus den Tempeln der eroberten Stadt Syracus eine Anzahl schöner Statuen nach Hause. T. Q. Flaminin brachte aus Mazedonien viele prächtige Gefäße, Bildsäulen und den schönen Jupiter Imperator in das Kapitol. (Nach Cicero.) Mummius ließ aus Korinth, Sylla aus dem eroberten Athen, Verres aus dem Tempel des Apollo zu Delos, ferner aus Chios, Erythräa, Halicarnassus, Tenedos und Samos eine Unmenge der künstlerisch hervorragendsten Säulen und Statuen nach Rom schaffen. Aus den Privathäusern in Sizilien raubte Verres Opfergefäße, Schüsseln und Opferschalen von auserlesen schöner Arbeit. Malta mußte diesem Feldherrn die kostbarsten Elfenbeinarbeiten, Syracus eine Reihe erstklassiger Gemälde überlassen.

Man besitzt nichts, ohne davon besessen zu werden. Die mit den fremden Kriegen ins Land geströmten fremden Kostbarkeiten beeinflußten die römischen Sitten gleichwie die Moden. Die Häuser wurden nun ausgemalt, die Fenster erhielten kostbarste Damastvorhänge, die Wände vergoldete Täfelung, die Fußböden wertvolle Mosaikarbeiten, die Bettgestelle der Frauen prangten in reicher Silber- und Goldauslegung, an den Fußgestellen ergläntzen Halbedelsteine in allen Farben, große Spiegel aus Silber schmückten die Wände. Wie die Wohnungen, so veränderten sich die römischen Kleider unter der Einwirkung besonders der griechischen und asiatischen Siege. Die Gewänder wurden reicher, bunter, freier, raschlebiger. Aus dem Orient bürgerte sich die verschwenderischste Perlenmode in Rom ein. Die Haare mit den seltensten Perlen zu durchflechten, gehörte zum guten Ton der schönen Römerinnen. Von Ägypten her kam die Mode der mächtigen Federaufsätze, sowie der im Haare getragenen Lotos-

blumen. Jede neu eroberte römische Provinz, jeder Triumphzug eines siegreichen römischen Feldherrn machte die abwechslungsfrohen Römerinnen mit neuen Mustern, das Haar zu knoten, zu schlingen, zu kräuseln, zu flechten, die Kleider zu drapieren, zu tragen, bekannt.

Bei den Atheniensern war es einige Jahrhunderte früher nicht anders. Ihre Siege brachten ihnen aus aller Herren Länder Tribut und Luxus. Aus Ägypten und Cypern, aus Italien und Sizilien sammelte sich in der Hauptstadt des Landes alles an, was der Kunstfleiß des geschmackvollen Auslandes an Schönem und Zierlichem hervorgebracht hatte. In einer Umgebung, wo alles, vom Größten bis zum Kleinsten herab, den Geist der Schönheit ausstrahlte, mußten das empfangende Auge und die schaffende Hand in jedem Augenblick von neuem zur Schönheit erzogen werden.

Alexanders des Großen Kriegszüge und Kriegsbeuten machten die Griechen mit den Kunstwerken und Werkkünsten der näheren und ferneren östlichen Völkerschaften vertraut. Den gelehrigen und dankbaren Schüler des großen Aristoteles begleiteten ständig Gelehrte und Künstler, die nach allem Ausschau hielten, was die besiegten Länder an wissenschaftlichen und geschmacklichen Werten aufzuweisen hatten. Diese Vorbilder des Schönen wanderten in die Heimat. (Wer denkt da nicht an die Eroberungszüge Napoleons, in dessen Gefolge ebenfalls die Wissenschaftler und Künstler nicht fehlen durften? Von Ägypten, von Italien, von Deutschland brachte Napoleon mit den Siegerlorbeeren die schönsten Meisterwerke nach Frankreich. Die infolge der Revolutionsgreuel arg darniederliegende französische Mode inspirierte sich wieder an diesen klassischen Vorbildern der Antike und der Renaissance.

Es entstand unter Napoleon die uns allen bekannte Mode des sog. Empire.)

Die *Kreuzzüge* des frühen Mittelalters rückten Orient und Okzident einander näher. Vom Morgenlande zurückkehrend, brachten die Ritter kostbare Stücke an prächtigen Seidengeweben und Luxusdingen mit nach Hause. So wurden in Europa die bunten und reichen Stoffe des Orients bekannt. Die Handelsschiffe des mächtigen Genuesen, Pisaner und Venezianer führten Ladung über Ladung der kostbarsten arabisch-sarazenischen Parfüms, Gewebe und Toilettengegenstände nach Europa. Bald machte sich das orientalische Vorbild in der weiblichen Kleidung der oberen Stände bemerkbar. Man kleidete sich allerorts reicher und farbenfreudiger. Die Stoffe gewannen an Zartheit und damit an leichterem Faltenfluß.

In *Spanien* hatten sich schon im zehnten Jahrhundert die Mauren festgesetzt. Mit ihnen kamen ihre reichgemusterten und kostbaren gestickten Stoffe ins Land. Als Ferdinand der Katholische im Jahre 1492 die Muselmanen aus Spanien vertrieb, blieb doch die einmal geweckte Vorliebe für das Orientalische zurück. Eine fast 600jährige Herrschaft der Mauren ließ ihre Moden und Gebräuche tief in die spanische Volkssitte sich einwurzeln. Heute noch lebt dieser Orientalismus auf der iberischen Halbinsel fort.

Die *italienische Vesper* des Jahres 1282, zu trauriger Berühmtheit gelangt durch ihre großen Menschenschlächtereien, trieb eine Menge von geschickten Textilarbeitern außer Land. In Lyon fanden sie liebevolle Aufnahme. Die kunstvollen seidenen Bänder und Stoffe, die diese Arbeiter herzustellen verstanden, machten bald den Namen Lyons bekannt.

Durch die blutigen *Hugenottenverfolgungen*, die in der schrecklichen Bartholomäusnacht (1572) ihren Höhepunkt fanden, war es Frankreich, das eine Unmenge von intelligenten Untertanen aller Stände zur Landflucht zwang. Einen großen Teil dieser Flüchtlinge nahm Deutschland auf. Es waren fast durchweg Leute, die sich durch Fleiß und Geschmack auszeichneten. Was an ihnen Frankreich verlor, ist in materiellen Werten kaum auszudrücken.

Noch ein andermal hat sich Frankreich volkswirtschaftlich außerordentlich geschadigt, als es bei Ausbruch der großen *Revolution* den besitzenden Adel zur Emigration veranlaßte. In ihm verkörperte sich alles, was Kunst, Geschmack, Reichtum und Vornehmheit hieß. Im Jahre 1789 zählte man in Frankreich noch 150 000 Adelige mit einem schätzungsweisen Gesamtvermögen von 3 Milliarden 400 Millionen Francs. Von diesem Vermögen wurde beinahe ein Drittel, nämlich eine Milliarde 50 Millionen Francs, konfisziert. Das Jahr 1831 sah nur noch 75 000 Adelige in Frankreich, genau die Hälfte der einstigen Anzahl. Eine solche Selbstverstümmelung eines Volkes steht einzig da. Es ist fraglich, ob all die sozialen Errungenschaften der Revolution je gutmachen konnten, was Frankreich in seinem Adel an Kultur verloren hat. Ausgezeichnete Dienste haben viele Abkömmlinge dieser französischen Emigrierten unserem deutschen Kulturleben geleistet.

In der Mode hat die *gewaltige Abnahme des konservativen Elements in Frankreich* ihre tiefen, unauslöschlichen Spuren eingegraben. Ihre einst so großartige Stabilität und Selbstsicherheit war von dem Augenblick an dahin, da es im Volke an einer Oberschicht fehlte, die vermöge ihrer politischen und sozialen Tradition Fundament und Eckpfeiler der vornehmen Gesellschaftsmode bildete. Solange in Frankreich die Damen des Adels die

Mode regierten, trug deren Grundform stets ein vornehmes Gepräge. Erst die Republik brachte die vielen modischen Extravaganzen.

Was das europäische Mittelalter anbelangt, so hat es sich durch eine besondere Betonung der Individualität ausgezeichnet. Der Adel, die Orden, die Stände, die Zünfte, die Städte, die verschiedenen Landbezirke, alles kleidete sich individuell. Eine Buntheit sondergleichen herrschte. Nicht zuletzt waren es die Kriege zwischen Engländern und Franzosen, zwischen Deutschen und Italienern, die ein zusammengewürfeltes Vagantentum von herumziehenden Söldnern und fahrendem Volke heranzogen. Der bunte Mischmasch der europäischen Völker offenbarte sich naturgemäß am sinnfälligsten in der Kleidung. Von den durchziehenden fremden Heeren entlehnte die einheimische Kleidung bald dieses, bald jenes Stück. Die Züge von Kaufleuten, die aus dem italienischen Süden über Augsburg und Nürnberg nach dem hanseatischen Norden wanderten, machten die Frauen mit den italienischen Moden bekannt. Dazu kamen die vielen ausländischen Fürstenbesuche mit großem Gefolge und langem Aufenthalt, ferner die Kaiserkrönungen und Ritterturniere, die samt und sonders Gesellschaftsfeste großzügigster Natur darstellten und ihren Teil dazu beitrugen, den Moden ein wechselvolles Gepräge zu verleihen.

Auch *Kolonialkriege* haben öfters das Modebild stark beeinflußt. Nach der Entdeckung Amerikas wanderten Schiffsladungen voll Edelmetallen, Edelsteinen und Perlen nach der alten Welt. Magneten gleich zogen die Frauenkleider diese Kleinodien an. Das weibliche Prunkgewand erhielt dadurch den Charakter des Steifen und Überladenen. Namentlich Spanien und Italien bevorzugten eine mit schweren Gold- und Silberstickereien geschmückte Kleidung

Die *Entdeckung Indiens* durch Vasco de Gama (1498), die endgültige Unterwerfung Mexikos durch Ferdinand Cortez (1521) hatten zur Folge, daß die europäischen Trachten mit indischen Musselinen und mexikanischen Ornamenten sich vertraut machten.

Die Erfindung des *Feuergewehrs* und die damit verbundenen, neu eingeführten und strengeren militärischen Drillübungen waren es, die gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts die schlotterige Pludertracht der Landsknechte durch eine engere, zweckmäßigere Tracht ersetzten.

Die lustigste Schwenkung machte die Mode im sechzehnten Jahrhundert, als die *Spitzenfabrikation* aufkam. Bald hatten sich diese zart durchbrochenen Gewebe sowohl die weibliche als auch die männliche Mode erobert. Zivil und Militär trugen in gleicher Weise Spitzen. Bürger, Staatsmänner, Professoren, Stutzer, Offiziere bis in die höchsten Chargen hinauf paradierten mit den kostbarsten Spitzen. Auf dem Hute, an den Manschetten, am Saume der weiten kriegerischen Stulpenstiefel, an den Enden der Hosen, überall tummelte sich das lustige Volk der Spitzen. Der Offizier ging halb als Krieger, halb als Frau gekleidet (siehe Tafeln 34 und 35, Band I), und dies bis ins folgende Jahrhundert hinein.

Im siebzehnten Jahrhundert ging mit der politischen Machtherrschaft, vorbereitet durch glänzende Siege, auch die Vorherrschaft des Geschmackes und der Mode von Italien auf Frankreich über. Von dort aus eroberte sich die französische Mode im Sturm das deutsche Kulturgebiet. Die Residenzstädte ergaben als die ersten, die freien Reichsstädte als die letzten ihre Gefolgschaft zu. Städte wie Straßburg, Ulm, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Bremen wußten sich am längsten gegen die Einführung fremder Moden zu wehren.

Ein so brutaler Geselle, wie es der *dreißigjährige Krieg* war, mußte Trachten und Moden in ihrem innersten Kerne berühren. Die Calot'schen Stiche beweisen dies am augenfälligsten. Der Geschmack verwildert, die Mode mit ihm. Sie ist ja sein erstes und nächstes Objekt. Die gleichen Erscheinungen traten auf, wie sie später wieder die französische Revolution im Kleidwesen zeitigte. Die Haare hingen in Strähnen über die Gesichter herunter, die unmöglichsten Kleidelemente fanden sich an demselben Körper zusammen. Die Alter, die Geschlechter, die Nationalitäten, die Stoffe, die Zierate, die Schnittformen, alles wurde so wahllos ineinander geschachtelt, daß ein ungeheuerlicher Kleidwirrwarr entstand. Spitzenkragen und Bauernkittel, hohe Stulpenstiefel und rosa Seidenbänder, reiche Goldbordüren und Löcher in der Kleidung, altmodisch gestutzte Gesten und Posen neben einem Saubirtenjargon die damalige Welt fühlte nicht den himmelschreienden Kontrast einer Gewandung, die in ihrer Kostbarkeit das ihr innewohnende Vagabundentümliche nur um so drastischer hervortreten ließ. Dandy-Krieger-Abenteurer-Wagehals-Schürzenjäger-Globetrotter-Kavalier-Bramarbas, das ist ungefähr das würdige Konglomerat, das sich im männlichen Modetypus des dreißigjährigen Krieges ein Stelldichein gab.

Wir machen einen Zeitsprung von anderthalb Jahrhunderten. *Napoleon* zieht mit seinem Heere nach Ägypten, und die indischen Schals, die seine Offiziere von dort nach Hause schicken, erregen das Entzücken der französischen Damenwelt. Sie werden Mode. Die echten Gewebe sind für viele Frauen unerschwinglich. Die Mode-Industrie greift zu Imitationen. Die Damen tragen »robes à l'Egyptienne«, »fichus au Nil«, »bonnets au Crocodile«. Die Farben »Ägyptische Erde«, »Rosenstrauch vom Nil« werden hochmodern.

Das Jahr 1804 Napoleon macht alle Anstrengungen, gegen die Engländer eine genügend starke Flotte zusammenzuziehen, um eine Landung an deren Küsten zu erzwingen. In England selbst ist von nichts anderem die Rede als von Krieg. Wir graben einen deutsch-englischen Modebericht aus jener Zeit aus. Darin heißt es: »Die gegenwärtigen kriegerischen Zeitumstände und der britische Patriotismus zeigen sich immer deutlicher . . Der *kriegerische Schmuck der Damen* verdrängt täglich mehr und mehr die seither gewohnten Formen. Zu den Nadeln in die Halstücher und dem Haarputz werden gegenwärtig am häufigsten Schwerter gewählt, auf welche man die größte Sorgfalt verwendet . . Goldene Anker- und Ringkragen, mit patriotischen Sprüchen, Fächer, auf denen das Lagerleben der Volunteers (Freiwilligen) dargestellt ist, werden Mode. »Alles spricht hier fortdauernd von dem Kriege und den kriegerischen Zurüstungen. Unsere Manufakturisten, Fabrikanten und Modehändler ermangeln nicht, diese Stimmung auf jede erdenkliche Art zu ihrem Vorteil zu benützen. Ganze Reihen von Kramläden und Kaufmannsgewölben paradieren mit dem Aushängeschild »*Military*«.«

Auch der *Krieg der Verbündeten gegen Napoleon* hatte in der Mode sein starkes Echo gefunden. Im Jahre 1813 trugen die Pariserinnen Girlanden à la Wellington, Mäntel à la Blücher und Hüte à la Platow. Ein Jahr darauf erschien in Deutschland ein Werkchen »*Das deutsche Feyerkleid*, zur Erinnerung des Einzuges der Deutschen in Paris vom 31. März 1814, eingeführt von deutschen Frauen«. Einige deutsche Damen trugen das neue Madell. Aber kaum war ein Jahr vergangen, da gehörte dieser patriotische Modeausklang des Befreiungskrieges schon wieder der Vergessenheit an.



Aus Wiener Mode
Lipperheide'sche Kostumbibliothek, Berlin

Die *deutschen Siege* hatten dennoch eine nachhaltige Wirkung auf die Frauenmode ausgeübt. Denn die französische Mode der Restaurationszeit wies in ihrem biedermeierlichen Gepräge einen entschieden *deutschen* Einschlag auf. Paris besaß nach den vielen, seine Bevölkerung schwächenden napoleonischen Kriegen nicht mehr die schöpferische Kraft zu einem geschmacklich organisierten Modenwechsel großen Stils. Traurig seufzt das schon erwähnte Journal «La Mode»: «die vaterländischen Schicksalsschläge haben das Genie der Mode in Verwirrung gebracht». Aber trotz aller Schwäche vergaß Paris nicht, daß das Prestige unter Umständen mehr wert ist als die reale Macht. Die deutsche Biedermeiermode segelte ruhig unter der französischen Flagge weiter (siehe Tafeln 1 bis 5, 17, 18, 29, 41) Mit anderen Worten: Frankreich sicherte sich den Hauptnutzen dieser vom deutschen Wien ausgehenden Mode. Ludwig XVIII., das Vorbild feiner Eleganz und Manieren, tat jedenfalls sein Bestes, den alten Glanz der französischen Mode durch eine wohldurchdachte Luxuspolitik neu herzustellen Ganz besonders unter der schönen Kaiserin Eugenie erlebte die Mode wieder einen hohen künstlerischen Aufschwung, um jedoch im Jahre 1870 einem vollkommenen Geschmacksrückschlag zu unterliegen, von dem sie sich bis auf den heutigen Tag nicht wieder zu erholen vermochte.

Es ist in mehr als einer Hinsicht interessant, dem Einfluß des *Krieges von 1870/71* auf die Frauenmode nachzuspüren. – Noch in seiner zweiten Mai-Nummer des Jahres 1870 als es in Paris schon gewaltig gärte, schreibt der in Modesachen führende ausgezeichnete «Moniteur de la Mode», daß die politischen Unruhen keinen Augenblick die Eleganz der Mode zu beeinträchtigen vermöchten Die Frauen würden sich nicht im mindesten um die

großen sozialen Fragen kümmern. Die Arbeiterstreiks, die Aufrührer und ihre Bomben seien für sie nur Dinge von untergeordneter Bedeutung. Die Damen brauchten nur für ihre äußere Erscheinung Sorge zu tragen, und sie täten dies auch. Mit Politik habe die Mode nichts zu tun.

Die Ereignisse redeten eine ganz andere Sprache und Logik. Sie bewiesen Schritt nach Schritt, daß die Mode nach dem Takte von Politik und Krieg marschieren mußte.

Der Krieg ist ausgebrochen. An der Grenze fallen die ersten Verwundeten. In allen Zeitungen wird die Frage erörtert, inwieweit sich die Frauen am Samariterdienst beteiligen sollen. Es melden sich eine Reihe von Damen aller Stände. Der erste Gedanke gilt der Hilfe, der zweite aber schon der Koketterie. Oder gar ist das Umgekehrte der Fall. Denn sofort tauchen die hochwichtigen Fragen in der Öffentlichkeit der Modejournale auf: Wie kleidet uns die neue Tracht der Krankenpflegerin? Welchen Eindruck macht sie? — — Echt französisch!

Von Seiden und Blumen weg eilen die Damen zum Kriegsschauplatz. Ist es der Abwechselungstrieb, ist es der höhere Wunsch der freien Opferwilligkeit, der sie dorthin gehen heißt?... Jedenfalls kehren viele nach kurzer Zeit schon enttäuscht zurück. Die Schrecken des Schlachtfeldes nahmen keine Rücksicht auf Schönheit und Mode.

Die Todesnachrichten mehren sich. Manche Familie hat schon den Vater, den Gatten, einen Sohn verloren. Die Todesanzeigen folgen einander rascher, summarischer. Die schwarze *Trauerfarbe wird Mode*!

Die Modezeitungen geben die näheren Trauervorschriften heraus. Für den Vater hat man sechs Monate lang strenge Trauer

anzulegen. Als Kleidstoff wählt man schwarzes Leinen oder gleichfarbige Crêpe. Die nächsten drei Monate trägt man schwarze Seide, das letzte Vierteljahr gehört der Halbtrauer. Für die Trauer um Brüder sind matte Garnituren am Kleide vorgeschrieben. In den Theatern werden patriotische Stücke gespielt. Die Marseillaise und Gounods Hymne »A la frontière!« ertönen überall. Es finden Wohltätigkeitsvorstellungen zugunsten der Verwundeten und ihrer Familien statt. Die nicht trauernden Damen dabei immer noch in Grande Toilette.

Endlich, endlich geben die führenden Modejournale ihren Leserinnen den dringenden Rat, in ihrem eigenen *moralischen* Interesse während der Dauer des Krieges zu einer größeren Einfachheit zurückzukehren (*d'affecter une grande simplicité*). Das ist einfacher geraten als getan. Der Moniteur schreibt, durch die dunklen Kleidgarnituren gewännen die Frauen an Distinktion, was sie an kokettem Aussehen unter Umständen einbüßen müßten. Die Philosophie des »Man trägt!« bestimmt die Damen der vornehmen Gesellschaft, schwerern Herzens dem Toilettenluxus zu entsagen. Und bald trägt »man« wirklich nur noch dunkle Samte auf Musselinen, Spitzen auf Leinwandstoffen und Goldschmuck auf Wollgeweben. Das hieß schon viel euch dem ungemeinen Glanz und Prunk der bisherigen Toiletten.

Zu schnell war dieser durch die traurigen Ereignisse des Krieges verursachte Modewechsel eingetroffen. Die Mode macht sonst nie einen Sprung. Hier mußte sie ihn tun. Und sie tat ihn, sehr zu ihrem ästhetischen Schaden. Der krasse Übergang von gestern auf heute, von den glänzendsten Farben zu den mattgedämpften, dunklen und schwarzen Tönen kam zu unvorbereitet, als daß die Pariserinnen genügend Zeit gehabt hätten, die einzelnen

Elemente der Mode in richtigem Verhältnis aufeinander abzustimmen. Mehr und mehr wurde der bisher so hoch entwickelte Geschmack in den Hintergrund gedrängt. Die Textilindustrie arbeitete natürlich nur mangelhaft oder gar nicht. Die Arbeiter taten als Vaterlandsverteidiger Kriegsdienste. Die Musterzeichner die Stoffabrikanten, die Modeschneider waren ebenfalls in der einen oder anderen Weise durch den Krieg in Anspruch genommen. Das Modeschiff fuhr ohne Steuermann und Steuer. Die bis dahin geschmackvolle Modeform kam ins Wanken. Der Geschmack wurde unsicher. Die Zeit, die Lust zum Modestudium fehlte. Schon im September 1870 nimmt das Modebild den Charakter des Bizarren an. Es paßt nicht mehr zum Wesen der ehemals so fein empfindenden Pariserin. Röcke, Schleifen, Puffen, Volants fangen an, in formlosem Kunterbunt einander zu durchkreuzen.

Die Pariserin verfällt, je naher die feindlichen Truppen gegen die Hauptstadt rücken, je mehr einem Zustande der Niedergeschlagenheit. Nur vom Auslande her, von England, von Amerika, von Belgien treffen noch vereinzelt größere Modeaufträge ein. Die Journale bringen deren Illustrationen. Paris, die zweihundertjährige Modestadt, kümmert sich fast nicht mehr um modische Angelegenheiten. Ein trauriger Gemütszustand, einem Katzenjammer vergleichbar, bemächtigt sich der schreibenden und der lesenden Welt. Die Geldmittel fangen an, sehr knapp zu werden. Die Modeblätter, die noch vor einem halben Jahre die Damenwelt zu den luxuriösesten Toiletten ermuntert haben, klagen nun selbst über die einstige Modeverschwendung, die Familien untergrub, Frauen entehrte, Kinder zu Waisen werden ließ. »Wie viele ruinierte Haushalte seit einigen Jahren durch dieses allgemeine Bedürfnis, zu glänzen und zu gefallen! Welch allgemeine De-

moralisation, von der Arbeiterin angefangen bis zur Patrizierin hinauf!» So jammert der Moniteur. Die elegante Modedame von gestern hatte den Mutterinstinkt unterdrückt, sich um die Pflicht der Hausfrau nicht bekümmert. Man sah sich und man wollte als Cocodette genommen sein. Die Toiletten durften nur aus Schneiderateliers mit großen Namen beschafft werden. Das neue Kleid mußte vollständig «médite», noch nicht dagewesen sein. Ein frivoler, leichter, hochmütiger Geist — wir folgen den weit verstreuten Aufzeichnungen des Moniteur de la Mode — hatte sich in der mondänen Eleganz eingenistet. So war es bis Ende 1870.

Vom September desselben Jahres bis zum April 1871 stellen alle Modejournale ihr Erscheinen ein. Der Stoff bleibt aus, es sind keine Vorbilder da, keine Leserinnen, keine Abnehmerinnen.

Während der Belagerung von Paris gehen die Frauen in tiefes Schwarz gekleidet, in lange Mäntel gehüllt. Ihre Hauptbeschäftigung bildet die Beibringung von Nahrung. Man streitet sich um dürftige Zwiebeln, um einen mageren Kohlkopf. Hunger und Kälte herrschen. Überall fehlt es an Heizmaterial. Selbst die Wäsche muß mit kaltem Wasser gereinigt werden. Wie selig sind die vormals so verschwenderischen Damen, wenn sie ein paar wärmende Sonnenstrahlen erhaschen, um daran die frierenden Hände zu wärmen. Seit dem 4. September ist Frankreich eine Republik. Innere politische Kämpfe durchzucken das Land. Bürger töten Bürger. Düster ist die allgemeine Lage. Düster ist die Kleidung von jung und alt. Der Krieg hat die ganze Pariser Eleganz ertötet.

Kaum aber ist der Friedensschluß da — die Landestrauer herrscht noch allerorten —, da mischt sich schon die Farbe Weiß in die Kleider. Die Mode schreibt zuerst Schwarz mit Weiß

und bald darauf Weiß mit Schwarz vor. Allmählich trauen sich die übrigen Farben schüchtern hervor. Braun, Violett und Blau sind die ersten lebhafteren Farben, die in Mode kommen. Die Mode selbst ist noch vom Kriege her zu stark erschüttert, ihre Nerven sind noch zu sehr gereizt von den Kanonenschüssen. Aber schnell erholt sich Paris.

In Nizza unten tragen die vornehmen fremden Damen die ausgesucht elegantesten Toiletten. Von England her organisiert sich Luxuszug nach Luxuszug, um die schaugierigen Londoner nach dem zerschossenen Paris zu führen. Ungeheure Fremdenströme ergießen sich nach der französischen Hauptstadt. Gold in Fülle dahin tragend. Unvergleichlich schnell ermuntert sich Paris. Was an den Krieg erinnert, sind bald nur mehr die militärischen Abzeichen und Uniformstücke, die sich in die Frauenmode hinüber gerettet haben. Die Pariserinnen tragen die Westen der Chasseur-Offiziere, sie gehen als Husarenleutnants, als Obersten der Mobilgarde gekleidet. Die *Mode* funktioniert als *lebendige Kriegs-Chronik*.

Ein wenig *später*: Der Schmerz des männlichen und weiblichen Frankreichs um die verlorenen Provinzen Elsaß und Lothringen symbolisiert sich in der folgenden Trauermode. Und auch die *deutschen Damen*, diese Mode aufnehmend, beteiligen sich an Frankreichs lauter Trauer um unsere Eroberung!!!

Die Mode *nach 1870* trägt den Charakter des Zerrissenen, des Willkürlichen (siehe Tafel 39). Sie ist ganz aus dem Gleichgewicht geraten. Selbst die einst so hervorragend schönen Kupfer eines Jules David im »Moniteur de la Mode« haben an Geschmack außerordentlich verloren. Die Mode hat ihre künstlerische Einheit eingebüßt. Sie behängt sich mit Banalitäten, die nichts mehr



Aus Le Moniteur de la Mode, Juli 1871. Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.

mit Schmuck gemein haben. Alles am Frauenkleide folgt einem unsteten Zickzackkurs Verständlich. Der Geschmack braucht Ruhe und Sorglosigkeit, um sich ganz seinen Aufgaben hingeben zu können. Die geschmackliche Modekurve nach 1870 gleicht dem Diagramm des durch ein heftiges Erdbeben in Erschütterung geratenen Seismographen. Ende der siebziger Jahre behängt sich die Mode mit Bordüren und Stickereien, mit Diegen, die ganz und gar unpariserisch sind. Das Schreckgespenst des cul de Paris taucht auf.

Wie nach der französischen Revolution, so sah es nach dem deutsch-französischen Kriege in der Pariser Mode aus. Sie bot das Bild des heil- und hilflosen Wirrwarrs. Der Geist des Parvenühaften zog in sie ein. Die Frauen liefen in den schreiendsten Maskeraden umher und schleppten lange, wirre Stoffschwänze hinter sich her. Wüst durchbrochene Linien, abgehackte Formen, durcheinander schwirrende Stoffmuster balgten sich auf den Kleidern herum. Möglichst zerdreht, verrenkt, gewürfelt, quer- und längsgefaltet, das galt für vornehm und modisch. Frankreich wurde durch den Krieg zum dritten Male zur Republik, in die Mode aber zog die Herrschaft der tyrannischen Willkür, des schranken- und bedenkenlosen Anarchismus ein. Janet hat in der »Mode Artistique« aus dem zerrissenen Modebild immerhin künstlerisch noch so viel gemacht, als möglich war.

Daß die Kriege einen nachhaltigen Einfluß auf die Moden eines Landes ausüben, diese Erfahrung mußte auch ein so entferntes Land wie Japan machen. Nach dem *russisch-japanischen Kriege*, aus dem bekanntlich Japan siegreich hervorging, wich die ehemalige Einfachheit dieses Landes in Sitten und Kleidern dem Luxus, der von Europa her sich bald die oberen Stände des Inselreiches

eroberte. Die japanische Frauenwelt fing an, sich die europäische Mode zu eigen zu machen, sehr zu ihrem Schaden, dürfen wir behaupten. Und die Frauen des europäischen Kontinents wurden mit der japanischen Tracht des Kimonos von Paris her bekannt gemacht.

Kein politischer Sieg, der sich nicht in der Mode auf die eine oder andere Weise verstofflichte. Einen sprechenden Beleg dafür gibt der *Krieg zwischen den Balkanstaaten und der Türkei*. Die bulgarischen Waffen häuften Sieg auf Sieg. Als vollends die Feste Adrianopel vor ihnen kapitulierte, war alle Welt des Lobes und der Bewunderung voll gegenüber den Kriegserfolgen dieses tapferen Volkes. In Paris freute man sich ganz besonders, schon aus rein politischen Gründen, über die Siege der Balkanstaaten. Die Pariser Mode salutierte denn auch die letzteren dadurch, daß sie die *bulgarischen Farben* zur *Mode* der internationalen Gesellschaft erhob. Bulgarische Stickerei, bulgarische Schärpen, bulgarische Farbentriaden hatten sich die ganze mit der Zivilisation gehende weibliche Welt erobert. Die Dame, die nicht in ihrer Kleidung aller Welt sichtbar, dem kleinen Bulgarien ihre Reverenz erzeigte, mußte sich mit scheelen Augen ansehen lassen.

Hier lernen wir die *Mode* von einer eigenartigen Seite kennen: als eine Staats-Institution, die die Macht und die Autorität besitzt, *Völker zu ehren* oder sie totzuschweigen. Jedermann wird begreifen, wie angesehen und mächtig ein Land sein muß, das eine derartige Mode-Organisation sich zu schaffen weiß. Manchem Zweifler wird nun auch bewußt werden, welch ungeheure politischen und diplomatischen Vorteile die Mode ihrem Heimatlande vor allen andern Ländern ständig verschafft.

Auch das kleine Montenegro wurde durch den Balkankrieg des Jahres 1912 in seiner Tracht gewaltig beeinflußt. Vor Aus-

bruch des Krieges trug so ziemlich jeder Montenegriner die bübsche, reichgestickte, weite Nationalkostüm. Nach dem Kriege wurde es tausendfach ersetzt durch die kurze, enge Khaki-Uniform, die der einzelne Mann während des Krieges als Soldat getragen hatte und nun ganz einfach als Zivilkleidung beibehielt.

Wir haben an anderem Orte den Einfluß erwähnt, den die ganz Europa heimsuchende kriegerische Stimmung des Jahres 1913 auf die Mode ausgeübt hat. Die Militärvorlagen, die Heeres- und Flottenvermehrungen, die Erhöhung der Dienstzeit der Soldaten, die Wehrsteuer, dies alles kondensierte sich zu der französischen Mode der Leibraffungen. Dazu kamen noch die modernen »Helmfrisuren«. Nicht vergessen darf werden, daß zu gleicher Zeit in verschiedenen Ländern Europas der Ruf nach einer *Nationalisierung der Mode* laut wurde.

Nach dem Vorhergehenden leuchtet es ohne weiteres ein, daß auch der *gegenwärtige Krieg* die französische Mode stark beeinflussen mußte. In Farbe und Form, in Schnitt und Namen trug sie dem Kriege Rechnung. Den schottischen Hochländern gegenüber, die auf ihrem Wege zum Kriegsschauplatz die Hauptstadt durchzogen, bekundete Paris seine Sympathie, indem es das Schottenkäppi mit seinem flatternden Bandwerk zur Mode erhob. Zu Ehren des verbündeten Rußland und seiner Armee-Dampfwalze holte Paris wieder die russischen Kittel hervor. Den Belgiern, die auf seiten Frankreichs kämpften, tat die Pariser Mode die Ehre an, daß sie die blaugraue Farbe der belgischen Soldatenhosen modern werden ließ. Und als die superedle Italien dem erlauchten Vierverband beitrat, wurde ihm die große Huld zuteil, daß die französische Mode die mit stolzen Hahnenfedern geschmückten Bersaglieri-Hüte als hochmodern den Damen vor-

schrieb. Nach dem englischen Feldherrn Kitchener wurde ein besonderes Kostüm genannt, ein Khakikleid nannte sich à la French, und den französischen Generalissimus Joffre ehrte eine besondere Modefarbe. Das nennt man einen wirklichen embarras de richesse. Die Mode hatte alle Hände voll zu tun, um die französischen Bündnisse honoris causa stofflich zu registrieren. Wir beneiden sie darum nicht. Und unsere Damen befanden sich auch einmal ganz wohl, wenn sie die Bizarrerien einer sich überstürzenden Mode nicht mitmachten.

Der Krieg von 1914/15 berührte aber die französische Mode auch insofern, als er *in Deutschland* alle Kräfte mobilisierte, die geeignet sind, Deutschland und seine Frauen von den Überspanntheiten der gallischen Mode ein für allemal zu befreien. Daß diesmal ganze Arbeit geleistet wird, dafür werden berufene Frauen und Männer schon Sorge zu tragen wissen.

Unsere verehrlichen Leser, die bis hierher gefolgt sind, werden sicherlich mit uns die Meinung vertreten, daß die Mode ein selten getreuer Kultur-Reflektor ist. Kaum ein soziales Ereignis von Bedeutung, das von der Mode unbeachtet und unreflektiert bleibt. Die Mode müssen wir eben ein für allemal als *Satellit der öffentlichen Meinung* betrachten.

Seit Jahrhunderten trägt die Frauenmode französisches Gepräge. In Frankreich erdacht und hergestellt, repräsentiert die *französische Mode* in ihrem historischen Entwicklungsgang gleichsam die *Geschichte Frankreichs*, oder doch wenigstens die Weltgeschichte, im französischen Geiste gesehen und geschrieben. In keinem Geschichtsbuche kann die französische Vergangenheit so

deutbar anschaulich dargestellt sein, wie in dem sich ständig vollziehenden Wechsel der Moden.

Diese Mode, von ihren Widersachern so gerne leicht, launisch, unbeständig geheißen, ist, von einem ruhigen Fernpunkt aus betrachtet, streng in ihren Prinzipien, unabänderlich in ihren innersten Gesetzen, logisch in ihrem Wechsel, zeitbildgetreu in ihren Schöpfungen. In ihren Kleidwerken finden wir *Tageszeitung*, Wochenchronik und Jahrbuch vereinigt. Die Pariser Mode müßte ihrem Charakter untreu sein, wenn sie nicht eine vorwiegend Pariser Tagesgeschichte veranschaulicht hätte. Waffenerfolge, wissenschaftliche Entdeckungen, philosophische Ideen, technische Erfindungen, Ereignisse literarischer Art, Brände, Prozesse, Fürstenbesuche, Theatererfolge, Zauberei, alles fand in der mit dem Zeitgeist gehenden Frauenmode seinen markanten Niederschlag. In jeder ihrer Neuheiten wirkte die Mode zeitgemäß, das heißt das geistige, geschmackliche, sittliche Maß ihrer Gleichzeit widerspiegelnd.

Im Jahre 1721 vernichtet ein *Brand* in der Stadt Rennes 32 Straßen; sofort führt die Mode zur Erinnerung an dieses Ereignis Schmucksachen aus gebrannten Steinen ein. — Den *Rheinübergang* der französischen Truppen im Mai 1734 feiert die Mode durch »taffetas du passage du Rhin«. Seidene Bänder, auf denen man blaue Musketiere zwischen roten Zelten sieht, schmücken die Toiletten der Damen, und nicht nur der französischen, sondern auch der deutschen. — 1742 erscheint ein *Komet* am Himmel, und eine ganze Mode »à la comète« wirbelt empor. — Einige Jahre später bekommt Frankreich zum ersten Male ein leibhaftiges *Rhinozeros* zu sehen, und die Mode wird »à la rhinocéros«.

In den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts machte der berühmte Philosoph Jean Jacques *Rousseau* alle Anstrengungen, das Kind von den Manieren, den Kleidgefängnissen und den unnatürlichen, ihm gewaltsam aufgezwängten steifen Bewegungen der Erwachsenen zu emanzipieren. Es gelang ihm teilweise. Die kindliche Kleidung gewann an Freiheit und Leichtigkeit. Die erwachsenen Damen ehrten Rousseaus Vorschläge, indem sie im Jahre 1778 die sog. »Polonaises à la Rousseau« trugen. Als dann 1798 der »Emile« des Philosophen mit seinen prächtigen Ideen über falsche und richtige Kindererziehung zum Modegespräch von Tout-Paris wurde, erschien zum Zeichen, daß auch die allmächtige Kleidermode davon offizielle Notiz genommen hatte, die »Robe à l'enfant«.

Um das Jahr 1780 gehörte es zum guten Ton der Gesellschaft, Gespräche über *wissenschaftliche* Theorien, über Kunstangelegenheiten, über physikalische und chemische Entdeckungen zu führen. Man unterhielt sich über Moral, man wagte sich sogar auf das Glatteis der Metaphysik. »Die arme menschliche Vernunft«, schrieb ein Blatt aus jener Zeit, »sieht sich vor dem Tribunal des schönen Geschlechts examiniert, und ihr philosophisches Licht strahlt von den Toiletten der Damen wider«.

Beaumarchais' *»Hochzeit des Figaro«* erobert 1784 alle Gemüter. Die Mode kann nicht umhin, diesen *großen* Erfolg des neuen Theaterstücks in allen Tonarten zu wiederholen. Frisuren, Roben, Hüte, alles erscheint »en Figaro« oder unter dem Namen der bekanntesten Figuren dieses Stückes. So hatte zwei Jahre zuvor »Die neue Omphale« und ein Jahr vorher »Die Karawane von Kairo« solch große Erfolge, daß sie die Mode genötigt in ihren Sprach- und Formenschatz aufzunehmen geruhte.



Zwölf Coiffüren. Nach einem alten französischen Modekupfer

Im Jahre 1786 stirbt Friedrich der Große, drei Jahre darauf Karl III. von Spanien. Namentlich für die ersteren interessiert sich das französische Publikum in hohem Maße. Geschichten und Anekdoten über den großen Preußenkönig bilden einen sehr begehrten Lese- und Konversationsstoff der Pariser Gesellschaft. Bei Fritzens Tod macht die französische Mode ihm Honneurs, indem sie schwarz-weiß gestreifte Stoffe gleichsam als Halbtrauer einführt.

Die Mode als Chronistin der Tagesinteressen und täglichen Ereignisse von Bedeutung kann natürlich nicht jene ernstre und weittragenden Veränderungen an sich vornehmen wie jene Mode, die ganzen Kulturströmungen Ausdruck verleiht. Vornehmlich sind es die *leicht* zu verändernden Elemente der Mode, wie Frisur, Schmuck, Hut (siehe Tafel 40), Hutaufputz, Stoffarben und Stoffmuster, die die Schriftsätze zur vergänglichen Tageschronik abgeben. Die *Gesamtform der Mode* dagegen, ihre Silhouette, steht fast ausnahmslos mit einer größeren *politisch gearteten Idee* in inniger Verbindung.

Im Jahre 1793 tragen die Pariser Damen ihre Haare im Nacken kurz abgeschoren. Man nennt diese Haarmode »*à la victime*«. Tausende von Opfern hat das Fallbeil gefordert. Im Januar 1793 wird der König, im Oktober desselben Jahres die Königin Marie Antoinette enthauptet, die glänzendste Führerin, welche die Mode jemals besessen hat. Und die vornehmen Damen bezeigen ihre Sympathie und Ehrfurcht für ihre einstige Gebieterin, indem sie als sichtbares Symbol ihrer Treuer jene Frisur tragen, die zugleich an die schreckliche Todesart ihrer mutigen Königin erinnert. Auch hier waltet in der Mode, wenn auch nur dem Eingeweihten sichtbar, ein Stück Politik mit

Jede Mode verkörpert eine Sympathie oder eine gewisse Aufmerksamkeit für einen Vorgang, eine Persönlichkeit. Sogar dem verhaßten *Bismarck* konnten die Pariserinnen ihre Hochachtung nicht versagen. Ja, vielleicht war es sogar ein Gefühl der Bewunderung des Kernig-Männlichen in Bismarck, die zu der Mode des »Étoffe Bismarck« führte

Als gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts die *Pferderennen* von dem englischen Newmarket her in Vincennes eingeführt wurden, [zeigte sich ganz Paris aufs lebhafteste für diesen neuen Sport eingenommen. Herren und Damen bekundeten ihr Interesse an Pferden durch Tragen von Jockeimützen, Reitkostümen, Jagdanzügen welche die Mode, dem Zeitgeschmack *folgend*, dem weiteren Publikum *vorschrieb*.]

Gegen das Jahr 1813 sieht man hier und dort *chinesische* Ornamente in der Mode auftauchen. Wir forschen nach den Ursachen und finden, daß in den Jahren 1808 bis 1815 eine ganze Reihe bedeutender Werke über chinesische Sitten und Gebräuche, über chinesische Bauwerke, Porzellane, Lackarbeiten und Miniaturen in Frankreich erschienen sind. Da die meisten dieser Bücher in den führenden Modejournalen besprochen wurden, so konnte auch die Kleidermode nicht achtlos an diesem neuerweckten Interesse für chinesische Kultur vorübergehen.

So sehen wir die französische Mode den französischen Geist in seiner bildtreuesten Materialisation verkörpern. *Die Mode Frankreichs das ist Frankreich im Bild der Mode.* Wir, die wir diese Mode fast sklavisch mitmachten, wissen gar nicht, wie tief wir damit in der französischen Kultur befangen und gefangen waren.

Tun wir einen Blick in die Modeblätter der dreißiger Jahre des verflossenen Jahrhunderts, dann bemerken wir darin die

glänzendsten literarischen Namen vertreten. Eugène Sue, Honoré de Balzac schreiben für »La Mode«, Prosper Mérimée arbeitet für »Les Modes Parisiennes«. In der bekannten »Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode« begegnen wir dem Namen Grillparzers und anderer Dichter. Ein Zeichen, welch bedeutendes Ansehen die Modezeitschrift und damit auch die Mode damals bei den hervorragenden Geistern besaß.

Selten war eine Mode so glücklich in ihrem Gepräge, selten gab sie ein so harmonisches Bild von echter Weiblichkeit, von weiblichem Liebreiz, von Geschmack und Zartsinn wie die Mode des *Biedermeier*. Ein Blick auf diese Toiletten und Kostüme, und sofort offenbart sich der Geist der zu dieser Mode gehörigen Zeit. Aufs genaueste hatte das Kleid die Bildform des Kulturwillens getroffen. Blumenmuster bedeckten die feinen Stoffe. Blumen schmückten das Haar der Schönen, Blumen entwuchsen dem Busen und Gürtel. Blumen waren überall in der andeutungsreichen Schrift und Sprache des Biedermeier verstreut. Die Toiletten atmeten die duftigsten Farben. Jeder harte Ton war vermieden. Hellgrün, Rosa, Lichtblau herrschten vor. Namentlich aber die Farbe Weiß war allgemein beliebt. Den Schal des Großmütterchens kokett über den Arm gelegt, eine kostbare Spitzenmantilla geschmackvoll um den schönen Nacken drapiert, um den Hals eine Kette von Perlen, den Strohhut mit weißen Straußfedern verziert: anmutiger, einladender, anziehender, festhaltender konnte das Frauenbild jener Zeit sich wohl kaum darbieten.

Entsprechend der Toilette der Damen zeigte sich das Kostüm der Herrenwelt. Der lange Rock war sorgfältig in die Taille gearbeitet. Der feingebügelte Zylinder gab den würdigen Abschluß nach oben, das tadellose Schuhwerk bildete nach unten das elegante

Schlußzeichen der männlichen Figur. Die feinbehandschuhte Hand hielt die kokette Reitgerte. So repräsentierte sich der sehr gepflegte Herr Biedermeier. Man muß es ihm lassen, er verstand sich famos auf die Kunst der Kleidung. Wie nachlässig-vornehm wußte er sich in seinen mit farbiger Seide gefütterten Mantel einzuhüllen, dessen eines unteres Ende wie zufällig nach außen gekehrt war. Cäsar und Petronius zugleich, Künstler und Dandy, der eroberungslustige Faust und der resignierende Werther in einem.

Um die Mitte des Jahrhunderts tönt es einmal schrill aus den Modeblättern hervor. Dunkle Farben, geschmacklose Formen, männliche Art versuchen, sich in die weibliche Mode einzudrängen. Sie werden glücklich abgewiesen. Wir stehen im *Revolutionsjahr 1848*. Der Radikalismus hat sich auch einiger Frauen bemächtigt. Sie fordern — nach der »Gazette des Femmes« — erweiterte Bildungsmöglichkeiten, gleiche Löhne wie der Mann, die Freiheit der Eheschcidung, den Zutritt zu allen Berufen, ja sogar die öffentliche Ehrung der Dirnen. Die Frauenrechtlerinnen jener Epoche lassen den Schlachtruf »Krieg dem Barte!« ertönen. Warum gerade dem Barte? — Er bildet das auf den ersten Blick erkennbare, physiognomische Unterscheidungszeichen zwischen Mann und Frau. Sonderbar, gegen den Bart geht es in der Tat zu allen Zeiten, da die Frau das Machtszepter in Händen hat. Glattrasiert ist der Ritter des Minnezeitalters, bartlos der fein geschniegelte Mann des Ancien Régime. Dafür trägt er aber eine um so größere Perücke aus Frauenhaaren. Ohne Bart repräsentiert sich die männliche Welt des klassischen Landes der Suffragetten; bartlos erscheint der ganz unter dem Frauenregiment stehende Amerikaner.

Die 48er Politiker in Unterröcken hatten also so unrecht nicht, dem Bart beinahe vor dem Manne den Krieg zu erklären.

*

Die Mode, so sahen wir, hat die Revolutionen, die Kriege, die politischen Ideen, die zeitweiligen und zeitweilenden Kulturbestrebungen, den Pegelstand der schönen Künste, die Interessen und Ereignisse in einer Weise registriert und in ihren Kleidern zum Ausdruck gebracht, die unsere Bewunderung verdient. Es ist ein Genuß von besonderer Art, in diesem wechselvollen Spiel von auf- und niedertauchenden Modeformen dem Gang der Kultur nachzuspüren.

In vielem gleicht diese *Kultur* der *Mode*. Ihr »Fortschritt« ist nur eine neuartig erscheinende Wiederkehr von Altem. Das Alte aber zeigte sich in vielem besser als das Neue. Auch die Kultur schickt wie die Mode ihre geschicktesten Denker und Schöpfer in die literarischen und künstlerischen Museen, wo die erhalten gebliebenen Schätze des Altertums der weiteren und näheren Vergangenheit friedlich schlummern. Aus diesen alten Vorbildern entstehen neue, modifizierte, für die Gegenwart zurechtgerichtete Vorbilder. Genau wie in der Mode.

Wir drehen uns im Kreise, in Kreisen. In *großen* langsam, in kleineren rascher. Aber immer kommen wie wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück, jedoch etwas älter, etwas klüger, etwas reicher an Erfahrungen, etwas vor- und weitsichtiger. Es ist gut so, schon weil es gar nicht anders sein kann. Ueber allem und in allem, in dem Fortschritt der Kultur, im bunten Wechsel der Moden, im Tagesgeräusch unseres Schaffens und Schauens, im Erdinnern unseres Denkens und Fühlens thronen und wohnen die unveränderlichen, unentwegten, unbeirrten Naturkräfte, die

sich ihre Richtung selbst vorzeichnen. Wir nennen sie auch Gesetze. Zu diesen kehrt alles und jedes zurück, was von ihnen seinen Ausgang genommen hat, und das ist alles, was lebt und denkt und schafft und formt und neubildet.

Auch die Mode hat ihre großen und kleinen Kreise, die sie stets wieder zu ihrem natürlichen Entstehungspunkte zurückführen. Nach jedem scheinbar noch so bizarren Seitensprung lenkt sie wieder in ihre natürliche Bestimmungsbahn ein. In einer noch so gleichmäßigen *Entwicklung* gelangt die Mode zu einer kürzeren oder längeren Periode der *Verwicklung*. Aber nach jeder geschmacksumstürzenden Revolution kehrt eine vernünftige und künstlerische Evolution zurück. Das lehrt der Logos der Geschichte.

Man höre also mit dem bis zur Widerwärtigkeit oft gehörten Geschwätz auf, die Mode sei launisch wie eine hysterische Person, sprunghaft wie ein jähriges Fohlen und gesetzesbar wie das legendäre Chaos, das wahl nur in der Phantasie des ungeordneten Denkens besteht.

Die Mode hat ihre Launen, gewiß, sie hat aber auch ihre Gedanken, Ideen, Gefühle, Regeln, Gesetze und Periodizitäten, genau wie der Mensch, der sich seine Moden geschaffen hat. Die Mode, gleichwie die Kultur, das ist der Mensch, der Mann, die Frau, materialisiert in ihren Stoffen, die sie sich zu ihrem äußeren Bilde und zu ihrer inneren Bildung auserwählt haben.

Die *Geschichte der Moden und Trachten* ist gleichbedeutend mit der *Geschichte der Völker*. Die Geschichte der spanischen Tracht erzählt die Geschichte Spaniens. In der Geschichte der französischen Mode konterfeit sich die Geschichte Frankreichs. Wann wollen wir endlich einmal daran gehen, einer fernen Zukunft unsere Geschichte in einem eigenen Kleidsystem zu zeigen?

Solange die Pariser Mode das unfehlbare Orakel der Damen der Welt und von Welt bildete, solange waren Paris, seine Sprache und seine Sitte bei uns vorbildlich. Denn mit der Vorherrschaft der Mode ging regelmäßig die Vorherrschaft ihrer heimatlichen Kunst und Kultur. Der große Krieg der Gegenwart entscheidet nicht nur das Übergewicht der Waffen auf beiden Seiten der Völkerbünde. In seiner Weißglut bewährt sich erst das ethisch Vollwertige, das kulturell Hieb- und Stichfeste. Der Sieger wird es in der Hand haben, seine Gesetze, seine Sprache, seine Denkungsart, sein Trachten und seine Wesenstracht dem Besiegten aufzuzwingen. Nützen wir also die Wegzeichen der Geschichte, um ein Stück Volkszukunft uns für Jahrhunderte kulturell zu sichern.

IX. Kapitel

Tracht und Mode.

Trachten und Moden verkörpern Gegensätze — Mode ist Sache der freiwilligen gesellschaftlichen Übereinkommens. Tracht dagegen Zwangssache — Ständetrachten — Geschlechtertrachten — Die Mutter gegen die Dame — Enge Moden zeigen sich kinderfeindlich — Nationaltrachten — Vorbedingungen einer deutschen Mode — Die Trachten der Jahres- und Tageszeiten, des Ortes und der Gelegenheit, der Ledigen und der Verheirateten, der Charaktere und Persönlichkeiten — Die Tracht des Mannes über die Mode der Frau — Arbeits- und Sportstracht — Die Emanzipationsmode — Zwischen Trachten und Moden findet ein gewisser Ausgleich statt — Tracht und Konfektion — Die Tracht der Mutter als kommende Weltmode.

Tracht und Mode

Die Pole des Kleidwesens können wir Tracht und Mode nennen. Zwei schärfere *Gegensätze* sind kaum denkbar. Und dennoch verhält es sich hier wie so oft: diese Gegensätze sind aufeinander angewiesen, wenn jeder für sich überhaupt bestehen will.

Trachten sind kristallisierte Moden, und Moden andererseits sind fließend gewordene Trachten. Dort der Aggregatzustand *fest*, hier *flüssig*. Kaum eine Tracht, so sagten wie an anderem Orte, die nicht gelegentlich zur Allgemeinmode erhoben worden wäre. Kaum eine Mode von Bedeutung, die sich nicht irgendwo zur bleibenden Tracht versteinert hätte.

Während die Mode an einen ganz bestimmten Ausgangsort und an eine ebenso bestimmte Zeit gebunden ist, kennt die Tracht im allgemeinen diese Zeit- und Raumfesseln nicht. Sie ist Sache und Ausdruck einer bindenden *Idee*. Die Weltmode der letzten Jahrhunderte hatte zum Ausgangspunkt Frankreich, deutlicher gesagt Paris. Was nicht über Paris ging, konnte nicht Weltmode werden, denn Paris war deren anerkanntes Zentrum.

Die Mode ist an eine bestimmte Zeit gebunden. — Das weiß jede elegante, mit der Mode gehende Dame. Man zeige ihr einen charakteristischen Kleidschnitt, eine besondere Kleidform, und sie wird sofort das dazugehörige Jahr nennen. Die Mode verstofflicht

oben einen Gedanken, ein Interesse *vorübergehender*, gerade aktueller Natur. Wir haben gesehen, wie Frankreich bald dieses, bald jenes fremdländische Trachtenstück zur Allerweltmode erhob, weil es gerade seinen politischen oder wirtschaftlichen Interessen entsprach.

Im Gegensatz zur Mode sieht sich die Tracht, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, an keinen bestimmten Ausgangsort gebunden. Eine Tracht kann Jahrhunderte überdauern und Weltteile umspannen. Denn sie versinnbildlicht eine übergeordnete Idee, die unabhängig ist von Datum und Entfernung. *Gleiches Trachten schafft sich automatisch gleiche Trachten.* Und wo wir an verschiedenen Orten ungefähr gleichen Trachten begegnen, da dürfen wir als sicher voraussetzen, daß ungefähr gleiche Beweggründe und gleiche Anschauungen sich ihr gleiches Kleid ausgeprägt haben.

Eine Mode mitzumachen oder nicht mitzumachen, steht im Belieben jedes einzelnen. Eine Tracht dagegen ist in der Regel Sache der strengen Vorschrift.

Niemand kann eine Frau zwingen, einer ihr mißliebigen Mode Gefolgschaft zu leisten. Eine Frau, die sich beispielsweise nicht dazu entschließen konnte, das geschlitzte Kleid zu tragen, sah einfach über diese Mode hinweg. Sie zeigte durch ihre Abweisung eines derartigen Kleidungsstückes, daß sie von einer Gesellschaft nichts wissen wollte, die sich zum freien Geiste einer derartigen Mode bekannte. *Mode ist Gesellschaftsangelegenheit*, ist Etikette in Kleiddingen. Mode ist Taktsache, ist letzten Endes Geschmackssache.

Tracht dagegen ist Einheitsbekenntnis, ist freiwillige oder erzwungene *Unterordnung* einer bindenden Idee, einem gegebenen

Versprechen gegenüber. Die strengen Regeln eines Ordens kommen in der sichtbaren Gleichtracht seiner Mitglieder zum Ausdruck. Die bindenden Vorschriften einer Anstalt kennzeichnen sich in dem Trachtkleide, das an allen Zöglingen oder Insassen das gleiche Gepräge aufweist. In einem Regiment, wo einer wie der andere sich nach demselben Reglement zu richten hat, muß auch einer sich kleiden, wie der andere sich kleidet. Die gleiche Disziplin erfordert die gleiche Einheitsform der Kleidung, verlangt die kleidliche Uni-Form, das will sagen: die Einheitsform, die Form der Einmütigkeit, der Einwilligkeit.

Eine Tracht symbolisiert die herrschende *Ein-Tracht*. Die Sprache gibt uns recht. Wo Ideen der Gemeinsamkeit sich eine Gemeinde bildeten und erhielten, da taten sie es im Kleidbilde der uniformierenden Tracht. Wo große neue Ideen hervortraten und sich ausbreiteten, da wählten sie, werbend und sammelnd, testierend und protestierend, sich als sichtbares Gemeinzeichen die gleiche Kleidung aus. Mit in erster Linie war es das Gewand, das der werbenden Religionspolitik des aufkommenden Christentums Dienste leistete. Dem blinkenden Schmuck entsagend, die laute Farbe vermeidend, die herausfordernde Koketterie hassend, so trat die neue Christentracht in denkbar scharfen Kontrast zu dem luxuriösen, verweichlichten, verweiblichten Kostüm der epikuräischen Römer und Römerinnen.

Die Religion der Mäßigkeit und der Entsagung duldete keine übertrieben kostbare Gewandung. Die Kleidung mußte der Gesinnung entsprechen. Einen Menschen in prunkendem Kostüm können wir uns nicht vorstellen als einer Mäßigkeitsbewegung angehörend. Aber eine Persönlichkeit, deren äußeres Bild Ruhe und Einfachheit atmete, Bedürfnislosigkeit und Bedürftigkeit ver-

riet, eine solche Persönlichkeit konnte zum mindesten den antiluxuriösen, verinnerlichenden Bestrebungen der aufkeimenden neuen Religion seine Sympathien nicht versagen.

Eine Reformreligion wie die des Christentums mußte sich inmitten eines genußfrohen, sitten- und glaubenslosen Römertums gewaltig in acht nehmen, wenn sie bei ihrer unausgesetzten Werbetätigkeit sich nicht allseitige Feindschaft zuziehen wollte. In Lebensgefahr schwebte jeder, der es wagte, die »staatsgefährlichen« Ideen des neuen Glaubens dem lauten oder geschriebenen, überall faßbaren Worte anzuvertrauen. Man nahm daher zum andeutenden kleidlichen Geheimzeichen seine Zuflucht. Es war nicht so verräterisch wie das Wort und übernahm den Erkennungsdienst der Gleichgesinnten und ihre Anwerbung.

Die Tracht ist Zwangssache — äußerer oder innerer Natur. Ein in der ganzen Welt und unter allen Kulturbedingungen bestätigter Erfahrungssatz besagt, daß gleiche Triebkräfte und gleiche Widerstände gleiche Formen zeitigen. Gleiche Charaktere, gleiche Alter, gleiche Stände, Berufe, Klassen, Kasten, Gewohnheiten, Zwecke, Ideen, politische Anschauungen streben gleichsam instinktmäßig zu gleicher Kleidung. Mit derselben inneren Selbstsicherheit geht dieser physiologische und psychologische Prozeß vor sich, wie jener, der gleichen Funktionen ihre gleichartigen Organe sich ausbilden heißt. Ein gut Teil der menschlichen Kleidung wird also auf automatisch-biologischem Wege schon bestimmt.

Das Eigentümliche der Tracht kennzeichnet sich darin, daß sie jede Individualität ausschließt, während die Mode von ihren einzelnen Anhängern und Anhängerinnen geradezu verlangt, daß sie das Urmodell, jeweils persönlich variiert, umgestalten. Tracht fordert also ein gewisses Schema. Mode dagegen weist ein solches ab.

Die Tracht verkörpert eine *starre* Idee der Ordnung, der Zweckmäßigkeit, des Bekenntnisses, des Standes usw., die Mode dagegen verstofflicht einen politischen Gedanken, ein wirtschaftliches Gelegenheitsinteresse, einen sozialen Wunsch *vorübergehender* Art. Die elegante Mode bringt jene Interessen zum Kleidausdruck, die die gesellschaftliche Welt in buntem *Wechselspiel* erfassen und umfassen. In den Trachten dagegen äußern sich Rechte und Vorrechte, die Menschenalter und Jahrhunderte überdauern können. Wir brauchen nur an die kirchlichen, an die Ordens-, an die Hof-, die Gelehrten-, die Zunfttrachten und andere zu denken.

Moden sind Angelegenheiten des freiwilligen gesellschaftlichen Übereinkommens. Trachten sind Stoff gewordene Rechtsanschauungen. Daher ihr ausgeprägtes Stufensystem von grad- und rangweisen Schmuckauszeichnungen. Jedes besondere Vorrecht beim Militär zum Beispiel besitzt seinen ganz besonderen Knopf oder Stern, seine Tresse, sein Achselstück, sein silber-, sein goldfarbiges Material, seinen bestimmten kleidlichen Auszeichnungsort. Trachtabzeichen bedeuten Rechte und Vorrechte, symbolisieren Machtbefugnisse verschiedenen Grades. Das war einst, als die vornehme Gesellschaft sich beinahe hermetisch nach unten hin abschloß, im sozialen Leben ebenso. Daher die vielen Kleiderverordnungen, die vorschrieben, was jeder, seiner sozialen Stellung, seinem Namen, seinen Standes- und Geburtsvorrechten entsprechend, an Edelstoffen und Edelmetallen tragen durfte. Man glaube nicht, daß nur der Adel seine Klassenvorrechte kleidpatentlich besonders schützte. Die bürgerlich-handwerklichen Zünfte standen ihm in dieser Hinsicht um kein Jota nach.

Trachten sind, wo sie auftreten, konservativer Natur. Das Beständige und Bodenständige kommt in ihnen zum Ausdruck.

Ihre Welt ist eine in sich abgeschlossene und abgerundete. Ihr Kleid ist Bindemittel nach innen und Schutzwall nach außen. Ihr Inhalt ist Gleichartigkeit. Deshalb ist es fast nicht möglich, Trachten willkürlich in ihren wesentlichen Bestandteilen zu ändern. Es gehört schon die Sturmgewalt von sozialen oder politischen Umwälzungen dazu, um alte Trachten durch neue zu ersetzen oder sie ganz abzulösen. So räumte die französische Revolution mit Dreispitz und Kniehose als Trachtabzeichen des bevorrechteten Adels auf. Bemerkenswert ist, daß diese Kleidstücke sich bis in unsere Gegenwart hinein in jenen sozialen Gemeinschaften erhalten haben, die von den Revolutionsstürmen unberührt geblieben sind. Im königsgetreuen Heere, in der hohen Beamtenschaft, in der staatlichen Gelehrtenwelt sind immer noch Kniehose und Dreispitz zuhause. Hier wollte man nichts von Umsturz wissen und behielt zum Zeichen seiner alten Anschauung auch seine alten Trachtabzeichen bei.

Der chinesische Zopf, dieses politische Trachtwahrzeichen des autokratischen Reiches der Mitte, fiel erst, als mit der Revolution die verschwommenen europäischen Freiheitsgedanken in China die Oberherrschaft gewannen. Und der weibliche imponierende Reifrock des Rokokos, die Tracht der weltgebietenden Frau, mußte in dem Augenblick von der Weltbühne abtreten, da die Frau aufhörte, das Szepter der Kultur in ihren Händen zu halten. Als die dünne, enge, durchsichtige Flortracht der weiblichen Kleidung der Nachrevolutionszeit aufkam, hatte eben das Weib aufgehört, Frau zu sein, und begann, Weibchen zu werden. Wir sehen, scharfe Kulturabsätze schaffen sich ihre Trachten als Grundlagen der daran emporrankenden Moden.

Wir redeten von Stände- und Ordenstrachten. Ebenso kennt die Kostumgeschichte von altersher ihre genau bestimmten

Geschlechtertrachten. In diesen hat sie, auf den ersten Blick erkennbar, den männlichen Teil vom weiblichen durch ganz besondere Trachtenmerkmale geschieden. Wir haben im vorhergehenden Bande gesehen, wie naturlogisch diese durch das Kleid gekennzeichnete äußere Geschlechtertrennung ist. Wir sahen auch, wie nur dekadente Zeiten es waren, die die kleidlichen Geschlechtermerkmale durcheinander warfen. Sie vermännlichten das weibliche Kostüm durch Herübernahme von maskulinen Kleidzeichen und verliehen parallel damit dem männlichen Kostüm ein weibliches Gepräge. Wir sagten auch, daß es Aufgabe der staatserhaltenden Organe sei, auf solche Trachtverwischungen ihr Augenmerk zu richten, resp. diese, wenn sie allzu kraß in die Erscheinung treten, unmöglich zu machen.

Die Kleidung tönt stark auf das Innerste der menschlichen Natur ab. In einem männlich gearteten Kostüm muß sich das Weib vermännlichen, genau so wie sich weibisch kleidende Männer mit der Zeit zusehends effeminieren. Beide Teile entwickeln sich zu Typen, die vom staatssoziologischen Standpunkte aus nicht nur nicht vollwertig, sondern schädlich genannt werden müssen. Das letzte Jahrzehnt hat auf dem Gebiete der Sitten und Moden eine solche Begriffsverwirrung hervorgebracht, daß es niemandem mehr eingefallen ist, auf derartig verdächtige Geschlechter- und Trachtenverwirrungen zu achten. Nicht oft genug können wir darauf aufmerksam machen, daß *von Amerika her* die größte Gefahr innerhalb der trachtlichen Geschlechterverwischung droht. Dies wird auch nach dem Kriege weiterhin der Fall sein. Machen wir bewußt gegen solche minderwertigen Kulturerscheinungen Front. Wir alle, auch die Konfektion eingeschlossen, die so gerne mit Amerika liebäugelt.



Aus Le Moniteur de la Mode, 1845—46. Lipperheide'sche Kostümbibliothek Berlin.

Ebenfalls schon in einem anderen Zusammenhang haben wir darauf hingedeutet, daß die verschiedenen *Frauentypen* sich die Herrschaft innerhalb des Mode streitig machen. Einmal ist es die *Frau zwischen dreißig und vierzig Jahren*, die das äußere Bild der Mode auf längere Zeit hinaus bestimmt. In solchen Zeiten zeigt das Frauenkleid gewöhnlich alle Merkmale des Getragenen, des Würdevollen, des Sittlichen, des Mütterlichen. Dies kommt zum Ausdruck in einem Kostüm oder besser: in einer Tracht, die eine weitausladende, ruhige Form aufweist.

Zu anderen Zeiten dagegen ist es das Weibchen, das Schmuck und Bau der weiblichen Mode beherrscht. Es verschwinden dann, eines nach dem andern, am Frauenkleide alle Merkmale der sittlichen Größe und Würde. Was bleibt und systematisch weiter vervollkommnet wird, das ist das Stoffregister jener Lockungen und sinnlichen Reizungen, die gewisse Dämchen notwendig haben, um ihre leiblichen Vorzüge laut zu plakatieren. Kommen solche Kulturströmungen obenauf, dann ist es die *Tracht der Dirne* innerhalb der Mode, die ihre Autorität auf längere Zeit hinaus geltend macht.

Wir haben an anderer Stelle das Rom der Kaiserzeit, das französische Directoire und den internationalen Mischmasch des letzten Jahrzehnts beschrieben. Alle drei einander sehr ähnelnden Kulturepochen haben auch die gleichen Trachten sich kulturautomatisch geschaffen. Die Tracht der Dirne bestimmte das weibliche Modebild, weil die Dirne in der modeangebenden französischen Republik alles zu sagen hatte. Die *Mutter gewordene Frauenwelt* mochte *gegen die Dirnenmode* noch so sehr sich sträuben, es half ihr nichts. Zwei Faktoren hätten von Grund auf geändert werden müssen, wenn die Mode ihr entgegen-

gekommen wäre: entweder mußte Paris von seinem Modethrone gestürzt werden, oder es mußte ein ganz anderer Zeit- und Kulturgeist heraufdämmern, der den Müttern wieder jenen Einfluß gab, den sie von Naturrechts wegen auf die Gestaltung der Sitte und Kultur ausüben sollen. Beide Tatsachen dürften heute eingetroffen sein. Die Kokotte mit ihrem Konfektionsanhang hat in der Gesellschaft nichts mehr zu suchen; es bricht das Zeitalter der Mütter heran, die den Staaten Söhne und brauchbare Bürger heranziehen sollen. Von jeder Willkur frei, ganz automatisch wird die weibliche Mode wieder auf lange hinaus *die Tracht der Mutter* zum Gegenstand ihres Wechsels und ihres Schmuckes machen.

Das ist notwendig. Vieles, vielleicht das Beste, verdankt der Staat jenen Frauen, die freiwillig und freudig die Pflichten der Mutterschaft auf sich genommen haben. Es kann dem Staate nicht gleichgültig sein, daß sich in seinem Bereiche eine Mode breit macht, die in ihrer Form und in ihrem Charakter die Mutter verhöhnt. Die Mode der weiblichen Überschlankheit, recht für junge Mädchen, die überhaupt keine Mode benötigen, und für kinderlose Frauen, war und ist keine Mode für Mütter, die doch aber alle, soweit sie gesellschaftliche Verpflichtungen kennen, an der Mode teilnehmen wollen.

Die von dem kinderarmen und kinderunlustigen Paris ausgehende Kokottenmode des »sans ventre« war nur zu geeignet, auch in unseren Großstädten die weibliche *Furcht vor dem Kinde* großzuziehen. Viele Geheimkrämereien könnten Dinge erzählen und Zahlen nennen, die uns einigermaßen die soziale Gefahr der Mode »Gegen das Kind!« deutlich veranschaulichen würden. Denn nichts mehr und nichts weniger als einen Feldzug gegen das keimende Leben bedeutete die Kokottenmode der absoluten

Schlankheit. Wer weiß, wie sehr die Mode das Sinnen und Trachten der gesellschaftlichen Frau beherrscht, der wird es auch begreiflich finden, daß unter der Tyrannei einer bauchlosen Mode die Frau alles von sich abwies, was ihre Körperformen zu deformieren geeignet war.

Die Pariser Masseusen waren unter der Herrschaft der letzten Moden allgewaltige Personen. Ihren Weisungen mußten sich alle Modedamen fügen. Diese durften nur essen, was sie nicht vollformiger machte. Ein Kind aber zur Welt zu bringen, das bedeutete schon ein Verbrechen gegen den sakrosankten Willen der schlanken Mode. Paris hatte bei uns Schule gemacht. Nur verschwindend wenige deutsche Modezeitungen brachten Modelle, die auch der volleren weiblichen Körperform Rechnung trugen.

Die Mode der engen, weibliche Schlankheit voraussetzendra und fordernden Röcke hatte aber wesentlich mit dazu beigetragen, das Kind bei der mit der Mode durch dick und dünn gehenden Damenwelt zu ächten. *Enge Moden* zeigten sich ja stets *kinderfeindlich*. Und so hat auch die Fesselrock-Mode einen größeren sozialen Schaden angerichtet, als man glaubt.

Von Paris her zu den deutschen Großstädten, von diesen allmählich immer tiefer ins Land hinein verbreitete sich der Ruf das Kind ist ein überflüssiger Luxusgegenstand! Es verunstaltet die schönen Körperformen der Frau, es macht sie in einer Gesellschaftstoilette «unmöglich», jedes neugeborene Kind raubt der Mutter von ihrer Zeit und Ruhe, den Eltern von ihrem Vermögen, den andern Kindern von ihrem Erbteil. Mit solchen Sittenanschauungen sind noch alle Staaten gegen sich selbst zu Felde gezogen.

Eine falsche Zeitphilosophie half dabei mit, indem ihre geschäftigen Propheten für das Sich-Ausleben gegen das Sich-

Fortleben eintraten. Und gewisse, die Oberfläche der Tagesmeinung bearbeitende Kulturästheten auf dem Gebiete der modernen Kunst, Literatur, Gesellschaft und sogar Wissenschaft gaben der Mode recht, die den Genuß über alles stellte. Die mehr sinnliche als sinnenfrohe Großstadt am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts glich in vielem jenen alten Großstädten, die mit raschen Schritten ihrem Verfalle zueilten.

Die Mode-Verantwortlichen unseres Landes mögen diese Dinge genau im Auge behalten. Es handelt sich nicht darum, im Modekessel, wie ihn Paris hinterlassen hat, nun wahllos weiterzuwursteln, indem womöglich jedes Modegeschäft, jeder Modeverlag und jeder Modebund sich seine Extrawurst zurechtrichtet. Wollen wir einen tiefgehenden Einfluß auf die künftige Modegestaltung der internationalen gesellschaftlichen Welt gewinnen, dann müssen wir jene sozialen Ideen bleibende Grundtracht und wechselnde Modeform werden lassen, die sozusagen dem *Gesamtwillen der Frauenwelt* nach dem Kriege entsprechen. Und dieser Wille wird in Frankreich derselbe sein wie in Deutschland, wie in Rußland, wie in England. Der *Wille zum Kinde* wird stärker als je aufleben und sich fortpflanzen. Wo er nicht genügt, da wird wohl hier und da der Zwang zum Kinde vom Staate durch besondere Besteuerung der Kinderlosen und Unverehelichten ausgeübt werden. Die Mutter wird wieder wie in den besten Tagen der Mode deren alleinige Richtunggeberin sein. Die *Tracht* der Mutter wird also für die Mode der weiblichen Welt in Zukunft maß- und richtunggebend sein.

Es ist in diesen Tagen der mächtigen nationalen Erhebung viel über die *Schaffung einer deutschen Mode* im Sinne einer *deutschen Tracht* geschrieben worden. In unserer schon erwähnten Schrift: «Die Weltpolitik der Weltmode» haben wir





Hofrat Becker. Deutsches Feierkleid 1814. Vorder- und Rückansicht.
Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.



Festkleid deutscher Jungfrauen 1871. Nach Carl Köhler. Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt. Verlag der Europ. Modenzeitung (Klemm & Weiß). Dresden

das Unmögliche dieses Planes gekennzeichnet. Wie 1815, wie 1871, so müßte auch 1915 wieder ein solches Beginnen auf den Nullpunkt zurückkehren. Nur absolute Unkenntnis über das Wesen von Mode und Tracht konnte sich mit dem Gedanken beschäftigen, irgendein altes Nürnberger oder Augsburger Kostümmodell nun zur ein- und allemaligen Modeform zu erheben.

Das »Deutsche Feyerkleid« aus der Zeit der Freiheitskriege (siehe Tafel 42) mußte denselben Weg in die Rumpelkammer gehen wie des Berliner Doktors Jakob Meyerhoff Versuch im Jahre 1816, ein Normalgewand für teutsche Männer einzuführen. Ein besseres Schicksal ward auch dem »Festkleid deutscher Jungfrauen« (siehe Tafel 43) nicht beschieden, trotzdem es einige mutige Berliner Damen im Jahre 1871 beim feierlichen Einzug unserer siegreichen Truppen als »kommende Mode« trugen.

Es war sehr zu begrüßen, daß in bedeutungsvollen vaterländischen Zeiten auch die Mode einen Anlauf nahm, um sich ihren ausländischen Fesseln zu entwinden. Aber, um eine Kleidmacht zu stürzen, die so wurzelfest und weitverzweigt wie die Pariser Weltmode war, dazu gehörte mehr als blaßes Wallen, und wenn es sich vom besten Geiste erfüllt zeigte.

Trachten können nicht ohne weiteres Modeform annehmen. Warum nicht? *Trachten* sind *Vergangenheits*-Geschichte. *Moden* aber verstofflichen *Gegenwarts*-Interessen, -Bedürfnisse, -Sympathien und -Wertungen des modegebietenden Landes. Um lebendige Modeform anzunehmen, müssen die Trachten *zeitgemäß* werden. Weiter müssen sie auf ihrem Wege zur Weltmode die Weltmodezentrale passieren, und das war bisher Paris. Eine weit zurückliegende tote Vergangenheit läßt sich am allerwenigsten auf dem Gebiete der Mode mit den Bedürfnissen der Gegenwart chemisch verbinden.

Wenn Frankreich eine Tracht zur Mode erhob, dann war es stets ein brennendes Gegenwarts- und Landesinteresse, das die betreffende Tracht herbeiholen hieß. Bald waren es Kriege, bald bevorstehende politische Bündnisse, bald neue Handelswege, die Frankreich veranlaßten, einem fremden Kostüm Modecharakter zu verleihen. Wir haben schon früher einige Beispiele dafür angeführt.

Mit dem Hervorholen eines beliebigen Trachtenstückes aus dem Altkleiderschrank ist es also nicht getan, wenn es gilt, einer neuen Mode die Wege zu ebnen. Hier muß der Hebel an anderen Orten angesetzt werden: 1. müssen wir über eine *Textilindustrie* verfügen, die höchst leistungsfähig ist; 2. muß das *handwerkliche Können* im Verarbeiten der Stoffe und Herstellen der fertigen Modeformen ganz auf der Höhe stehen; 3. muß *Paris* wirtschaftlich und bis zu einem Teile geschmacklich niedergezwungen werden; 4. muß *Frankreich* militärisch besiegt sein; 5. müssen es sich unsere *Frauen* als Konsumentinnen der Mode ein für allemal zur nationalen Pflicht machen, nur deutsche Stoffe und Besatzteile zu ihren Kleidern zu verwenden; 6. muß unsere Mode-Industrie aber auch zeigen, was alles seither unter *französischem und englischem Namen* prangte, trotzdem es in Deutschland oder Österreich hergestellt wurde; 7. müssen *Städte und Staat* Sorge dafür tragen, daß die Kulturwerte, die in der Mode stecken, plan- und zweckmäßig verstofflicht werden; 8. schließlich ist es vor allem notwendig, daß wir, was Erfindung und Ausarbeitung der Originalmodelle anbelangt, *selbständig* uns auf dem Gebiete der Mode fortbewegen. Möglich ist dies unter allen Umständen.

Wenn wir unentwegt unser Bestes tun, um nach eigenen Ideen und aus eigenem Können heraus auch nur zu versuchen,

eine selbständige Mode zu schaffen, so ist schon das Schwierigste erreicht. Der Versuch ist das Sprungbrett zum Erfolg. Frankreich mußte ebenfalls eine Reihe von zum Teil fehlgeschlagenen Experimenten anstellen, bevor es ihm gelang, zu seiner weltbeherrschenden Machtstellung im Bereiche der Mode zu gelangen. Arbeiten aber Fabrikanten, Konfektionäre, Kleidgeschäfte, Modewerkstätten, Modeverlage und das Heer der Konsumentinnen im nationalen Interesse zusammen, dann kann es gar nicht daran fehlen, daß eine *deutsche Mode* zustande kommt.

Wir bekämen die deutsche Mode in dem Sinne, daß sie mit deutschen Mitteln und Kräften hergestellt würde, von Deutschland ihren Ausgangspunkt in alle Welt hinaus nähme, dabei gleichzeitig allen führenden Weltinteressen Rechnung trüge. Genau wie es Frankreich machte, würden auch wir das Gute nehmen, wo es sich uns darbietet. Selbst Paris kann uns sehr viel des Schönen lehren. Aber unsere Mode muß »made in Germany« sein und darf sich unter keinen Umständen mehr mit ausländischen Namen »schmücken«.

Der »deutsche Stil«, die »deutsche Form«, die »deutsche Tracht« oder wie man die der Zukunftsmode *zugrunde* liegende prototypische Körper- und Charakterform auch heißen mag, das wird sich von selbst ergeben. Es wird eben deutsche Art, deutscher Modus, deutsches Trachten sein, was sich in einem zielbewußten und schönheitskundigen Modeschaffen bewähren und bewahren wird. Tritt noch ein gutes Stück diplomatische Fähigkeit dazu, das heißt, verstehen wir uns darauf, in jeder hemmenden Mode einen gerade vorherrschenden, uns zweckdienlichen Zeit- und Staatsgedanken zu verstofflichen oder dem Allgemeinwunsch einer weit über unsere Landesgrenzen hinausreichenden

Frauenwelt Kleidsprache zu geben oder ein im Mittelpunkte des Weltinteresses stehendes Kulturvolk zu ehren, dann werden wir unserer Mode jenen Abnehmerinnenkreis sichern, der notwendig ist, um ihr die Bedeutung einer Weltmode zu verschaffen. Es liegt nur an uns, aus der Mode alle Möglichkeiten herauszuholen, die latent in ihr schlummern und zur lebendigen Wirkung erweckt sein wollen.

Wir haben bis jetzt von einer Tracht des Standes, des Ordens, der Frauenart, der Geschlechter und der Nationalität gesprochen. Außerdem gibt es noch eine ganze Reihe von feststehenden Trachten. Beobachten wir doch nur einmal aufmerksam die *Natur*. Auch sie hat neben das System der Trachten und Moden in allem Bestehenden eingeführt. Die beständige Farbentracht des Himmels ist ein schönes Blau. Diese Tracht bringt aber die allerverschiedensten Moden hervor, je nachdem das Himmelskleid durch die wechselnden Wolkenbilder gekerbt und geformt wird. So verhält es sich mit allen Naturgebilden pflanzlicher und tierischer Art. Die Tracht des Rehes ist sein charakteristisches Braun, aber stets wechselt dieses seine Modefarbe je nach der Jahreszeit oder nach der »Saison«, wenn wir aus dem Sprachgebrauch der Mode ein bekanntes Fremdwort gebrauchen wollen.

Die *Jahreszeiten* haben ebenfalls ihre eigenartigen Trachten. Und ihren Trachtwillen prägen sie allem auf, bis auf das menschliche Kleid, bis auf den luxuriösen Gesellschaftsanzug herab. Derselbe Frühling, der die Natur mit ihren erlesensten Farben sich schmücken heißt, fordert auch den Gewebefabrikanten auf, seine schönsten Blumenmuster für die leichten Stoffe der Frauenkleidung herzustellen. Und der Winter, der den nordischen

Tieren ihr kostbares Pelzkleid anfertigt, heißt den Kürschner diese Pelze zu Schmuckstücken der menschlichen Kleidung verarbeiten. Eine besondere Pelzart kann gerade Mode sein, aber der warme Pelzmantel wird stets die Tracht des Winters bleiben, wie der Ulster als die Tracht der naßkalten Wetters und der kurze, helle Herrenüberzieher als die Tracht eines trockenen schönen Sommertages anzusprechen ist.

Wie die Jahreszeiten, so haben auch gewissermaßen die verschiedenen *Tageszeiten* ihre bestimmte Tracht. Der Morgen nimmt für sich den Sackanzug in Anspruch, der Nachmittag den Jackettanzug und der Abend den Frackanzug. Ganz ähnlich verhält es sich auch bei der Kleidung der Frauen. Keiner Dame von Eleganz und Takt wird es einfallen, das ausgeschnittene Kleid der Abendtoilette am hellichten Tage spazieren zu führen. Aber an Frauen zweifelhaften Geschmackes konnte man diese Groteske in allen Arten und Unarten zur Schau getragen sehen. Es ist dringend notwendig, daß, wie einst, auch heute wieder die feingebildeten Frauen unseres Landes über Geschmack und Manier der weiblichen Mode entscheiden.

Das Kleid beansprucht seinen ihm zukommenden Zeitplatz. Nicht genug damit, fordern ebenso die bestimmte *örtliche Umgebung* und die ganz besonders geartete *gesellschaftliche Gelegenheit* je ihr typisches Eigenkleid oder ihre Tracht. Das gilt von der Herrenmode wie von der Frauenmode. Es wird keinem Menschen von Takt einfallen, im Trauerhaus, zum Gottesdienst und zum Bankett ein und dieselbe Kleidung anzulegen. Nur im Hause ist der sogenannte Négligé — eine zwanglose, aber sorgfältige Kleidung — am Platze. Die Straße, die geschäftlichen Besorgungen wollen das Schmuck abweisende, jedoch gutsitzende

Schneiderkleid. Der Besuch fordert ein elegant-einfaches Formkleid. Die großen gesellschaftlichen Veranstaltungen dagegen verlangen die schmuckvolle, repräsentative Abendtoilette. Das alles ist eigentlich selbstverständlich. Wie kommt es aber, daß so viele Verstöße gegen den Geist der Kleidung zutage treten?

Die alte Zeit besaß in manchem ein feineres Gefühl für das Passende und Unpassende an der Kleidung, als die buntgewürfelte Gegenwart. Ihre sozialen Anschauungen hatten sich im Material und Stil der Kleidform bildecht ausgeprägt. Die ehemaligen Trachten bildeten, genau besehen, soziale Abgrenzungen, allgemeingültige Erkennungszeichen, die darüber belehrten, wes Standes, wes Geschlechtes, wes Alters die betreffende Persönlichkeit war, aus welcher Gegend sie stammte, ob sie bemittelt oder unbemittelt, ob ihr Beruf geehrt oder verachtet war. Diese soziale Scheidung vermittelst der Trachten ging so weit, daß sie an vielen Orten sogar den *verheirateten* und den *ledigen* Frauen *besondere Trachtenmerkmale* verlieh.

So war es im dreizehnten Jahrhundert üblich, daß die Jungfrauen den Kopf unbedeckt trugen, die Verheirateten dagegen mit Schleiern und Hauben sich schmückten. Eine Kleiderverordnung, die der Rat von Speyer im Jahre 1356 herausgab, untersagte den verheirateten Frauen, ihre Haarzopfe hinten herabhängen zu lassen oder das Haar gelockt zu tragen. Aber den Unverheirateten unter dem weiblichen Geschlechte war dies gestattet. Der Rat von Zürich bestimmte im Jahre 1371, daß keine Frau Gold, Silber, Edelsteine, Perlen oder Seide tragen dürfte, nur die Töchter hatten das Recht dazu. Der schon einmal erwähnte Züricher Orelli erwähnt, daß um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die heiratsfähigen Töchter (und nur sie) der angesehensten

Stände seines Landes kleine goldene oder silberne Schnäbel an den Spitzen ihrer Schuhe trugen. Diese niedlichen Schmuckstücke bildeten die beredten Zeichen der Heiratsfähigkeit und Heiratslust ihrer Trägerinnen. So lernen wir hier die *Tracht als Heiratsvermittlerin* kennen. Ähnliche Kleidsitten zur sozialen Kennzeichnung der versorgten und unversorgten Frauen bestehen übrigens auch bei manchen Naturvölkern. Man kann ihnen eine gewisse Sinnigkeit nicht abstreiten.

Das bürgerliche Gesetzbuch, wie wir es heute besitzen, war vor Jahrhunderten ein unbekanntes Ding. Die wenigsten Menschen verstanden sich auf Lesen und Schreiben. In jedem Kleinstaat herrschten andere Rechtsgesetze und Rechtsauslegungen. Das Volk war primitiver in seinen Anschauungen. Das Volksdenken bewegte sich mehr in Bildbegriffen als in abstrakten Gedankenbahnen. Das *Symbol*, das Mittelding zwischen Bild und Begriff, herrschte allerorten vor. Und die Kleidung in erster Linie hatte es auf sich genommen, die Kultur- und Rechtsideen, wie sie im Geiste des einfachen Volkes sich wiederspiegelten, zu verstofflichen, zu versinnbildlichen.

In den Trachten des Mittelalters beispielsweise lesen wir die Kulturgeschichte dieses Zeitabschnittes klarer, als sie uns manches Lehrbuch zu übermitteln vermag. Die unzweideutige Sprache der Kostüme macht uns mit der Rechts- und Sitten- und Kunstgeschichte jener Epoche in anschaulicher Weise vertraut. Es spiegelte sich damals in der Trachtenwelt alles wieder, was an festen Normen und Formen soziales Ansehen genoß. Die Tracht des gelben Schleiers der Kurtisanen, die Tracht der gelben Armbinde der Juden waren in ihrer Art der sozialen Wertung genau so vielsagend, wie die Tracht des Hermelinmantels, die dem Fürsten vorbehalten blieb.

Das Mittelalter wachte besser als unsere Zeit darüber, daß die Tracht der Dirnen sich nicht mit jener der anständigen Frauen vermischte. Daher seine Kleidgesetze in dieser Hinsicht. Es wußte sehr wohl, daß eine zügellose Kleidfreiheit eine ebensolche Sittenfreiheit nach sich ziehen würde. In Venedig beispielsweise durften zur Zeit des Karnevals nur die Dirnen verkleidet gehen. Und diese verkleideten sich dann gewöhnlich auch als Mann, wie es heute noch in Paris der Fall ist. Was soll man aber dazu sagen, wenn die ganze weibliche Mode in den letzten Jahren das Bestreben zeigte, das männliche Kostüm (Hosenrock) zur Frauentracht zu erheben! Es war eben auch hier die Dirne, die, kleid- und sittenfrei, wie sie nun einmal ist, mit Gewalt die Kleidwälle niederlegen wollte, die eine alte und kluge Kultur zwischen den beiden Geschlechtern wohlweislich errichtet hat.

Trachten sind soziale Abgrenzungen im Prägestoff der Kleidung. Trachten sind Rechte, Vorrechte, bindende Regeln, gesetzmäßige Forderungen, die eine geschlossene Gemeinschaft von Menschen der andern gegenüber aufstellt. Sie dokumentieren das Gegenteil von Willkür und Ungebundenheit. Jede Tracht symbolisiert und umfaßt ein bestimmt geartetes Stück Welt mit einer so und so großen Anhängerschaft. Die Edelfarben, Edelstoffe, Edelpelze, Edelmetalle und Edelsteine bildeten einst die Trachtabzeichen des Edelstandes oder Adelsstandes. Gewöhnliche Stoffe wie Wolle und Leinen kennzeichneten dagegen die Tracht des einfachen Volkes. Jeder feste soziale Begriff, kann man sagen, hatte seine feste Tracht. Sogar Revolutionen besitzen einen ihnen ganz eigentümlichen, zu allen Zeiten sich gleichenden Kleidstil, also etwas wie eine Tracht. Die Hugenotten wie die Cromwellianer, die Geusen, die Jakobiner, die Stürmer und Dränger, die Kommunarden und die ersten Sozial-

demokraten wiesen im Grunde die gleiche Tracht auf, gemäß ihrem gleichgearteten Sinnen und Trachten.

Man kann sogar von einer gewissen *Gefühls-, Charakter-, Persönlichkeits-Tracht* reden. So hat sich das Hochgefühl seine besondere lichte Festtracht und das Gefühl der Trauer seine dunkle Tracht geschaffen. Besondere Charaktere prägen sich ebenfalls ihren besonderen, jeweils gleichartigen Kleidstil aus.

Im allgemeinen läßt sich behaupten, daß der Mann eher zur Tracht hinneigt als die Frau. Sie bevorzugt, im Gegensatz zu ihm, ein mehr individuell geartetes Kleid. Die Frau kennt nicht die mannigfachen sozialen Bindungen, denen der Mann als Element eines geselligen Vereines, einer Verbindung, eines Berufes, einer Körperschaft, einer Genossenschaft, einer politischen Partei, einer Gelehrtengemeinschaft, eines Ordens, eines Regiments angehört. Der Mann ist nach außen hin mehr gebunden als die Frau. Diese Tatsache bringt es mit sich, daß eine Mode von vorneherein in höherem Grade das Bestreben zeigt, Trachtcharakter anzunehmen, als die Mode der Frau. Was der Mann heute trägt, ist mehr Tracht als Mode, ist fast durchweg eine Zwecktracht, in der die Schnitte sich fast vollkommen gleichen und nur die Stoffmuster eine geringe gegenseitige Abweichung erfahren. Wir haben im vorigen Bande das Bestreben mächtiger amerikanischer Schneidervereinigungen genannt, dem männlichen Anzug alle Eigenheiten schnell wechselnder Moden zu verleihen. Dies dürfte aus soeben angeführten Gründen leichter gesagt als getan sein.

Für die Frau dagegen bildet das Kleid, und wiederum in erster Linie das schmuckvolle Gesellschaftskleid, ein Mittel, um ihr *Ichleben* darin zum Ausdruck zu bringen. Ihr Kleid ist ihr ein Erlebnis, ein Gefühlsbedürfnis. Und deshalb zeigt jedes

andere Frauenkleid, trotzdem es *einer* Mode folgt, doch wieder eine andere individuelle Auslegung. Jede Frau — und je mehr Geschmack, Takt und Selbständigkeit sie besitzt, desto anschaulicher — bringt jedoch eine gewisse *Eigentracht* in das Allgemeinbild der Mode, die aber nicht so weit geht, sich gegen die bestehende Mode zu kehren, sondern der Mode nur eine persönliche Note verleiht. Durch ihr schematisches Arbeiten bringt die Konfektion die Frauenkleidung in Gefahr, diese schöne Note der Eigenheit zu verlieren.

Wir haben unter der Menge der bestehenden Trachten immer noch nicht diejenigen der engeren Berufe, Zwecke und Sports genannt. Es ist hier überall der Charakter der zu leistenden Arbeit, der seine Anforderung an das Kleid stellt und es zur feststehenden *Arbeitstracht* oder *Sporttracht* stempelt. Jeder kennt die ebenso große wie charakteristische Verschiedenheit der ehemaligen Zunfttrachten. Die Erfindung des Fahrrades schuf sich eine eigne Radfahrtracht für beide Geschlechter. Das Automobil brachte die Zwecktracht des schützenden Gummimantels nebst Mütze und Staubschleier. Der gesteigerte Eisenbahnverkehr ließ das einfache Reisekostüm entstehen. Tennis-, Fahr-, Reit-, Kletter- und Ski-Sport schufen sich ebenfalls ihre charakteristischen Trachten. Wenn eine Mode sich also anschickt, die geographische und gesellschaftliche Welt zu erobern, so steht sie vor keiner leichten Aufgabe. Denn überaus vielartig und schwerflüssig tritt ihr der weitläufige Trachtenbestand der Kleidung gegenüber.

Was zeigt *nicht*, so müssen wir uns fragen, seine feststehende Eigentracht? Die Zivil-, die Militär-, die Beamtenkategorien haben ihre Trachtenunterschiede. Der Gelehrte kleidet sich trachtmäßig

anders als der Künstler und dieser sich verschieden vom Kaufmann. Der Werktag wählt sich grundsätzlich ein anderes Kostüm als der Festtag. Den Großstädter erkennt man mit Leichtigkeit unter den Kleinstädtern, den Städter unter den Landbewohnern an seiner ihm eigenen, charakteristischen Tracht. Genau besehen, sucht sich jedes Temperament, jede Bildungsstufe, jede Charaktereigentümlichkeit ihre besonderen Trachtzeichen aus.

Es kann demnach der von heute auf morgen wechselnden Mode nicht allzuleicht fallen, in das Dickicht der Trachten einzudringen. Und es mag gut sein. In manchen Trachtenkreis dringt die Mode gar nicht ein, immer dann nämlich, wenn sie sich in zu starken Gegensatz zu diesem stellt. Es kommt eben ganz darauf an, wie viele verschiedenartige Interessen eine neue Mode sich zu gewinnen weiß. Davon hängt die Weite ihrer Verbreitung und die Dauer ihres Daseins ab. Mit der weiblichen Emanzipations- und Vermännlichungsmode des Herrenkragens, des Herrenhutes, der Herrenweste, des Herrenbeinkleides konnten sich von vornherein nur jene Frauen befreunden, die wie Studentinnen, Malerinnen, Schreibfräulein, Frauenrechtlerinnen ein familiär ungebundeneres Leben führten als die ihren Kindern sich widmende Mutter. Die Emanzipationsmode war eine Mode der Ehelosigkeit, der Geschlechtslosigkeit bis zu einem gewissen Grade, und sie umfaßte demgemäß alle Elemente, die sich zur sozialen Ungebundenheit in Sinn und Tat bekannten.

Nach dem Vorhergehenden erhellt, daß die *Mode* ihre Gefolgschaft vornehmlich aus jenem Teil der beiden Geschlechter sich sichert, der trachtmäßig der weniger eingezwängte ist, und das ist das *weibliche* Geschlecht. Hier sind immer noch Geist und

Temperament und Anschauungen vorhanden, die flüssig genug sind, um mit dem Modestrom zu gehen. Das männliche Denken und Fühlen dagegen ist zu verknöchert, zu verklausuliert, zu sehr in Berufs- und Fachmeinungen eingeschnürt, um sich jene Ursprünglichkeit und Beweglichkeit zu bewahren, die der Frau eigen sind. Die *Herren*»*mode*« — man mag sie von Amerika aus antreiben, so sehr man will — wird also auch in Zukunft vorwiegend *Herren*»*tracht*« bleiben, mit jenen kleinen unwesentlichen Änderungen, wie wir sie auch seither zu sehen gewohnt waren.

Zwischen *Moden und Trachten* findet qualitativ und quantitativ ein *Naturausgleich* statt. Eine Mode beherrscht zwar die gesamte gesellschaftsfähige und gesellschaftslustige Welt, aber sie beherrscht *sie* nur für vergleichsweise kurze Zeit. Und wenn andererseits manche Tracht nur einem kleinen sozialen Kreise eigen ist, dann hält sie dafür unter Umständen Jahrhunderte an und kennt neben sich noch eine beträchtliche Menge anderer Trachten. Eine große Mode steht also vielen kleinen Trachten gegenüber. Um gegenseitig sich im Gleichgewicht zu halten, müssen die kurzlebigen Moden im Verlauf der Zeit ständig wechseln, während die räumlich begrenzten Trachten ein sehr langes Zeitmaß innehalten.

Es liegt im Charakter der beiden Kleidmächte begründet, daß bald eine Tracht zur Mode wird und bald eine Mode zur Tracht sich versteinert. Beider Energie dürfte die gleiche sein. Die eine nährt sich von der andern und hilft diese wieder aufbauen, wie es ungefähr Stickstoff und Sauerstoff in gegenseitigem Wechselgebrauch machen. In jeder Tracht liegt eine kommende Mode latent begründet. Und eine Mode wiederum hat nur jene Klein-

welt nötig, zu deren Wesen sie genau paßt, damit sie deren bleibende Tracht werde.

Den Hosenrock tragen als Tracht die Frauen in Albanien. Bei uns wollte er zwar, aber konnte nicht Mode werden. Seien wir froh darum, denn die Verhältnisse zwischen den beiden Geschlechtern Albaniens sind nicht dazu angetan, uns zum Vorbild zu dienen. Für uns, die wir eine möglichst allgemeine Frauenmode nach diesem Völkerkriege schaffen wollen, heißt es, an eine weibliche Tracht anknüpfen, die Schönheit und Mütterlichkeit miteinander vereinigt. *Die Tracht der Mütter hat alle Aussicht, Weltmode zu werden.*

Und nun noch einige Worte über das Verhältnis von *Tracht und Konfektion* zueinander. Während die Tracht das Beständigste im Kleidwesen darstellt, verstofflicht die Konfektion das Unbeständigste. Wie ihre Stoffe sind, so ist sie selbst: unhaltbar. Die Tracht verkörpert eine Idee der Zusammengehörigkeit, die Konfektion dagegen verstofflicht einen vorüberhuschenden Gedanken, eine Augenblicksstimmung. Der Charakter der Tracht ist ein konservativer, der der Konfektion ein absolut radikaler. Heute sagt sie ja und morgen nein. An der Tracht fällt sofort das Stilmäßige, Tiefe auf, die Konfektion besaß soviel wie gar keinen Stil. In oberflächlicher Weise verwurstelte ihre Schnellfertigkeit an Stoffen, was gerade greifbar war, um ein feuilletonistisches Interesse für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen.

Es wird für die Konfektion gut sein, einzusehen, daß eine Mode, die des Trachtmäßigen allzusehr entbehrt, auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit ist. Auch die flüchtigen Wolken kehren zum Wasser zurück, dem sie entlaufen sind. So geht es der Konfektion. Sie entfloh ihrem grundbildenden Elemente

Tracht, bis der Wirrwarr, den sie anrichtete, ein derartiger war, daß sie wohl oder übel wieder zum Trachtmäßigen, Stilartigen zurückkehren muß. Mit anderen Worten: will sich die Konfektion nicht mit eigner Hand ans Messer liefern, dann muß sie ihren unsinnigen Wechsel eindämmen und zu beständigeren Kleidformen zurückkehren.

X. Kapitel

Mode und soziale Frage

Soziale Bedeutung der Mode — Schein-Eleganz — In der Republik ist die Mode vogelfrei — Theatermode — Die Großstadt und ihre Mode — Der auch-elegante Herr Jedermann — Verbürgerung der Eleganz und Kultur der Kleidung — Die Mode der Unangezogenheit, die Mode der Ungezogenheit — Selbstarbeit der Frau — Kaiser Leopold II. über die Mode — Die Bunte Internationale — Das Kleidrecht ist nicht vogelfrei — Kleidsache bedeutet Kultursache — Wiener Mode.

Mode und soziale Frage

Die Kleidung ist die ungeheuerste Änderung, die das soziale Individuum zu erfahren hat, sie verändert die Existenz in eingreifender Art.« Diesen Balzacschen Satz muß jeder bestätigen, der sich eingehend mit dem Studium des Kleidwesens beschäftigt hat.

Kleider sind stoffgewordene Sitten. In der Kostümgeschichte eines Volkes lesen wir seine Sittengeschichte. Unser Bild stimmt von Natur aus genau mit unserem Ich überein. Je nach unserer Neigung wählen wir uns unsere Kleidung. Und dies nicht nur der einzelne Mensch, sondern auch seine Umgebung, seine Heimat, sein Stand, seine Gesellschaft, seine Zeit.

Nichts leichter für ein geübtes Auge, als an der Kleidung Art und Grad von Persönlichkeits- und Zeitkultur abzulesen. Der reiche, auffallende Schmuck wird stets einen unausgeglichenen Menschen kennzeichnen. Krause Kleidung deutet auf krausen Sinn. Eine Frau, die sich in allzu bunte Stoffe steckt, ist unzuverlässig in ihrem Tun. Der Schlapphut läßt auf einen sich selbstherrlich gebärdenden Menschen schließen. Ungerade Manieren und nachlässige Umgangsformen prägen sich in einer unsorgfältigen Kleidung aus. Die abenteuerlichen, zerzausten Federbüschel, die grotesken Tüllfiguren, die in den letzten Jahren die Hüte unserer Damen bevölkerten,

bewiesen ein unausgeglichenes Durcheinander der großstädtischen Sitten. Wo Krausheit der Form vorherrscht, da besteht ein Wirrwarr der Meinungen. Daher während Kriegen, Revolutionen und sozial bewegten Zeiten die Mode noch stets den Charakter des Formzerrissenen dargeboten hat. Costumes bedeuten coûtumes.

Vor dem gedruckten Gesetze sogen alle Menschen gleich sein. In der Welt der Tatsachen sind sie es nicht. Klassen, Wälle, Schranken, wohin das Auge blickt. Die Steuer ordnet die Bürger in verschieden hohe Vermögensklassen ein. Die Eisenbahn, das Dampfschiff schachteln uns in ihr Vier-, Drei- und Zweiklassensystem ein. Das Theater sondert uns in seine verschiedenen Ränge. Selbst die gutbürgerlichen Alt-Münchener Wirtschaften hatten ihre zwei Klassen. An deiner Wiege empfängt dich schon, vor deinem Grabe verläßt dich erst die Klassenscheidung, das Klassenrecht, die Klassenmoral, die Klassenmode. Da alle Völker, Monarchien wie Republiken, Gesellschaften und Vereine jeder Art diese Klassenwände unter sich aufrichten und respektieren, so scheint es, daß diese sozialen Abscheidungen etwas Naturgewolltes darstellen?

Die *Kleidung* ist erst recht dazu berufen, die sozialen Standes- und Rechtsunterschiede im Bilde deutlich zu machen. Hier wirkt sie unterscheidend, dort auszeichnend, dann wieder vereinigend. Diesem Menschen tut sie Dienste als Aushängeschild seines Besitzes, einem andern dient sie zur Kenntlichmachung seines Geschmackes, für einen dritten ist sie Stellvertreterin des Gottes Amor. Es gibt weder eine Tugend, noch eine Untugend, weder eine Sitte, noch eine Unsitte, die nicht, willkürlich oder unwillkürlich, in Farbe, Form, Ausmaß und Anordnung der verschiedenen Kleidelemente zum Ausdruck kämen.

Innerhalb der Kleidung besteht die Mode. Und *Mode* will sagen: gerade vorschriftsmäßige *Uniform der Gesellschaft*. Wer die Mode mitmacht, bekennt sich zur Gesellschaft. Wer sie nicht mitmacht, zeigt, ob er will oder nicht will, seinen Gegensatz zur Gesellschaft oder doch wenigstens seine Gleichgültigkeit ihr gegenüber an. Daher soziale Frondeure fast ausnahmslos antimodisch sich kleiden. Mode bedeutet zeitlich bedingte, physiognomische Bildprägung der Gesellschaft. Sich der Uniform der Mode aus Rücksichten der Sparsamkeit oder aus Nachlässigkeit entziehen, heißt auf die gesellschaftliche Zugehörigkeit und Anerkennung Verzicht leisten.

Die Mode muß als *Einheitsform der tonangebenden Gesellschaftskreise* betrachtet werden. Wer sich also nach der Mode kleidet, bekundet damit, daß er sich zu den vorbildlichen Kreisen gezählt wissen will. Er wünscht vor allem teilzunehmen an den feineren Sitten und Lebensformen, die von jeher die Modenwelt auszeichnet. Mit diesen Rechten erwachsen aber auch gleichzeitig Pflichten der Mode gegenüber. Ein stets nach der Mode gearbeitetes, eine gewisse Vornehmheit bekundendes Kleid fordert von seiner Trägerin naturgemäß auch eine gewisse gute Haltung, eine selbstverständliche Vertrautheit mit den feinen Umgangsformen, eine Gewähltheit in Sprache und Gebärde. Kurz, Mode als kleidliches Gesellschaftspatent fordert auch eine gesellschaftliche Erziehung. Wenn letztere nicht vorhanden ist, dann kommt es leicht zu jenen lächerlichen Erscheinungen des Gernegroßtums, wie es zum Spott und Ärger der Zuschauer das Modeparvenütheater der jüngsten Zeit bevölkerte.

Wir finden die Kleiderverordnungen der alten Zeit gar nicht so unangebracht, wie sie hie und da geschildert werden. Viel besser



Aus Magasin des Modes nouvelles françaises et anglaises Nr 9 1787
Lipperheidesche Kostümbibliothek, Berlin.

eine gewisse Bevormundung in Modedingen, als eine wahl- und zügellose Kleidfreiheit, wie sie beispielsweise die letzte Zeit gesehen hat. Sozialer Rang und Kleidung hielten einander nicht ohne Grund die Wage, wenigstens in jenen Zeitaltern nicht, die sich durch Geschmack und Kunst auszeichneten. Es ist eine ebenso mißliche Erscheinung, wenn ein Millionär sich ärmlich kleidet, als wenn ein Dienstmädchen in Seide und Samt daherrauscht.

In unserer fortgeschrittenen Zeit ist man nicht mehr so engherzig, daß man jedem Stande genau vorschreibt, wie viele Edelmetalle und Edelstoffe er zu seinem Kostüm verarbeiten lassen darf. Aber es sollte doch Sache der allgemeinen Einsicht sein, daß *Kleider und Manieren* einander voll und ganz entsprechen müssen. Eine in Stoff und Form gewählte Kleidung dürfte nicht anders als mit einer gewissen Ichkultur zusammen sich zeigen. In diesem Punkte haben wir Deutschen noch manches nachzuholen, was man uns mit Recht vom formgewandteren Auslande zum Vorwurf machte. Es geht nicht an und erregt gesellschaftlichen Widerspruch, wenn man von den obersten sozialen Schichten die Tracht entlehnt, ohne zugleich deren Verpflichtung zur Würde und Form zu übernehmen.

Wollen oder können es manche Kreise des Volkes nicht verstehen, daß der Einfachheit ein einfaches Kleid viel besser zu Gesicht und Wesen steht, als die kostbarste Toilette? Wissen sie nicht, daß die Eleganz nicht im Protzentum, sondern vornehmlich in der Stil- und Materialechtheit sich kundgibt? Wie viele soziale Verlogenheit wandelt unter uns daher! In Seiden *scheinenden* Kleidern, in unechten Perlketten, in oberflächlich vergoldeten Uhrketten will sie uns glauben machen, sie besäße Rang und Reichtum. Ganze Industrien stehen im Dienste der Schein-Feinheit,

bereit, aus Kupfer Gold zu prägen, aus Wolle Seide zu wirken, aus Papier Edelleder zu pressen. Und es sind vielfach die großstädtischen Arbeiter, die zu solch hohlen sozialen Anmaßungen greifen. Was nützt es, den Besitz vorzulästern, wenn man seine Attribute sich aneignet! Hoffentlich erbeben sich in diesen Kreisen selbst Stimmen, die auf das Unzuträgliche eines solchen Allgemeinbrauches hinweisen.

Innerhalb der Mode ist es die *Konfektion*, die *systematisch* darauf hinarbeitet, daß eine möglichst große Anzahl von Frauen sich wenigstens *zum Scheine elegant* kleiden kann. Daher sind ihr auch alle Edelstoff-Imitationen hochwillkommen, und ebenso jene Fabrikationsmethoden, die auf billigste Weise den größtmöglichen äußeren Glanz hervorzubringen vermögen. Ganz ähnlich wie das Kino zum Theater, verhält sich die Konfektion zur Gesellschaftsmode. Sie wendet sich an das rasch urteilende, raschlebige, rasch entflammende weibliche Großstadtpublikum, mit ihren ebenfalls rasch sich erneuernden und rasch sich abnützenden Formen und Stoffen. Je schneller sie etwas Neues auf dem Gebiete der Kleidung bringt, desto lauter muß sie es in die Welt hinausrufen, daß diese Neuheit wirklich tatsächlich sei und einem »Bedürfnis« der Frauenwelt entgegenkomme. Wie konnten wir beispielsweise vom form- und modekundigen Ausland erwarten, daß es uns achte, wenn wir trotz unseres großen Nationalwohlstandes eine Kleiderindustrie großzogen, die doch gegen so ziemlich alle Gesetze der Form, des Stoffes, der Echtheit, der Gediegenheit, des Geschmackes und des Taktes verstieß? Wir waren dem Auslande die knauserigen Wohlhabenden, die sich schlecht kleidenden Besitzenden. Hoffentlich wird auch darin Wandel geschehen.

Wo die Mode der Frau von ihrem königlichen Piedestal herabsteigt, um demokratische Formen anzunehmen, da ist es um ihre Freiheit bald geschehen. *In der Republik ist die Mode vogelfrei.* Jede Frau kann aus ihr machen, was ihr gutdünkt. Es sind nicht mehr geschmackvolle Königinnen, die den guten Ton innerhalb der Mode angeben, die einen kunstsinnigen Flor von schöngekleideten Edeldamen um sich versammeln, die das soziale Vorbild für die gesellschaftlichen Stufen und Ränge schaffen, die die Künstler begeistern und die Handwerker in Nahrung setzen. Im republikanischen Staate sprechen jene Damen das erste Wort in der Mode, die gerade *zufällig* — vermöge des Amtes ihres Gemahls, dank ihrer öffentlichen Tätigkeit als Schauspielerin oder gar wegen ihrer zweifelhaften Berühmtheit — das Interesse einer kapitalkräftigen Lebewelt auf sich ziehen.

Die Plutokratie ersetzt in solchen Fällen die Aristokratie. Besonders die schnell reich gewordene Plutokratie, wie es in Paris und anderen Weltstädten der Fall ist. Ihr Geschmack hat etwas Brutal-Aufdringliches. Ihre Manieren sind ebenfalls nicht dazu angetan, der Mode einen feinen Ton zu bewahren. Während im Ancien Régime eine Toilette, die in die Tausende ging, nur von vergleichsweise wenigen Damen der Gesellschaft erworben werden konnte, bildet eine derartige Summe ein petit rien für die Frau Schlächtermeister Fox aus Chicago oder die Gattin des reichen Spekulanten Mayer aus Ypsilanta. Diese Damen verlangen, daß auch der Blindeste den Preis ihres Prunkkleides erraten solle Daher der viele Flitterkram der neuzeitlichen Toiletten, daher ihre aufdringliche Art, ihr vorlauter Jargon. Wenn *einem* Staat der Welt die republikanische Regierungsform den Todesstoß versetzte, dann war es der Frauenmode.

Noch eine andere soziale Blüte der Neuzeit ist bemerkenswert, da sie der Mode eine vollständig neuartige Richtung gab. Wir meinen die mit der Republik in Frankreich aufgenommene Herrschaft der hübschen Damen vom *Theater.* Man stelle sich den Gegensatz plastisch vor Augen: die Modefürstinnen von einst: wirkliche Königinnen, die von heute: Königinnen auf den Brettern nur, aber außerhalb der Welt des Scheins, Theater genannt, Angestellte höheren und niederen Grades, und Angestellte nicht nur des Theaters, sondern fast ausnahmslos der Modefirmen, deren Modelle sie dem Publikum interpretieren. Wie kann, so fragen wir, von diesen Damen, die doch von der Art der gutbürgerlichen Frau meist himmelweit entfernt sind, ein heilsamer Einfluß auf die Mode übergehen? Ist das *Auffallende*, das viele Theaterdamen auszeichnet, nicht vielmehr im letzten Jahrzehnt geradezu *zum System* erhoben worden? Und hat diese Methode der nur-auffälligen Neuheiten nicht von der Mode in einer *Weise* Besitz ergriffen, die das Entsetzen aller Frauen von Anstand bildet?

Im Jahre 1913 erschien in den Pariser Zeitungen ein von Vertreterinnen der allerersten Namen Frankreichs unterzeichneter Aufruf, der sich an alle vornehm denkenden Damen der Gesellschaft wendete. Die Gesamtheit der geschmack- und taktvollen Frauen wurde ermahnt, der lasziven Mode die Gefolgschaft zu kündigen. Theatermoden sind in der Tat nichts für Kreise, in denen man noch etwas anderes tut als Theaterspielen. Theatermoden, wir wir sie seit Jahren bei uns sehen, *müssen* geradezu den weiblichen Sinn für das Echte und Unverfälschte zerstören.

Der Sozialpsychologe behauptet zwar: wie der Charakter der Mode, so der Charakter ihrer Zeit. Aber diese »Zeit« führt denn doch eine ganz verschiedene Sprache, je nachdem wir ihr

in der beschaulichen Kleinstadt oder in der nervösen Großstadt oder gar in der empfindlichsten, reizbarsten und gedankenreichsten aller Großstädte der Welt: in Paris, nähertreten. Wir legten uns gar keine Rechenschaft darüber ab, wie pariserisch nervös sich unsere Damen allmählich gaben, wenn sie die neuesten Pariser Moden stilecht trugen. Wer das Berlin von 1910 mit jenem von 1914 verglich, mußte mit Erstaunen wahrnehmen, welch intensive *Ichkorrektur* die engen Pariser Moden der letzten Jahre an ihren weiblichen Trabantinnen vorgenommen hatten. Nicht zu deren Gunsten, dürfen wir hinzufügen.

Großstädte bildeten von jeher eine Art *Republiken im Staate*. Gleichmäßigkeit und Gleichförmigkeit beherrschen Denken und Tun. Der Nachahmungstrieb erreicht hier seinen Höhepunkt wie überall, wo auf engstem Raume die Menschen in Massen zusammengedrängt wohnen, arbeiten und sich bewegen. Die Großstadt stellt daher immer den Ausgangspunkt der Massenmoden, eigentlich gesagt, der Massenkonfektion, dar. Es ist aber wohl zu unterscheiden zwischen alten Kulturstädten, die ganz allmählich große Dimensionen angenommen haben, und modernen Großstädten, die treibhausartig in die Breite gewachsen sind. Dort ein alter Kulturstamm, an den sich das Neuhinzukommende an Menschenmaterial organisch angliedert, hier ein Zusammenfluß von Menschenmassen, die zu keinem rechten Ausgleich kommen können.

Man hat es Paris hie und da zum Vorwurf gemacht, daß es zur einen Hälfte zwar die glänzende Großstadt, zur anderen aber die spießbürgerliche Kleinstadt hervorkehre. Darin besteht jedoch gerade der Reiz der großen Städte alter Kultur, daß in ihnen allesamt das Alte neben dem Neuen, die Kunst neben der Industrie, der einzelne neben der Masse zur Geltung kommt. Vereinigten

Paris und Wien nicht diese beiden Gegenpole miteinander, dann wären sie schon lange der hohlen Massenkonfektion verfallen. Aber selbst in einer an Kunsttradition so reichen Stadt wie Paris scheint der unindividuelle Massencharakter der Neuzeit seinen Tribut zu fordern, und, was ganz charakteristisch ist, just durch den vorzugsweisen Einfluß von Neuyork. In der Pariser Mode bündigte sich dieser Umschwung durch den Übergang erster Modegeschäfte in vorwiegend Konfektion fabrizierende Großbetriebe an. Paris, die einstige Stadt der vornehmsten Modewerkstätten, ist eben unversehens zur Stätte der größten Modefabriken geworden.

Nicht das Land Frankreich, sondern die Residenzstadt Paris, und nicht die moderne Allerwelts-Großstadt Paris, sondern das alte, feudale, im Glanze seines strahlenden Königtums sich sonnende Paris hat die mit Recht bestaunte französische Mode geschaffen und regiert. Das neuzeitliche Paris war für den Kenner der Verhältnisse schon seit langen Jahren nicht mehr imstande, das große Reich der Mode zu verwalten. Seine Ideen flossen spärlicher und spärlicher, und im umgekehrten Verhältnis nahmen seine Launen und bizarren Willkürlichkeiten zu. Der Geschmack artete immer mehr aus. Die Kunst der Individualisierung wich allmählich dem Konfektionsschema. Die einst so imponierenden Pariser Toiletten, das Entzücken aller Frauen von Geschmack, schrumpften zu unschönen, unharmonischen, unwürdevollen Grotesken zusammen.

In dem Grade, da die Großstädte ihre Massen vermehren, da die Organisierung der körperlichen und geistigen Arbeit Massencharakter annimmt, in dem Grade wächst auch das Bestreben der einzelnen, in der Masse untertauchenden Menschen, sich hörbar, sichtbar, erkennbar zu machen. Dazu dient ihm vor allem die äußere Repräsentation und ganz besonders seine Kleidung. *Herr*

Jedermann möchte, was ganz natürlich ist, sein Ego nicht übersehen wissen. Er überträgt also seiner Kleidung die Aufgabe, ihren Inhalt zu einem sozialen Etwas zu machen. Für diesen Zweck muß sie wenigstens für das Auge gewisse hervorstechende Merkmale der Bedeutung und des Wertes tragen.

So ist die allgemeine Nachfrage nach feinen Stoffen und Pelzen, sowie nach auffallenden Moden im letzten Jahrzehnt außerordentlich gestiegen. Hand in Hand damit erhöhte sich das Bedürfnis nach täuschenden, aber billigen Imitationen von kostbaren Stoffen, Zieraten und etwas gleichsehenden Kleidern. Herr Jedermann hatte zwar in der Regel nicht viel Geld auszugeben, aber er wünschte dennoch eine Kleidung, in der er etwas vorstellte. Wasch mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß; mit diesem Verlangen trat Herr Jedermann an die Mode heran. Diese aber, die Konventionskleidung der wirklich rang- und geldbesitzenden Gesellschaft, verwies Herrn und Frau Allerwelt an die Konfektion; sie arbeite summarischer und darum auch bedeutend billiger, als die sorgfältige Mode. So wurde Herr Jedermann der Kunde der Konfektion. So wurde die Konfektion die Mode der auchdeleganten großstädtischen Welt beiderlei Geschlechts.

Die aristokratische Mode von einst verbürgerte sich: die Luxusmode wurde industrialisiert, die Tracht der Individualität entartete zum seelenlosen Konfektionsfutteral, die Mode, an der einst alles bis aufs geringste Detail echt war, wandelte sich zur *Schemmode des Als-ob*. Herrn Jedermann bot diese neuzeitliche Mode Stoffe an, die den Eindruck erweckten, als-ob sie aus reiner Seide beständen. Die Stoffdrucke sahen aus, als-ob die feinste Stickereien wären. Die Konfektionswaren im Schaufenster hatten den Anschein, als-ob sie wirklich Feinheit mit Dauerhaftigkeit verbänden.

Unsere Vorahnen zur Biedermeierzeit würden sich mit Abscheu von uns wenden, wenn sie zusehen müßten, wie sehr sich der Großstadtgeschmack namentlich auf dem Gebiete der Kleidung verwildert hat. Es müßten sich noch Dirnen als Nonnen kleiden, um jenen Unfug zu erreichen, den sich die großstädtische Architektur geleistet hat, indem sie dem Warenhaus die äußere Form einer Kirche gab.

Die *Verbürgerung der Eleganz* hat ihre guten, aber auch ihre schlechten Früchte gezeitigt. Der wirklich elegante Mensch will scheinen, was er ist: nicht mehr und nicht weniger. Sein Ich korrespondiert in allem genau mit seiner Kleidung. Die Sorgfalt seines Gewandes treffen wir wieder in seinem Heim, in seiner Gesellschaft, in allem, was mit ihm dauernd in engere Fühlung gerät. Der *Pseudo-Elegant* dagegen verfügt wohl über glänzende Lackschuhe, über schön gedruckte Verhaltungsmaßregeln beim Besuch, Essen und Tanzen, über alle Gebrauchsgegenstände, die seine Leib-Modezeitschrift als zur Eleganz gehörig ihm vorschreibt. Aber das Wichtigste besitzt dieser Elegant nicht: *die Kultur der feinen Kleidung*, die immer zugleich die Kultur der feinen Sitte, Erziehung und ganz besonders Selbst-Erziehung bedeutet. Die Firnis-Eleganz so mancher unserer Großstädte kann uns nicht über ihre innere Hohlheit hinwegtäuschen.

Feine Kleidung besagt nun einmal dem Auge feine Umgangsformen, vollendete Höflichkeit. Bleibt aber diese letztere aus, dann bedeutet eben das vornehme Kleid einer unvornehmen Gesellschaft eine *soziale Prahlerei* oder gar Lüge. Eleganz verpflichtet denjenigen, der sich zu ihr hinaufschraubt. Eleganz ist Natur und Selbstverständlichkeit für alle, die auch ohne ihre kostbare Kleidung ein vornehmes Wesen zur Schau tragen. Es gibt

Menschen, die nur durch ihre Kleidung äußerlich zur Not nobilitiert werden, und andere, die selbst ihre unscheinbare Stoffhülle adeln.

Ein fein gearbeiteter Anzug macht noch keinen Gentleman. *Sich-gut-anziehen* fordert stets: *sich-gut-erziehen*. Wir betrachten und beurteilen nie das Kleid an sich, sondern wir werten es nach dem Grade seines Zusammenpassens mit seinem lebendigen Inhalt. Zu roten Fleischerhänden passen nun einmal keine funkelnden Diamanten. Und Leuten, die zu Hause keinen Wert auf Manier legen, sieht man dies auf den ersten Blick an ihrer Kleidung an, sie mag so kostbar sein, wie sie will.

Wir redeten an anderer Stelle über die *Stoffel-Eleganz* der Dutzend-Konfektion. Sie ist wenigstens um einige Grade ehrlicher, als die *Hochstapel-Eleganz*, die bei den feinsten Schneidern arbeiten läßt und ihre Anzüge schuldig bleibt oder ihre feine Kleidung dazu benützt, um sich vermögensunrechtliche Vorteile zu erblenden. Widerlich auf jeden gebildeten Menschen wirkt jene Pseudo-Eleganz, die das Schöne durch das Teure ersetzt und am liebsten den Platin-Manschettenknopf, die Perl-Krawattennadel, die ganze Toilette mit den Preisen versehen möchte, die für diese Dinge bezahlt wurden.

Eleganz ist Talent, Erziehung, Geschmack und Geist in einem. Weil sie aus so Vielartigem besteht, wird sie auch bei formkundigen Völkern hoch eingeschätzt. Eleganz ist verstofflichte Philosophie des Taktes. Geld muß zwar ein notwendiges Mittel zur eleganten Kleidung genannt werden, aber weder Tausendmarkscheine, noch allererste Schneiderfirmen können dich elegant kleiden, solange dir die *Gesetze der Eleganz* nicht zugleich Regeln des guten Benehmens, Forderungen der feinen Sitte und Vorbedingungen des ausgleichenden

Taktes sind. Etwas Urpersönliches stellt die Eleganz dar. Es darf bei dieser Gelegenheit ganz nebenbei bemerkt werden, daß die erfolgreichen Hochstapler fast ausnahmslos ein ausgesprochenes Talent für die Eleganz der Kleidung besitzen.

Moden sind nicht Gleichgültigkeiten, sondern Prägungen von Sitten und Gebräuchen. Der Charakter des Individuums, sowie der der engeren und weiteren Gesellschaft gibt sich in ihnen kund. Entsprechen diese Moden nicht der jeweiligen Gesellschaftsform, dann sind sie Masken. Kleiden sich Zehntausende von großstädtischen Frauen gleich Kokotten, dann geraten sie in Gefahr, auch als solche angesehen, bewertet und angesprochen zu werden. Es ist unglaublich, wie herausfordernd sich manche Damen in guten Verhältnissen zu kleiden wagten. Gesellschaftstoiletten, wie sie beispielsweise die Pariser Modellkollektionen von 1913 und 1914 zeigten, wie sie auch mannigfach getragen wurden, der weibliche Oberkörper fast vollständig entblößt, die Korsage nur aus leichtestem, durchsichtigem Tüll bestehend, *mußten* ihre Trägerinnen und deren Geschlecht in Verruf bringen. Der groh erotische Effekt solcher künstlich inszenierter Nuditäten ist ein zu aufdringlicher, spekulativer und brutaler, als daß er nicht abstoßend gewirkt hätte. Hier entschuldigt nicht das »Man trägt«. Und die Ausrede der Konfektion, »Paris« habe eben solche Kleider zur Mode erhoben, ist wenig stichhaltig: denn die Pariser musterten für den deutschen Markt ihre Kollektionen *so*, wie die deutsche Konfektion *es* wünschte.

Ein Kleid, das den Anstand, den man namentlich von der Frau verlangen darf, geflissentlich verletzt, müßte von weiblicher Seite aus mit allen Mitteln unmöglich gemacht werden. Die *anständige* Gesellschaft hat ein tiefes Interesse daran, daß sie in



Mädchen aus Malansche   Aus Ratzel Völkerkunde, Bd. I



Le Chic chez les nègres. Aus „Je sais tout", Paris.

ihrer Mode nicht *anstößig* erscheint. Aus dem schönen Anziehenden darf nicht das *systematisch* Anzügliche werden. Das kokett hier und dort Unverhüllte zeige sich nicht als kokottenhaft Unverhohlenes. Ein Kleid, das einen *unangezogenen* Eindruck hervorruft, übt gleichzeitig die Wirkung des *Ungezogenen* aus.

Bis vor Ausbruch des Krieges schien es sich die weibliche Mode angelegen sein zu lassen, alles in sich aufzunehmen, an sich auszuprobieren, was fremdartig und grotesk anmutete. Der brasilianische Urwald mußte seine buntesten Vogelgefieder liefern. Negerschädel aller Art (siehe Tafel 46) lieferten die Vorbilder zu den modernen Haarfrisuren der Pariserinnen und damit unserer Damen. Den abenteuerlichsten Kopfschmuck wilder Völker ahmte die Mode nach, wobei sie allerdings auch zu einigen hübschen Ergebnissen kam. So ließ sie in den letzten Jahren eine Haube Modeform annehmen, die, wie wir auf Tafel 45 (aus Ratzel, Völkerkunde) sehen, die Mädchen von Makasche in Afrika tragen. Die geschlitzten Hosen der mexikanischen Mestizen fingen an, sich über Amerika die Herrenmode zu erobern. Argentinische Tänze, papuanische Amulette, indische Sandalen, indianische Federkronen . . . ., nun fehlten nur noch Halsschnüre aus Tierklauen und Tierzähnen, richtige Menschenskalpe, bemalte Gesichter, tätowierte Arme, durchlöcherte Lippen, dann war »der Wilde« in der Frauenmode erreicht, dann hatte sie alle Register des Exotischen erschöpft, dann konnte sie wieder beim Einfachen beginnen. Für solche Auswüchse war es gut, daß der Krieg kam. Denn wohin wären die Frauen mit ihrer geschmack- und kulturlosen Mode gekommen?

Diese nie dagewesene *lächerliche Buntheit* der Modeformen legt die Frage nahe: sind das wirklich Menschen mit einem

richtig sehenden Verstande, die sich ein derartiges Zeug von Paris her aufbinden ließen? Bestand da nicht irgendein gesellschaftlicher Defekt, wenn derartige Firlefanzereien ernst genommen wurden? Inmitten solcher Moden ging es ja noch hunter zu, als im dreißigjährigen Kriege, als man reimte:

»Alamode Kleider, Alamode Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's auch innen.«

Schon ein Jahrhundert vor Friedrich von Logau, von dem dieses Wort stammt, hatte ein anderer Satiriker geschrieben: »Die zerhackten Kleider prophezeyen ein zerrissen Regiment.« Das war vor vierhundert Jahren so und ist heute noch nicht anders

Wie bisher kann es nicht weitergehen. Es sind zu viele Fragen des sozialen Lebens mit der Modefrage verknüpft, als daß man sich den Luxus erlauben könnte, der Entwicklung der Mode tatenlos zuzusehen. Es ist Zeit, daß wieder eine gewisse *Einfachheit* und *Natürlichkeit* in der Mode ihre Einkehr halten. Dies geschieht in erster Linie durch die *SELBSTARBEIT DER FRAU* der höheren und der niederen Stände. Je teurer die Modegegenstände werden, desto bälder macht sich diese persönliche Daheimarbeit bezahlt. Wo die Frauenmode ihre schönsten Kleider erfand, da war sie Allgemeingut der weitesten Schichten, da beteiligte sich jede Frau selbstgestaltend an ihr.

Die Herstellung ihrer eigenen Kleidung gehörte von jeher zum ureigentlichen Betätigungsgebiete der Frauenwelt. Warum verzichtete sie gerade in unseren Tagen auf dieses wertvolle weibliche Sonderrecht? Warum überließ es die Frau männlichen Sensationsspekulanten und spindelschlanken Mannequins, zu zeigen, oder besser: vorzutäuschen, was »weibliche« Eleganz sei? Um die Frau als lebensfreudige Mutter, trotzdem sie sozial viel

vollwertiger ist, als die kinderlose Modedame, hat sich die Mode des letzten Jahrzehnts soviel wie gar nicht gekümmert.

Es liegt also in unserem nationalen Interesse, eine Mode zu schaffen, die dem deutschen Frauentypus besser angepaßt ist, als die seitherige, in der sich eine voll gewachsene Frau gleichsam als Mensch zweiter Klasse vorkam. Und es wird gut sein, wenn sich möglichst viele Frauen zusammenschließen, um dieses Vorhaben zu erreichen.

Frauenkleid bedeutet ein gut Stück Frauenfrage. Es ist zugleich beredte Sprache, andeutendes Symbol, packendes Gefühl, überwindende Kraft und anschauliche Idee. Wie viele Ehen hat dieses Frauenkleid stiften helfen? Wie viele andere Ehen hat es gelockert, untergraben, gestürzt? Wie viele jungen Leute hat es zu Verschwendern gemacht? Wie viele Kinder hat es enterbt, wie viele unterdrückt? Wie viele Rechnungen hat es fälschen heißen? Wie viele Praktiken ausgesonnen und ausgeführt, um sich bezahlt zu machen? Wie viele schwache Mädchen hat es der Prostitution in die Arme getrieben?

Es sei hier ein Schreiben des Kaisers Leopold II. angeführt, das dieser Fürst im Jahre 1781 an den Senator Relli richtete. Man könnte meinen, das Schriftstück sei gestrigen Datums, so genau trifft es gewisse Mängel der Mode, die auch heute bestehen: »Dieser höchst verderbliche Eigensinn, welchen die Mode zum Gesetz macht, verbreitet sich wie eine ansteckende Seuche, bis auf die Weiber auf dem Lande. — Daher entstehen die vielen Schwierigkeiten in Absicht der Eheverbindungen, die der Staat immer zu erleichtern suchen sollte, daher kommt der Mangel der zur Erziehung des Kindes erforderlichen Gelder, daher die Abgänge in den Rechnungen der Kassebeamten; daher Schulden und Untreue

allgemeiner Ruin in der Familie, innerer Streit derselben und böse Gewohnheiten, worunter besonders die zur Mode gewordenen Bankrotte zu zählen sind. Ja, dieser ausschweifende Luxus lehrt sogar die süßen Namen Vater und Mutter vergessen.

Zwar sind Seine Königliche Hoheit gar nicht gesonnen, die Freiheit ihrer Untertanen einzuschränken, aber Sie hoffen doch, daß die guten Absichten, welche Höchstdieselbe als Vater gegen ihre Kinder hegen, auf sie den gehörigen Eindruck machen werden.

Notwendigerweise muß der Adel den Anfang machen, diesfalls ein gutes Beispiel zu geben. Demzufolge soll dieser Stand, auch an Galatagen, beide Geschlechter ohne Pracht — am besten wäre es in schwarzer Kleidung — erscheinen, ohne allen Theaterprunk.«

Das sind gutgemeinte Worte eines sich um das Wohl seines Volkes sorgenden, hochherzigen Fürsten. Viele unserer Bischöfe haben seit einer Reihe von Jahren Ähnliches gepredigt. Aber leider mit wenigem Erfolg. Ein falscher *»Theaterprunk«*, eine durch und durch verlogene Konfektions-Kulissenkleidung hatten sich das weibliche Geschlecht erobert. Und diese Mode brachte ihre gleichgearteten Schwestern Sitte und Manier mit sich.

Zur roten und zur güldenen Internationale gesellte sich die *bunte Internationale*, das ist die *Konfektionsmode*. Ihre bizarre Buntheit, ihre schreiende Formzerrissenheit scheinen von dem Umstand herzurühren, daß sie nun zu einer *Allerweltssache* geworden ist. Von dem Augenblicke an, da Paris sich anschickte, in seiner Mode *allen* Ständen gerecht zu werden, fing es an, unsicher und unrichtig zu arbeiten. Man kann nicht vielen Herren dienen, nicht alle Geschmäcker unter einen Modehut bringen. Paris, das, auf der Höhe seines Moderufes, eigentlich nur aristokratische Standestrachten schuf, lud sich in Verkennung seiner Kräfte eine Titanen-

arbeit auf die Schultern, als es doch die großen Massen der internationalen Großstädte modisch beherrschen wollte. Dahin ging sein Streben früher nicht. Das alte Paris wollte nur mit einer Welt zu tun haben, die in Standes- und Erziehungs- und Formfragen genau zu seiner formschönen Mode paßte.

Lernen wir aus den Fehlern anderer. — Stück um Stück sieht Paris von seiner Modherrschaft abbröckeln; es muß zusehen, wie sein einst ehrlich verdienter guter Ruf als vorbildliche Schöpferin der feinsten Frauenmoden in die Brüche geht, weil das republikanische Neu-Paris dem geschmacksverbunzenden Amerikanismus zu weitgehende Konzessionen anfangs freiwillig machte, schließlich machen mußte. Die *»Pariser Mode«*, einst eine Standes- und Kleidrechtsfrage der vornehmen Gesellschaft Europas, ist zur *internationalen Geschäftsangelegenheit* und *Geldsache* mit vorwiegend erotisch-spekulativem Charakter geworden. Daher der übertriebene Wechsel, daher das Kokettenhafte, daher das Konfektionsmäßige dieser Mode. Paris lieferte in der Hauptsache heute nur noch den *Namen* für eigentümliche deutsche und amerikanische Kleidmaschenschaften. Diesen Namen ließ es sich allerdings hoch bezahlen.

Die Mode geht mit den sozialpolitischen Änderungen ihrer Zeit. Diese haben seit der französischen Revolution eine ganz gewaltige Schwenkung gemacht. Die demokratischen Großstädte, diese kleininternationalen und großintersozialen Gemeinwesen, beherrschen intellektuell das ganze Land. Nach ihnen muß sich notgedrungen auch die Mode bis zu einer gewissen Grenze richten. So streng einst die Stände, die Berufe, die Geschlechter voneinander geschieden waren, so kunterbunt leben sie heute auf dem Boden der Großstadt neben- und durcheinander. Genau so die Moden.

Man verlangte von ihnen, sie sollten vornehm dreinschauen und doch nicht viel kosten. Und so gab ihnen die Konfektion von außen den Verputz der Feinheit, während die stofflichen Innenräume den Charakter des Unfertigen aufwiesen. Es verhält sich in der *großstädtischen Kleidung* genau wie in einem Teile der großstädtischen Architektur.

Konfektion: — das ist im Stoffe der Kleidung der *großstädtische Modus* am Ausgang des neunzehnten und zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie wurde massenhaft hergestellt und wendete sich an die mehr oder minder geschmacklosen Massen. Sie war oberflächlich gearbeitet und hatte zu Kundinnen jene oberflächliche Frauenwelt, die im Kino das Ideal aller Augenreize sah. Sie war vergleichsweise billig und genoß daher das Vertrauen jener Kreise, die um billiges Geld eine Unze Vornehmheit erwerben wollten. Sie war Industriesache, trug unindividuellen Schablonencharakter, wie eben jene sozialen Elemente die der großstädtische Alltag schablonenmäßig regierte. Die Konfektion zeigte genau dasselbe Gepräge, wie es ihre Anhängerschaft zur Schau trug.

Frauenmoden, die derartig oberflächlich sind, wie die verflossenen es waren, beweisen in ihrem Bilde, daß die Frauenwelt *große* Gefahr lief, einen bedeutenden Teil ihres Ansehens einzubüßen. Entweder duldet es die Frauenwelt weiterhin, daß unverantwortliche Handelsspekulanten ihren Kleidmodus vorschreiben, oder aber alle Frauen von Anstand und Geschmack kündigen *in einmütiger Geschlossenheit* der konfektionsmäßigen, ultraradikalen Mode ihre Gefolgschaft. Dadurch machen sie dem würdelosen Treiben ein Ende, das sich gegen allen Geschmack und Takt in der Frauenmode des vergangenen Jahrzehnts eingebürgert hatte.

Das Kleidrecht ist nicht vogelfrei! Weder das Recht des Herstellens, noch das Recht des Tragens! Die Frauenmode darf nicht, von einer kapitalistischen Oligarchie von Spekulanten regiert, die Schranken überschreiten, die Gesetz und Sitte, Anstand und Erziehung, Charakter und Bildung in vielen Hunderten von Jahren ganz allmählich errichtet haben. Tut die Mode dies dennoch, dann ist es eben höchste Zeit für eine sittenerhaltende Frauenwelt, hier tätig einzuschreiten. Am *Staate* und seinen Organen ist es aber, hier nicht untätig zuzusehen, wie dies bisher der Fall war. Eine Mode, deren hervorstechendstes Merkmal der Anarchismus den Regeln des Schönen und des Geziemenden gegenüber ist, verdient keine Schonung.

Wenn einzelne kirchliche Autoritäten in den letzten Jahren es wagten, gegen die zynischen Herausforderungen der Frauenmode zu predigen, wurden sie entweder totgeschwiegen oder verächtlich abgetan. Solches Gebaren paßte genau zu seinen Musen. Gewissen- und schamloser konnte die laut gepriesene fleischliche Reklame der weiblichen Ich nicht mehr inszeniert werden, als dies in den fast hüllenlosen Moden der wieder auferstandenen Directoire der Fall war.

Frauen heraus! Ihr seid von der Kultur als Bewahrerinnen der guten Sitte, als Pflegerinnen der Volkszucht, als verantwortliche Schildträgerinnen von Geschmack und Takt aufgestellt. Vernachlässiget nicht eure hohen Kulturaufgaben! Duldet keine Kleidung, die Maske und Kulisse ist! Bedenket, daß eine Mode, die mehr scheinen will, als sie ist, als hochstaplerisch angesehen werden muß! Belehrt eure weiblichen Dienstboten, daß es nur eine komische Wirkung erzielt, wenn sie in einer scheinfeinen Konfektionsmode die Dame spielen wollen! Bemängelt es, wenn

ihr von deutschen Frauen hört, die ihren höchsten Stolz darein setzen, für Pariserinnen gehalten zu werden! Wendet euch ab von jenen Frauen, denen es ein gewisses perverses Vergnügen bereitet, in ihrer kokottenhaften Mode für Kokotten angesprochen zu werden! Vermeidet alles Auffällige an eurer Toilette! Denn was auffällig ist, wirkt aufdringlich und roh.

Ihr aber, Verbände und Vereine, die ihr auf eure Fahnen die Pflege der guten Sitte und die Erziehung zur Innerlichkeit geschrieben habt, belehrt eure Mitglieder beiderlei Geschlechts, daß nichts in den Augen eines anständigen Menschen so verpönt ist wie eine Kleidung, der man den Widerspruch zwischen Inhalt und Gesicht schon von weitem ansieht. *Kleidsache ist Kultursache.* Der Anstand der Kleidung gibt sich kund, indem er dem Wohlstand ihres Trägers und der Wohlanständigkeit seiner Gesinnung entspricht. Es freut uns stets, wenn wir in Gegenden oder zu Menschen kommen, bei denen Sitten und Kostüme miteinander verwachsen scheinen. Und sie sind es immer, wenn die Kleider den echten Bedürfnissen gemäß angefertigt und getragen werden.

Es ist zu wünschen, daß vor allem jene vielen feingebildeten Offiziers- und Beamtenfrauen sich an der Modereform der Zukunft tätig beteiligen, die über mehr Geschmack als materielle Mittel verfügen. Denn wenn unsere Mode etwas benötigt, um sich durchzusetzen, dann sind es in erster Linie taktvoll veranlagte Frauen mit guter Erziehung. Was wir für die große Masse der Frauen brauchen, ist eine Kleidung, die neben der Eleganz der Einfachheit den Vorteil besitzt, nicht allzuschnell zu wechseln. Nur diese Einfachheit, verbunden mit einer mäßigen Beharrlichkeit, vermag es, daß sich ein gewisser *Stil in der Mode* einbürgert, daß der Geschmack und die allgemeine Freude an der

Echtheit des Stoffes und der Schönheit der Form sich durchsetzen.

Hunderttausenden von Frauen böte sich in der Mode eine günstige Gelegenheit, ihr geschmackliches Können nutzbringend zu verwerten und durch die Form des Kleidbildes hindurch erzieherisch auf das weibliche Geschlecht einzuwirken. Selbsttun macht den Meister, und Selbstschneidern erzieht jene Meisterkünstlerin, die um so wertvollere soziale Dienste leistet, wenn sie auch zugleich Hausfrau ist. Eine Frau, die den Geist der weiblichen Bekleidungskunst kennen lernt, wird auch auf den Geschmack ihres näheren und ferneren Verkehrskreises schönheit- und taktfördernd einwirken. Der ethisch-ästhetische Wert des weiblichen Selbstschneiderns kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden.

Das Weib war noch immer und überall die Herrin des Mannes. Mit dem Rechte, das es sich nahm, sich eroberte, sich klug erschlich und weise bewahrte. Mit dem Rechte der Schönheit des Herzens und der Lieblichkeit der Erscheinung. Den Männern geben wir, gestützt auf reiche Erfahrungen, den guten Rat: lernet die Frauen besser kennen und würdigen, und nicht nur die einzelnen, sondern die Gesamtheit der Frauen. Gebet ihnen jene Stoffe und Arbeiten, die ihrem Wesen von Natur aus am besten entsprechen, und dazu gehört das ganze Inventar der Mode.

In unserer abendländischen Kultur, die zu einem guten Teil aus der romanischen Welt hervorging, will die Frau nicht beiseitegeschoben werden. Sie verlangt aktiven Anteil an den positiv gestaltenden und bewahrenden Kultursegnungen. Wenn das männliche Industriezeitalter und -Volk diesen Anteil der Frau versagt, dann

beauftragt sie ihren ersten Anwalt — und das war bisher die Pariser Mode! — damit, die Völker gegen jene aufzubieten, die über Frauenrechte allzu sorg- und gedankenlos hinwegschreiten. Von einer »unverantwortlichen und mächtigen Nebenregierung« sprach unser Reichskanzler bei Ausbruch des Krieges. In Frankreich und England, in den Vereinigten Staaten und Rußland, in Belgien und in Rumänien, in Griechenland und in den ABC-Staaten Südamerikas, in allen eleganten Hauptstädten und Residenzen des Erdrunds war jene vorzugsweise weibliche Nebenregierung an der Arbeit, um die von ihr beherrschte Welt gegen uns aufzuhetzen und aufzubieten. Die von Paris und London diktierte Eleganz und Mode der letzten Jahrzehnte waren durchweg deutschfeindlich. Das zeigte sich in ihren wirtschaftlichen, aber auch in ihren politischen Maßnahmen gegen unser Land.

Deutschland, kümmere dich mehr als bisher um deine Frauenmode, um deine Frauenwelt, und du wirst dir ein Machtmittel schaffen, das hervorragend geeignet sein wird, das in blutigen Kämpfen Errungene zu bewahren. Die Frauenwelt, und besonders die feine Frauenwelt, ist eine mächtige Verbündete jenem Staate, der ihre innerste Sprache, ihr ureigenstes Recht und ihre vornehmlichste Kunst- und Lebensgelegenheit bestens zu verwalten weiß. Diese aber kommen in dem Kulturgebilde der *FRAUENMODE* zum restlosen Ausgleich und Ausdruck.

Politik und Kultur bedürfen zu ihrer restlosen Volkstümlichkeit der Frauenwelt. Und die Ideen dieser verbreitet am weitesten und nachhaltigsten die — Frauenmode. Wenn zu Zeiten des Krieges die zerstörenden Machtmittel das erste Wort haben, so sind es in Friedenszeiten die Formen der Kultur, die ihre Werbearbeit tun. Wir haben im Verlaufe unseres Werkes so viele

Kulturgebiete genannt, die mit der Frauenmode aufs engste verknüpft sind, daß auch das bescheidenste Urteilsvermögen zu dem Schluß gelangen muß, daß wir am Anfange einer mächtigen *Kulturtat* stehen, wenn wir es unternehmen, die Weltherrschaft der weiblichen Mode anzubahnen und anzutreten.

Französische Modeherrschaft war bisher gleichbedeutend mit französischer Geschmacks-, Sitten- und Kulturherrschaft, anerkannt und befolgt vom ganzen gesitteten Europa. Daß Paris allmählich kulturell abgewirtschaftet hatte — trotz der Milliardengewinne aus seiner Mode —, bewiesen die vielen Proteste aus aller Welt, besonders aber aus Frankreich selbst, gegen die Verwahrlosung und Verrohung der »Pariser« Konfektionsmode. Der französische Kultureinfluß wird schon lange und vielerorts nicht mehr als vorbildlich anerkannt. Seit dem Kriege aber ist vollends jedes Vertrauen zu Paris geschwunden.

Die Achtung vor dem deutschen Wesen wird in Zukunft ganz gewaltige Fortschritte machen. Auch bei unseren jetzigen Feinden. Die deutsche Sprache wird sich weite Kulturgebiete erobern. Mit der Sprache eines Volkes aber geht sein Kleid. Sorgen wir beizeiten dafür, daß es eine eigene Geschmacks- und Wesensnote erhält. Noch immer hat sich die Weltmode jenem Volke zugewandt, das ihre Hochachtung hervorrief. Nach den Siegen der Verbündeten im Jahre 1814 kam für Jahrzehnte das wienerische Biedermeierkleid, wenn auch französisch zurechtgestutzt. Mit den deutschen Trachten wird sich wieder die deutsche Tracht durchsetzen, jedoch diesmal vollständiger als vor hundert Jahren: zum Vorteil unserer Industrie, unseres Kunstgewerbes, unserer Frauenwelt, zum Segen unserer ganzen deutschen Kultur.

Das Frankreich nach dem Kriege wird daran gehen, seine religiösen und sozialen Gegensätze auszugleichen, wenn es nottut, mit blutiger Grausamkeit. Lange Jahre wird diese soziale Klarung in Anspruch nehmen. In solchen Zeiten arbeitete die Mode nie produktiv. Das Deutschland nach dem Kriege wird in Ruhe die Bahnen fortsetzen, die es schon während des Krieges und vorher kulturstrategisch angelegt hat. Zu diesen Gedankenbahnen gehört auch das vorliegende Werk. Mögen seine Anregungen in denkenden Köpfen weitere Ausgestaltung gewinnen und durch rührige Hände befruchtende Tatsachen werden!